

DIE DEUTSCHEN *LERCHE*-ÜBERSETZUNGEN: ÜBERSETZEN IM KONTEXT DES SPRACHWANDELS

ÁGNES BEZECZKY

Freie Universität
Berlin, Deutschland

Kosztolányis Roman „Pacsirta“ (Lerche) und eine erste Übersetzung erschienen zu einer Zeit der Zweisprachigkeit und des raschen sprachlichen Wandels. Als die späteren Übersetzungen entstanden, war die Zahl der bilingualen Sprecher unbedeutend. Kann man einen Zusammenhang aufzeichnen, der die systematischen Unterschiede zwischen den Übersetzungen mit den sprachlichen Veränderungen verbindet? Die ausgewählten Beispiele zeigen, dass die erste Übersetzung wesentlich mehr Interferenz (im Sinne Weinreichs) zulässt, als die späteren Übersetzungen. Ob diese Interferenz durch eine ungarisch-beeinflusste Varietät des Deutschen lizenziert wurde, ist noch nicht eindeutig zu entscheiden.

Schlagwörter: Übersetzung, Zweisprachigkeit, Sprachwandel, Interferenz, Kosztolányi, Weinreich, Pacsirta, Lerche

1. Einleitung

Budapest, ähnlich wie andere rasch wachsende Städte, wandelte sich von Grund auf um die Wende des 20. Jahrhunderts, und veränderte dabei auch die Stadtbevölkerung samt Lebensstil und Weltanschauung. Nicht einmal ihre Sprache wurde von diesen Entwicklungen ausgenommen, so fiel die Anzahl der deutschen Muttersprachler von 118 607 (33,34 %) im Jahr 1880¹ auf 60 425 (6,5 %) im Jahr 1920. Die wechselseitige Beeinflussung der Alteingesessenen und der Zugezogenen rief somit eine neue Gemeinschaft von Budapestern ins Leben, die ihre Mitglieder schnell assimilieren konnte. Um eine Identität als Budapestener anzunehmen, vor allem wenn man andere für die eigene literarische/mathematische/politische etc. Vision begeistern konnte, war es unbedeutend, woher und aus was für Verhältnissen man stammte, was für eine Sprache man vorher sprach: Die Migranten wurden in kurzer Zeit zu Einheimischen. „Am Ende des [19.] Jahrhunderts glich Budapest am ehesten einer schnell wachsenden amerikanischen City“² und die Stadt wurde zum Schmelztiegel der Österreichisch-Ungarischen Monarchie.

Die Budapester Identität am Anfang des 20. Jahrhunderts war somit eine Hybride, was auch deutlich aus den Lebensläufen der Stadtbewohner hervorgeht. Man kann die Beschaffenheit dieser besonderen Hybridität anhand eines der zahlreichen Beispiele kurz und klar erfassen: Hugo Veigelsberg (1869–1949), bekannt als Ignotus, Mitbegründer und erster Chefredakteur der modernistischen Literaturzeitschrift *Nyugat* [Westen], stammte aus einer deutschsprachigen jüdischen Budapester Familie, wurde zu einem der wichtigsten ungarischen Publizisten seiner Generation, und schrieb, mit gleichem Elan, patriotisch über die „ungarische nationale Frage“³ und offensiv über den künstlerischen Beitrag des vermeintlich abartigen, „un-ungarischen Sprachgebrauchs“ der *Nyugat*.⁴ Solche Positionen, die in einem anderen Zeitalter oder an einem anderen Ort kaum in einer einzigen Perspektive miteinander zu vereinbaren wären, mussten in der in der Stadt vorherrschenden Atmosphäre, „die seltsam war, weil sie sowohl ungarisch wie kosmopolitisch auftrat“,⁵ nicht notwendigerweise Gegensätze bilden.

Diese zeittypische Verschmelzung von Patriotismus und Kosmopolitismus prägte sowohl die Geschichte der sprachlichen Adaptation und Assimilation als auch die rege öffentliche Debatte über den Status der ungarischen Sprache. Eine Anekdote des Literaturkritikers Aladár Schöpflin (1872–1950) aus dem Artikel *Asszimiláció és irodalom* [Assimilation und Literatur] ist hierfür bezeichnend:

Die Ungarn waren überall die angesehenste Schicht, alle wollten sich an sie anpassen. Ich höre immer noch die Stimme der jungen Pressburger Bürgertochter, die am Michaelertor zu ihrer Mutter sagte:

– Aber Mama, sprechen wir ungarisch, es ist doch viel eleganter.

Die Assimilation fand ohne jeglichen Druck oder Gewalt statt, es war ein Konsens, die natürliche Folge der Situation. Es lag in der Luft.⁶

Das junge Mädchen koppelt – auf aus heutiger Sicht kaum nachvollziehbarer Weise – die von ihr angestrebte großstädtische Eleganz an die ungarische Sprache, und in dieser Hinsicht teilt sie die Weltanschauung der ungarischen Literaten ihrer Zeit, deren Absicht es war, in ungarischer Sprache auf „weltliterarischem“ Niveau zu schreiben. Im Übrigen bedeutete die Bestrebung, die ungarische Sprache zu erwerben, offenbar keine endgültige Verdrängung des Deutschen: Die Äußerung des Mädchens wird im ungarischen Text auf Deutsch ohne ungarische Übersetzung wiedergegeben, denn Schöpflin konnte im Jahr 1939 immer noch davon ausgehen, dass die Deutschkenntnisse seiner Leserschaft (mindestens) für diesen Satz ausreichen.

In diesem kulturellen und sprachgeschichtlichen Kontext – also zu einer Zeit, wo Deutsch in Ungarn noch die dominante Zweitsprache war – veröffentlichte Dezső Kosztolányi (1885–1936) im Jahre 1924 seinen Roman *Lerche*. Die erste deutsche Übersetzung folgte kurz darauf 1928, die zweite erschien 1970 in der

DDR, schließlich kamen gleich zwei Neuübersetzungen 2007 in Deutschland und in der Schweiz heraus. Somit verteilen sich die deutschen Übersetzungen des Romans einerseits über unterschiedlichen Epochen der deutschen Rezeption ungarischer Literatur, andererseits entstanden sie parallel zu einer im Laufe der Jahrzehnte zunehmenden Distanz zwischen den Sprachen. Waren Deutsch und Ungarisch in den 20er Jahren noch eindeutig Kontaktsprachen, eingebettet in einen bikulturellen Kontext, so schrumpfte die Zahl der bilingualen Sprecher bis zum Ende des 20. Jahrhunderts auf eine unbedeutende Größe.

Die Frage ist nun, ob der Sprachwechsel nachvollziehbare Spuren in den Übersetzungen hinterlassen hat. Die Hypothese wäre nahe liegend, dass die neueren Übersetzungen das Original stärker exotisieren, da sie eine größere sprachlich-kulturelle Kluft überbrücken müssen, während die Erstübersetzung noch auf der Basis des alltäglichen sprachlich-kulturellen Austausches entstanden ist. Diese kulturelle Nähe ist nicht zuletzt deshalb auch ein bedeutender Faktor, weil zwischen Erstübersetzung und Original kein zeitlicher Abstand besteht. Es erweist sich jedoch als äußerst schwierig, eine solche Hypothese in der engen Textarbeit zu prüfen. Obwohl die Übersetzungen sich tatsächlich auf systematische Art und Weise unterscheiden, bleibt es oft unmöglich, zwischen der (bewussten und unbewussten) Übersetzungspraxis der einzelnen Übersetzer und dem historischen Sprachgebrauch, der den jeweiligen Epochen zuzuschreiben ist, zu unterscheiden. Nur auf der Ebene der Lexik ist Exotisierung eindeutig zu erkennen.

Des Weiteren wurden die *Lerche*-Übersetzungen kaum wissenschaftlich untersucht, so dass meine Analyse sich nicht auf Vorausgegangenes stützen kann.⁷ Deshalb werde ich zuerst das passende Werkzeug für meine Analyse in der Sprachgeschichte und Kontaktlinguistik suchen, um danach die Unterschiede zwischen den Übersetzungen textnah interpretieren zu können.

2. Schreiben und Übersetzen im zweisprachigen kulturellen Kontext

Der Roman und seine erste Übersetzung entstanden, wie in der Einleitung bereits erwähnt, in einer Zeit der Zweisprachigkeit und des raschen sprachlichen Wandels. Historiker John Lukács betont die Einzigartigkeit dieser Epoche in der Geschichte der deutschsprachigen Minderheiten Osteuropas:

In der Geschichte Mittel- und Osteuropas ist das eine außerordentliche Entwicklung. Quer durch Osteuropa, von Estland bis Siebenbürgen und von der Wolga bis Südtirol, bewahrten die deutschen Volksgruppen ihre Sprache und ihre Bräuche. [...] Mit der einzigen Ausnahme der deutsch-baltischen Aristokratie [...] ist mir keine nennenswerte Assimilation der Deutschen im Osten Europas bekannt – nur Ungarn, und dort vor allem Budapest nach 1865. Nur sehr wenig da-

von ist auf den politischen Druck der Ungarn zurückzuführen. [...] Die Entscheidung einer ganzen Generation von Ungarn-Deutschen, sich mit der ungarischen Nation und ihren Fragen zu verbünden und, noch wichtiger, die ungarische Sprache zu übernehmen, bezeugt den großen Schub, den die ungarische Kultur in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts erhielt.⁸

Aber wie genau verliefen diese Prozesse der sprachlichen Veränderung? In welchem Stadium der Ungarisierung befand sich die Bevölkerung von Budapest in den zwanziger Jahren des 20. Jahrhunderts, und waren diese sprachlichen Verhältnisse 40 Jahre später, als die zweite Übersetzung des Romans erschien, noch in Spuren erhalten?⁹

Um diese Fragen nun ansatzweise beantworten zu können, beschäftige ich mich zuerst mit den demographischen Daten und verschiedenen qualitativen Quellen der Zeit. Im nächsten Schritt ziehe ich die kontaktlinguistische Theorie zurate, um die Geschichte des Sprachwechsels sachgemäß mit den Übersetzungen verbinden zu können. Allerdings können die Disziplinen der Soziolinguistik und der Kontaktlinguistik, die in erster Linie auf orale Sprachprozesse ausgerichtet sind, nur bedingt viel Hilfe bei einer Untersuchung von schriftlichen (und noch dazu historischen) Spracherzeugnissen bieten. Eine Theorie des Sprachkontakts, nach welcher konkrete Erwartungen über spezifische Textmerkmale an einer in der Sprachkontaktsituation entstandenen Übersetzung gesetzt werden könnten, ist mir leider nicht bekannt. So werde ich schließlich einige Aspekte der Kontaktlinguistik näher betrachten, die das Potenzial haben könnten, eine Erklärung der systematischen Unterschiede zwischen den deutschen Übersetzungen zu bieten.

2.1 Die demographischen Daten im Überblick

Dass es ab der Mitte des 19. Jahrhunderts gute Daten zur Zusammensetzung der Budapester Bevölkerung gibt, haben wir József Kőrösi (1844–1906), einem Vorreiter der Entwicklung statistischer Methodik, zu verdanken.¹⁰ Sein Buch *Budapest nemzetiségi állapota és magyarosodása az 1881-diki népszámlálás eredményei szerint* [Die Nationalitätenzusammensetzung und Ungarisierung Budapests nach den Ergebnissen der Volkszählung 1881] kann als Ausgangspunkt für eine kurze Darstellung der Sprachgeschichte Budapests dienen. Nach den Ergebnissen der Volkszählung 1881 zählte die gesamte Bevölkerung der Stadt 366 682 Personen, darunter 195 912 (55,08 %) ungarische, 118 607 (33,34%) deutsche und 21 237 (5,97 %) slowakische Muttersprachler. Jedoch betont Kőrösi die methodologischen Schwierigkeiten bei der Datenerhebung zur Muttersprache, denn es besteht seiner Einschätzung nach eine wesentliche Diskrepanz zwischen Muttersprache und Nationalität, wenn Einwanderung und „nationale Verwandlung“

(sprich: Ungarisierung) bedeutende Faktoren bilden. So merkt er an, dass auch bekannte und ausdrücklich ungarisch-patriotische Einzelpersonen deutsch, slowakisch, serbisch usw. als ihre Muttersprache angaben.¹¹ Was die Verbreitung der Sprachen unter den Stadtbewohnern betrifft, berichtet Kőrösi, dass 250 257 (68,25 %) Personen ungarisch, 264 459 (72,12 %) deutsch und 52 000 (14,18 %) slowakisch konnten. Als Ursache für die größere Verbreitung der deutschen Sprache nennt Kőrösi einerseits die Tatsache, dass 21 000 Ausländer aus Österreich und Deutschland sich in der Stadt aufhielten, andererseits dass „ein Großteil der Ungarn (128 000 Personen aus 196 000) diese Sprache erlernt hat“.¹² Aus der Volkszählung geht ebenfalls hervor, dass 63 834 (17,41 %) Personen nur ungarisch und 71 299 (19,44 %) nur deutsch sprachen.

Nach Kőrösis Analyse war die Schulbildung nach der Einwanderung der wichtigste Faktor für die Ungarisierung der Bevölkerung, und er (als enthusiastischer ungarisch-jüdischer Nationalist) findet die Assimilationsmaßnahmen der jüdischen Gemeinde, wie z. B. ungarischsprachiger Schulunterricht, Gottesdienst, Rabbinerausbildung usw., in diesem Hinsicht vorbildlich. Was die Assimilierung der übrigen deutschsprachigen Einwohner betrifft, rechnet er, dass 36 % der deutschen Kinder zu ungarischen Muttersprachlern wurden¹³ und 27 % der in Österreich geborenen Bevölkerung ungarisch lernte.¹⁴

Kőrösis Prognose über den weiteren Verlauf der Ungarisierung bestätigte sich: Zwanzig Jahre später bei der Volkszählung von 1901 waren von den 716 746 Bewohnern Budapests 568 404 (79,3 %) ungarische und nur noch 101 682 (14,2 %) deutsche Muttersprachler; 654 386 (91,3 %) Einwohner konnten ungarisch.¹⁵ Leider gibt es ab diesem Jahr keine Daten mehr zur Verbreitung der deutschen Sprache in Budapest. Die beschriebenen Tendenzen setzten sich auch in der Volkszählung von 1910 fort: Zu diesem Zeitpunkt waren aus 880 371 Bewohner 756 070 (85,9 %) ungarische und 78 882 (9 %) deutsche Muttersprachler.¹⁶ 1920 war die Zahl der Gesamtbevölkerung der Stadt 928 996, darunter 837 858 (90,2 %) ungarische und 60 425 (6,5 %) deutsche Muttersprachler; 1930 waren aus 1 006 184 Einwohner 928 950 (92,3 %) ungarische und 38 460 (3,8 %) deutsche Muttersprachler.¹⁷

2.2 Sprachideologische Einstellungen in der Zwischenkriegszeit

Aladár Schöpflin, dessen Anekdote über die Eleganz der ungarischen Sprache in der Einleitung zitiert wurde, beschrieb im selben Artikel die Umstände des Sprachwechsels im Detail:

Eine solche Menge an Fremden, welche im letzten Drittel des letzten Jahrhunderts im Ungarntum aufgegangen ist, stellt eine offenbare Gefahr für die Unversehrtheit der Sprache dar. Und unsere Sprache

litt schon immer unter dem Druck des Lateinischen in den älteren Jahrhunderten, des Deutschen im 19. Jahrhundert. Die Kenntnis der deutschen Sprache galt unter unseren Intellektuellen als ein Zeichen der Bildung, unser Publikum las viele deutsche Bücher und Zeitungen, der Kontakt und die Mischehe mit den Bürgern der mehrheitlich deutschen Städte war häufig. Wir müssen die germanisierende Gewalt des Absolutismus gar nicht erwähnen.¹⁸

Schöpflin, Kőrösi, Ignotus, auch Kosztolányi haben alle ähnliche Ansichten über die ungarische Sprache. Die Kontaktlinguistik nennt ihre Einstellung Sprachloyalität, ein Begriff, der nach dem Muster des Nationalismus zu denken ist: Er bezeichnet „the state of mind in which the language (like the nationality), as an intact entity, and in contrast to other languages, assumes a high position in a scale of values, a position in need of being ‘defended’“. ¹⁹ Eine solche Einstellung ist vom sprachlichen Purismus nicht allzu weit entfernt. Schöpflin hat auch einen gewissen puristischen Enthusiasmus, welchen er an der folgenden Stelle am klarsten formuliert:

Es war schon immer nötig, es ist auch heute nötig, die Richtigkeit der Sprache zu überwachen, und es wird auch solange nötig bleiben, bis sich unsere gesamte Bildung und unser Gemeinschaftsgeist von dem immer noch überwiegenden deutschen Einfluss befreien.²⁰

Der Artikel wurde 1939 veröffentlicht, als die tatsächliche Zahl der deutschen Muttersprachler in Ungarn schon sehr stark zurückgegangen war. Diese Beschreibung füllt einige Wissenslücken, die nach der Darstellung der demographischen Daten vorhanden sind, und zeigt, dass der Sprachkontakt einen wesentlichen Einfluss auf das kulturelle Leben Ungarns bis zum zweiten Weltkrieg ausübte.

2.3 Kontaktlinguistische Hintergründe

Nachdem wir einen Überblick über die Sprachkontaktsituation in Ungarn um die Wende des 20. Jahrhunderts gewonnen haben, brauchen wir nun ein theoretisches Gerüst, um diese Daten interpretieren zu können. So werde ich zum Einstieg einige nützliche Begriffe aus der Kontaktlinguistik einführen.

Uriel Weinreichs *Languages in Contact: Findings and Problems*, ein grundlegendes Werk der Kontaktlinguistik, hat einen doppelten Fokus: Einerseits wird das Sprachverhalten bilingualer Individuen²¹ analysiert, denn sie bilden „the ultimate locus of language contact“;²² andererseits werden die Sprachmuster von Gruppen bilingualer Sprecher in ihrem sozio-kulturellen Kontext erörtert. Diese doppelte Ausrichtung ist insofern hilfreich für unsere Zwecke, als sie die Möglichkeit eröffnet, individuelle Spracherzeugnisse im Rahmen der größeren sprachlichen Zusammenhänge zu behandeln, d. h. die Auswirkungen der Mehr-

sprachigkeit in Ungarn auf die einzelnen *Lerche*-Übersetzungen nach angemessenen Gesichtspunkten zu besprechen.

Der zentrale Begriff in Weinreichs Theorie ist die Interferenz, definiert als die Abweichung von den Normen beider Sprachen in der Rede eines bilingualen Sprechers aufgrund seiner Sprachkenntnisse. So z. B. könnte ein bilingualer Sprecher die Wortstellung eines Subjekt-Verb-Objekt-Satzes als das Gleiche auf Englisch und Russisch interpretieren, obwohl die Funktion dieser Wortstellung auf Englisch denotativ, auf Russisch jedoch eher stilistisch ist. Solche Interferenzphänomene treten nach Weinreichs Theorie auf jeglicher Ebene der Sprache, in der Phonetik, Grammatik und Lexik, auf.

While in theory [...] the basic units – phonemes, features of order, selection, dependence, etc., and semantemes – of two languages are not commensurable, in practice classificatory overlappings of physical sound and of semantic reality are of course extremely common. The bilinguals' interlingual identifications only increase this overlapping; hence the particularly extensive parallelisms between languages which have been in long and intensive contact.²³

Diese Aussage hat auch im Falle des ungarisch-deutschen Kontakts Relevanz, denn der große Einfluss des Deutschen auf das Ungarische ist gut dokumentiert,²⁴ vor allem im Bereich der Lehnwörter. Allerdings war eine Beeinflussung in entgegengesetzter Richtung im Großen und Ganzen unbedeutend, was unsere Fragestellung – ob der Übersetzer in den 1920er Jahren eventuell eine andere, vom Sprachkontakt eher geprägte Varietät des Deutschen verwendet, als die späteren Übersetzer – auszuklammern scheint. Diese Folgerung würde jedoch die Tatsache, dass der Kontext des Sprachkontaktes ab der Mitte des 19. Jahrhunderts einen Wandel erfuhr, übersehen: Während das Deutsche bis zu diesem Zeitpunkt mehr Prestige²⁵ besaß, konnte das Ungarische in den darauffolgenden Jahrzehnten so viel Prestige gewinnen, dass dies sogar ein Prozess des Sprachwechsels einleitete. Diese Tatsache bezeugen auch die oben aufgeführten Daten.

Weinreich behauptet, dass „language shifts are almost invariably preceded by widespread bilingualism“,²⁶ was auch im Fall der deutschsprachigen Bevölkerung Budapests zutrifft. Den Unterschied zwischen den resultierenden Interferenzen auf individueller und gemeinschaftlicher Ebene fasst er folgendermaßen auf:

In speech, interference is like sand carried by a stream; in language, it is the sedimented sand deposited on the bottom of a lake. The two phases of interference should be distinguished. In speech, it occurs anew in the utterances of the bilingual speaker as a result of his personal knowledge of the other tongue. In language, we find interference phenomena which, having frequently occurred in the speech of bilinguals, have become habitualized and established. Their use is no longer dependent on bilingualism.²⁷

Und dies ist genau der Punkt, der uns bei der Analyse der *Lerche*-Übersetzungen weiterhelfen mag. Denn der Habitualisierungsprozess durchläuft unterschiedliche Stadien, und keineswegs alle sprachlichen Muster, die durch häufiges Auftreten in einem zweisprachigen Kontext lizenziert werden, müssen sich endgültig in der Sprache etablieren. Es ist daher plausibel, dass die Varietät des Deutschen, die in den 1920er Jahren von Zweisprachigen gesprochen wurde, mehr Interferenz zulässt, als spätere Varietäten. Und wie die Textanalyse zeigen wird, gibt es tatsächlich systematische Unterschiede zwischen der Erstübersetzung und den späteren Übersetzungen, die als Zeichen von Interferenz gelesen werden können.

3. Die Übersetzungen: Ihre Geschichten und ihre Unterschiede

3.1. Die Übersetzungsgeschichte

Lerche erschien 1924; die erste Übersetzung von Stefan Isidor Klein (auch Stefan Joseph Klein genannt) kam vier Jahre später heraus. Stefan Klein war Kosztolányis deutscher Übersetzer und auch gewissermaßen sein Agent in den deutschsprachigen Gebieten: Er übersetzte regelmäßig Kosztolányis Romane und Kurzgeschichten, und organisierte deren Veröffentlichung selber, etwa in Zeitungen in Wien, Prag, Köln, Luzern usw.²⁸ Auch eine Rezension seiner Übersetzungen in der Zeitschrift *Nyugat* aus dem Jahr 1927 betont Kleins kulturvermittelnde Tüchtigkeit: „Der deutsche Apostel der ungarischen Literatur arbeitet unermüdlich. Und was noch mindestens so wichtig ist: Er ergänzt seine apostolischen Tätigkeiten mit einem Talent für das Organisatorische.“²⁹ Seine Übersetzungen „fließen gut“, fand die *Nyugat*,³⁰ und auch eine *Lerche*-Rezension in der Zeitschrift *Korunk* [Unsere Zeit] bestätigt, dass die zeitgenössische ungarische Meinung Kleins Arbeit als „fein und präzise“ einschätzte.³¹

Wie aus ihrem (leider nur äußerst lückenhaft) veröffentlichten Briefwechsel hervorgeht, bestand großes Vertrauen zwischen Autor und Übersetzer. So schrieb Kosztolányi an Klein im Jahr 1936: „Was den deutschen Titel von *Anna Édes* betrifft, überlasse ich dir alles. Wie wäre es mit: *Die Perle*? Entscheide du.“³² Dieses Vertrauen ist umso bedeutender, als Kosztolányi über exzellente Deutschkenntnisse verfügte: Schon im Alter von 15 Jahren arbeitete er an einer Heine-Übersetzung, er studierte u. a. Germanistik und verbrachte zwei Semester an der Universität in Wien. Der führende Kosztolányi-Spezialist Ungarns behauptet hierzu: „Als Erstes und vielleicht am besten konnte er höchstwahrscheinlich Deutsch.“³³ Des Weiteren war Kosztolányi einer der bedeutendsten ungarischen Übersetzer überhaupt, dessen zahlreiche Übersetzungen fast so eine große Wirkung auf die ungarische Sprache hatten, wie seine literarischen Werke. Somit konnte er die

Qualität der Übersetzungen seiner Romane sehr wohl einschätzen. Stefan Kleins *Lerche*-Erstübersetzung kann man dementsprechend einen autorisierten Text nennen.

Wenn wir uns die Frage stellen, ob Stefan Klein möglicherweise eine vom Ungarischen beeinflusste Varietät des Deutschen sprach, so müssen wir einen kurzen Blick auf seinen sprachlichen Hintergrund werfen. Klein ist in Wien geboren, kam aber als Kind auf eine ungarische Schule in der Kleinstadt Holitsch. Er besuchte die Wiener Universität und war anschließend Mitarbeiter der deutschsprachigen Budapester Tageszeitung *Pester Lloyd*.³⁴ Später wohnte er in Frankfurt und, nach der Machtergreifung Hitlers, in England. Somit hielt er sich in seinen prägenden Jahren in einem Umfeld auf, in welchem ungarisch-beeinflusstes Deutsch gang und gäbe war.

Die zweite Übersetzung stammt von Klaus Schmuck und Georg Harmat; das Projekt wurde von Paul Kárpáti, ehemaliger Professor der Hungarologie an der Humboldt-Universität, begleitet. Das Buch ist im Jahr 1970 in der DDR bei Reclam erschienen. Die Entstehungsgeschichte dieser Übersetzung hat wenige schriftliche Spuren hinterlassen, außer einem Antrag auf die Erteilung der Druckgenehmigung aus dem Jahr 1969. Im Antrag bemerkte der Verlag nur: „Der 1924 erschienene Roman enthüllt das dem Untergang geweihte Bürgertum.“³⁵

Die zwei Übersetzungen aus 2007 wurden veröffentlicht, sobald der ungarische Original keinem Urheberrecht mehr unterlag. Die Version von Heinrich Eisterer ist bei Suhrkamp erschienen, die von Christina Viragh bei Manesse. Beide Übersetzer sind für ihre Übersetzungen der Klassiker bekannt, wofür sie schon zahlreiche Preise erhalten haben.

3.2 Die Übersetzungen und ihre Unterschiede

Wenn man vier unterschiedliche Übersetzungen des selben Ausgangstextes untersucht, ist es selbstverständlich, dass man zahlreichen kleinen Unterschieden begegnet. Ich werde versuchen die meines Erachtens typischen, systematischen Unterschiede zwischen den Übersetzungen anhand von Beispielen zu erläutern. Die hier besprochenen Beispiele stammen überwiegend aus dem vierten Kapitel des Romans, denn die Kleinstadt wird in diesem Abschnitt vorgestellt, und die Interpretation erfordert noch keine Kenntnisse über den weiteren Verlauf der Geschichte. In meiner Analyse folge ich der Trennung Weinreichs in lexikalische und grammatische Interferenz, und bespreche beide Phänomene auch in Hinsicht auf den sprachlichen Wandel.

In der Analyse verwende ich die folgenden Abkürzungen:

O: Kosztolányi, Dezső. *Pacsirta*. Budapest: Szépirodalmi Kiadó, 1971.

K: Kosztolányi, Dezső. *Lerche*. Einzig berechtigte Übertragung aus dem Ungarischen von Stefan J. Klein. Heidelberg: Merlin Verlag, 1928.

S: Kosztolányi, Dezső. *Lerche*. Übersetzt von Klaus Schmuck, bearbeitet von Georg Harmat. Leipzig: Reclam, 1970.

E: Kosztolányi, Dezső. *Lerche*. Aus dem Ungarischen übersetzt von Heinrich Eisterer. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 2007.

V: Kosztolányi, Dezső. *Lerche*. Aus dem Ungarischen übersetzt von Christina Viragh. Zürich: Manesse, 2007.

Die angegebenen Seitenzahlen beziehen sich immer auf die jeweilige Ausgabe.

3.2.1 Die lexikalische Interferenz

Wie kann man sich der Ausgangsfrage – ob die Erstübersetzung die Welt des Romans weniger exotisch-fremd darstellt, als die späteren Übersetzungen – annähern? Das folgende Beispiel, in welchem es um die unterschiedlichen möglichen Rechtschreibungen eines Eigennamens geht, lässt uns direkt in diese Problematik einsteigen:

O: Priboczay már kiállt a **Mária gyógytárba** [...] (29)

K: Priboczay stand in der Tür der **Marien-Apotheke** [...] (47)

S: Priboczay stand in der Tür der **Marien-Apotheke** [...] (34)

E: Priboczay stand schon in der **Maria-Apotheke** bereit [...] (41)

V: Priboczay hatte sich schon in der Tür der „**Mária-Apotheke**“ aufgestellt [...] (52)

Die aus heutiger Sicht veraltete Konjugation des Namens Maria in der Klein-Übersetzung sorgt dafür, dass die Bezeichnung der Apotheke besonders unauffällig in den deutschen Satz einfließt, während die Verwendung der Akzente in der Viragh-Übersetzung die Aufmerksamkeit gerade auf die Fremdheit des Schauplatzes lenkt. Des Weiteren macht dieses Beispiel ersichtlich, dass die späteren Übersetzungen mit einer doppelten kulturellen Distanz zu kämpfen haben: Jenseits der oben geschilderten Unterbrechung des Sprachkontaktes im Alltag besteht selbstverständlich innerhalb jeder Sprachgemeinschaft eine kulturelle Kluft zwischen den 1920er und den 2000er Jahren. Dieser Zeitfaktor erschwert es den zeitgenössischen Übersetzern, inzwischen veraltete Lösungen wie die von Klein authentisch zu verwenden. Allerdings wird „gyógytár“, ein äußerst seltener Neo-

logismus aus dem 19. Jahrhundert,³⁶ welcher im Gegensatz zum geläufigen „gyógyszertár“ steht, als archaisierendes Stilmittel im ungarischen Original eingesetzt. Die altertümlichen Stilelemente in Kosztolányis Prosa berufen sich oft auf das kollektive Gedächtnis, sie aktivieren ein gemeinsames Hintergrundwissen, welches die Mitglieder der Sprachgemeinschaft teilen. Dieses Verfahren wird durch die Markierung der Eigennamen als etwas Fremdes untergraben. In dieser Hinsicht ist das Beispiel der Apotheke bezeichnend für die systematischen Unterschiede zwischen den Übersetzungen: Die Klein-Übersetzung behandelt die fiktive Welt des Romans eher als eine vertraute Entität und begrenzt oder tilgt sogar die fremd klingenden Elemente, während die späteren Übersetzungen immer wieder das Exotische, das spezifisch Ungarische betonen.

Allerdings muss man an diesem Punkt doch zwischen den Übersetzungen aus 2007 differenzieren, denn das eben besprochene Beispiel könnte den falschen Anschein wecken, dass die Eisterer-Übersetzung umsichtiger mit dieser Problematik umgeht, als die von Viragh. Jedoch ist es meistens Viragh, die ab und zu das Fremde zum Heimischen macht, wie in der Übertragung eines weiteren Eigennamens:

O: [...] ki a **tarligeti tavon** minden nyáron „velence éj“-t rendez (30)

K: [...] der jeden Sommer **auf dem See des Städtchens** eine „Venezianische Nacht“ veranstaltete (48)

S: [...] die alljährlich **auf dem Tarligeter See** veranstalteten „Venezianischen Nächte“ (34)

E: der **am See von Tarliget** jeden Sommer eine „venezianische Nacht“ veranstaltete (42)

V: [...] der jeden Sommer **auf dem Kahlwiesensee** eine „Venezianische Nacht“ veranstaltete (54)

Hier ist Eisterer eindeutig am wenigsten darauf bedacht, die Ortsbezeichnung für den deutschen Leser vertraut darzustellen: Viragh übersetzt die Bestandteile des Wortes, Schmuck verdeutscht es mit einem Suffix, und Klein tilgt den kompletten Ortsnamen schlicht und einfach. Dennoch ist es Klein, der am konsequentesten den ganzen Text hindurch das Gefühl der Vertrautheit mit der fiktiven Welt aus dem Ungarischen überträgt, indem er die Rolle des spezifisch Ungarischen auf ein Mindestmaß herabdrückt.

Eine ähnliche Frage zum angenommenen kulturellen Hintergrundwissen des Lesers stellt sich bei gesellschaftsspezifischen Ausdrücken, wie im folgenden Beispiel:

O: Galló ügyész [...] szigorú vádbeszédén gondolkozott, melyet egy **sváb** rablógyilkos ellen fog tartani (29)

K: Der Staatsanwalt Galló [...] dachte [...] über seine strenge Anklagerede nach, die er gegen einen **schwäbischen** Raubmörder halten würde (47)

S: Staatsanwalt Galló [durchdachte] noch einmal die strenge Anklagerede, die er sogleich gegen einen **schwäbischen** Raubmörder halten würde (33)

E: Staatsanwalt Galló [dachte] über die strenge Anklagerede nach, die er gegen einen **ungarndeutschen** Raubmörder halten würde (40)

V: Staatsanwalt Galló [dachte] an die unerbittliche Anklagerede, [...] die er gegen einen **schwäbischen** Raubmörder halten wollte (52)

Das ungarische Wort „sváb“ bezog sich bis zum Zweiten Weltkrieg nicht auf die Schwaben, sondern auf die deutsche ethnische Minderheit Ungarns bzw. auf Deutsche, die sich in Ungarn aufhielten. Dementsprechend ist Eisterers Übersetzung gewissermaßen korrekter, als die anderen. Sie hat jedoch den Nachteil, dass „ungarndeutsch“ und „sváb“ zwar dasselbe Denotat haben, sie werden aber in unterschiedlichen Kontexten verwendet. (Des Weiteren wurde „ungarndeutsch“ erst ab den 1930er Jahren geläufig.)³⁷ Obwohl die Gedanken des Staatsanwaltes Galló kaum zu den möglichen Kontexten von „ungarndeutsch“ gehören, kommt das Wort in einem Nebensatz vor, der der erlebten Rede zuzuordnen ist, was zu Ungeheimheiten führt.

Warum haben sich die anderen drei Übersetzer für „schwäbisch“ entschieden? Dies scheint einen Fall von Interferenz im Sinne Weinreichs darzustellen, und zwar handelt es sich um „change in the content of signs on the basis of homophonous signs in another language“.³⁸ Lexikalische Interferenzphänomene treten in allen vier Übersetzungen auf, sind jedoch für den Klein-Text am charakteristischsten.

O: Környey Bálint [volt] a *Párducok* című **asztaltársaság** elnöke [...] (30)

K: Bálint von Környey [war] der Vorsitzende der „Die Panther“ benannten **Tischgesellschaft** (48)

S: [Er war] der Vorsitzende der „Panther“-**Tischgesellschaft** (34)

E: Bálint Környey [war] Vorsitzender der **Stammtischrunde** *Die Panther* (41)

V: Bálint Környey [war] Vorsitzender des **Stammtisches** „Die Panther“ (54)

Das zusammengesetzte Wort „asztaltársaság“ entspricht in seinen Einzelteilen genau dem deutschen Wort „Tischgesellschaft“: „asztal“ heißt „Tisch“ und

„társaság“ heißt „Gesellschaft“. Im Ungarischen gibt es viele Entlehnungen von zusammengesetzten Wörtern aus dem Deutschen, die solche Ähnlichkeiten in der Struktur aufweisen; hier handelt es sich womöglich ebenfalls um eine solche „Spiegelübersetzung“. Die Übereinstimmung zwischen „asztaltársaság“ und „Tischgesellschaft“ ist jedoch weniger ausgeprägt in der Bedeutung, als in der Form; inhaltlich ist „Stammtisch“ tatsächlich die genauere Entsprechung. Der Umstand, dass die früheren Übersetzungen trotzdem eher das strukturell ähnliche Wort verwenden, weist wieder auf Interferenz hin.

Wie könnte man nun die Zusammenhänge zwischen lexikalischer Interferenz und dem Exotisierungsverfahren aufdecken? Im folgenden Beispiel geht es um die Übersetzungen von „tanya“, ein für seine Unübersetzbarkeit berühmtes Wort, das eine kleine Gruppierung von Gehöften bezeichnet.

O: Szombaton **a tanyák népe** a város felé özönlött [...] (28)

K: Samstag flutete **das Volk der Gehöfte** in die Stadt [...] (45)

S: Samstags **strömte das Volk von den verstreut liegenden Gehöften zur Stadt** [...] (32)

E: Samstags strömte **die Bewohnerschaft der verstreuten Gehöfte** Richtung Stadt [...] (39)

V: Samstags **strömte das Volk von den Höfen in die Stadt** [...] (50)

Die Schmuck- und Eisterer-Übersetzungen verwenden das Adjektiv „verstreut“, um die spezielle Bedeutung des ungarischen Wortes berücksichtigen zu können. Schmucks Umschreibung ist besonders wortreich, was mit den allgemeinen Tendenzen seiner *Lerche* übereinstimmt: Er poliert gerne alle nicht normgerechten Textstellen bis in die Eindeutigkeit, wofür noch weitere Beispiele in der Analyse von längeren Textpassagen aufkommen werden. Die Klein- und Viragh-Übersetzungen begnügen sich hingegen damit, die spezifische Bedeutung von „tanya“ nicht zu vermitteln. Da die deutsche Sprache keinen besonderen Begriff für diesen Kontext vorsieht, sind diese Lösungen ebenso unmarkiert wie Kosztolányis Original.

Somit haben wir in den Schmuck- und Eisterer-Übersetzungen mit einer Art lexikalischer Interferenz auf der Bedeutungsebene zu tun, die aus der Bedeutungsstruktur des Wortes „tanya“ hervorgeht. Dies steht im Kontrast zur grammatischen Interferenz in der Klein-Übersetzung: Die grammatische Struktur des Ausdrucks „tanyák népe“ entspricht einer Genitivkonstruktion im Deutschen, so wie sie in der Klein- (und Eisterer-)Übersetzung auch wiedergegeben wird. Die Formulierung kann allerdings klarer übertragen werden ohne die ungarische Syntax, wie bei Viragh. Der Unterschied zwischen der lexikalischen und der grammatischen Interferenz besteht darin, dass die Erstere einer aufgezwungenen Überbrü-

ckung der sprachlich-kulturellen Distanz entspringt, während die Letztere wegen einer übertriebenen Annahme von sprachlich-kultureller Nähe zustande kommt. Mit diesem Gegensatz sind wir voll und ganz im Bereich der grammatischen Interferenz, dem Thema des nächsten Abschnittes, angelangt.

3.2.2 Die grammatische Interferenz

Welche Interferenzen man in einem Text erkennt, ist immer eine Frage der Interpretation, die in schwierigeren Fällen auch Interferenzen seitens des Lesers mit einbezieht. Zum Glück gibt es auch eindeutige Beispiele (die man an anderer Stelle als Fehler bezeichnen würde), die den Einstieg in die grammatische Interferenz vereinfachen können:

O: Füzés Ferinek a kaszinó társalgójában találkoznia kellett az ellenfél segítségével, hogy jegyzőkönyvet vegyenek föl, és a hetek óta húzóódó, kényes ügyét a párbajkódex szabályai szerint **jobbra vagy balra eldöntsék**. (29)

K: Feri Füzés musste im Rauchzimmer des Kasinos mit den Kartellträgern des Gegners zusammenkommen, damit ein Protokoll aufgenommen und die sich seit Wochen hinziehende, heikle Angelegenheit nach den Regeln des Duellkodex **nach rechts oder links entschieden werde**. (47)

S: Dort wollte er sich im Gesellschaftszimmer mit den Sekundanten des Gegners treffen, um ein Protokoll aufzunehmen und in der seit Wochen schwebenden heiklen Angelegenheit nach den Regeln des Duellkodex endlich eine Entscheidung nach **rechts oder links herbeizuführen**. (34)

E: Er musste sich im dortigen Salon mit dem Sekundanten des Kontrahenten treffen, um ein Protokoll aufzusetzen und die sich seit Wochen hinziehende Angelegenheit gemäß den Regeln des Duellkodex **so oder so zu entscheiden**. (41)

V: Feri Füzés hatte sich im Salon des Kasinos mit den Sekundanten der Gegenpartei zu treffen, um ein Protokoll aufzunehmen und die sich seit Wochen hinziehende heikle Angelegenheit dem Duellkodex entsprechend zu **regeln**. (53)

Die Klein- und Schmuck-Übersetzungen haben in diesem Satz eine extreme syntaktische Nähe zum Original bewahrt, indem ein ungarisches Idiom wortwörtlich übertragen wurde, obwohl es (meines Wissens) keine entsprechende deutsche Wendung gibt. Die Passagen sind exemplarisch für die Gefahr, dass eine sich stark an den syntaktischen Strukturen des Originals orientierende Übersetzung

den Raum für Interferenzphänomene öffnet. Man sollte jedoch aufgrund dieses Beispiels keineswegs annehmen, dass die Übersetzung von Schmuck sich dieser Gefahr besonders oft aussetzt. Die folgende Textstelle zeigt, wie Schmucks Bereitschaft, von der Syntax des Originals abzuweichen, auch die von der Syntax abhängigen literarischen Mittel wie erlebte Rede aufs Spiel setzt.

O: Fél tízkor ébredt, tüstént ájtött ide, hogy elolvassa a pesti lapokat, s noha még nem reggelizett, rumos feketét rendelt, egymás után gyújtott cigarettáira. **Szája vonaglott az undortól.**

Mindennap ezt látta. A tükörelakon túl mintegy akváriumban úsztak előtte a sárszegi élet egyéb nevezetességei is. (29)

K: Er pflegte um halb zehn zu erwachen, kam sofort hierher, um die Budapester Zeitungen zu lesen, und obschon er noch nicht gefrühstückt hatte, bestellte er schwarzen Kaffee mit Rum und rauchte eine Zigarette nach der anderen. **Sein Mund zuckte vor Ekel.**

Er sah jeden Tag dasselbe. Jenseits des Spiegelfensters schwammen vor ihm wie in einem Aquarium auch die übrigen Berühmtheiten des Sárszeger Lebens. (47)

S: Ijas, der halb zehn erwacht und spornstreichs ins Café geeilt war, las hier die Pester Zeitungen, bestellte sich Mokka mit Rum und rauchte eine Zigarette nach dem anderen. Gefrühstückt hatte er noch nicht.

Sein Mund verzog sich vor Widerwillen. Die Berühmtheiten von Sárszeg schwammen hinter der Scheibe wie in einem Aquarium vorüber, und **das musste er sich täglich ansehen.** (33)

E: Um halb zehn war er aufgewacht und sogleich hierhergekommen, um die Budapester Zeitungen zu lesen, und obwohl er noch nicht gefrühstückt hatte, bestellte er schwarzen Kaffee mit Rum und steckte sich eine Zigarette nach der anderen an. **Sein Mund zuckte vor Ekel.**

Jeden Tag sah er das Gleiche. Hinter der dicken Scheibe schwammen die namhaften Persönlichkeiten der Sárszeger Öffentlichkeit wie in einem Aquarium. (40)

V: Er war um halb zehn aufgewacht und gleich hergekommen, um die Budapester Blätter zu lesen. Gefrühstückt hatte er noch nicht, trank aber Kaffee mit Rum und zündete eine Zigarette nach der anderen an. **Sein Mund verzog sich vor Ekel.**

Jeden Tag sah er das Gleiche. Jenseits der Glasfront schwammen wie in einem Aquarium Sárszogs Notabilitäten vorbei. (52)

Es gibt ein für Kosztolányis Stil bezeichnendes Moment in dieser Passage: Die Mehrdeutigkeit des Satzes „Szája vonaglott az undortól. [Sein Mund zuckte vor Ekel.]“ Es bleibt unausgesprochen, ob der Ekel wegen des Kaffees und der Zigaretten oder wegen der Ansicht des kleinstädtischen Panoramas auftritt, so dass der körperliche Zustand der Figur mit seiner Umgebung verschmilzt. Dieser Mehrdeutigkeitseffekt lässt sich gut übertragen, was in den Klein-, Eisterer- und Viragh-Übersetzungen auch gelungen ist. Bei Schmuck stellt sich das Problem, dass er die Syntax des letzten Satzes neu geordnet hat: Der Satz „Mindennap ezt látta. [Wortwörtlich: Jeden Tag sah er dies.]“ wird in den darauffolgenden Satz integriert, und findet einen Platz ganz am Ende des Absatzes. Diese Veränderungen beeinflussen, erstens, die Gestaltung der erlebten Rede: Die ursprüngliche Stellung des Satzes gewährleistet die Aufrechterhaltung der Perspektive, indem es sich auf die Wahrnehmung der Figur bezieht, und dies wird durch die neue Reihenfolge unterbrochen. Zweitens, die einfache Tätigkeit des Sehens verwandelt sich in das idiomatische „sich ansehen müssen“. Diese Interpretation Schmucks drückt den Widerwillen der Figur demgegenüber, was er sieht, explizit aus; im Original war es jedoch uneindeutig, ob der Ekel sich überhaupt darauf beziehen lässt. Das Beispiel zeigt, wie eine Abweichung von der ursprünglichen Syntax die Informationsstruktur des Satzes notwendigerweise verändert, was weitreichende Konsequenzen für die in der Zielsprache möglichen Bedeutungen des Textes hat.

Die Reihenfolge, in welcher die Information dem Leser zugeliefert wird, ist auf der Ebene der größeren Texteinheiten ebenfalls hochwichtig. In der folgenden längeren Passage bilden die Thema-Rhema-Zusammenhänge auf textgrammatischer Ebene die Basis für die Ironie. Dies wird erst dann besonders deutlich, als die Thema-Rhema-Gliederung in einigen Übersetzungen umgeändert wird, woraufhin die Ironie verdampft.

O: Mindhármuknak lesújtó véleménye volt a vendéglőkről, s bár alig fordultak meg itt, órákig tudtak beszélni fitymáló, sajnálkozó arccal, micsoda moslékszerű levest, mócsingos, rágós húst, kotyvasztott tésztákat adnak szegény agglegényeknek, a családtalan fiatalembereknek, kik nem ismerik a jó „házit“, és micsoda förtelmes tisztátalanságok fordulnak elő ilyen konyhában. [...]

Most erőszakot kellett tenniök, hogy legyőzzék undorukat, melyet maguk növesztettek nagyra, mesterségesen. Útközben vigasztalgatták egymást. **Szemüket összehúzták, orrukat elfintorították,** mikor beléptek a Magyar Király óriási, tejüveggel fedett, nappal is négy ívlámpával világított, **barátságos, tiszta** éttermébe. (31)

K: Sie hatten alle drei eine vernichtende Meinung von den Restaurants, und obschon sie diese kaum aufsuchten, konnten sie stundenlang darüber sprechen, mit geringschätzigem, bedauerndem Gesicht, was für spülichtartige Suppe, was für knorpliges, zähes

Fleisch, was für zusammengepantschte Süßspeisen hier den armen Junggesellen vorgesetzt werden, den familienlosen jungen Leuten, die die gute „Hausmannskost“ nicht kennen, und was für ein furchtbarer Schmutz in derlei Küchen herrscht. [...]

Nun mussten sie sich Gewalt antun, um ihren Ekel zu bezwingen, den sie selbst künstlich großgezogen hatten. Unterwegs trösteten sie einander. **Sie kniffen die Augen zusammen und rümpften die Nase**, als sie, den riesigen, mit Milchglas gedeckten, auch bei Tag durch vier Bogenlampen erhellten, **freundlichen, reinen** Speisesaal des „König von Ungarn“ betraten. (49)

S: Sie hatten sich alle drei eine vernichtende Meinung über Restaurants gebildet, und obwohl sie kaum dort verkehrten, konnten sie doch stundenlang geringschätzig und voller Bedauern über die spülichtartige Suppe reden, die man dort servierte, und über das zähe, sehnige Fleisch und die zusammengepantschten Mehlspeisen, mit denen sich die armen Junggesellen, die alleinstehenden jungen Männer, die nichts von der guten Hausmannskost wussten, begnügen mussten. Und was für ein Schmutz in solchen Küchen herrscht! [...]

Und so mussten sie sich Gewalt antun, um diesen meisterlich gezüchteten Ekel jetzt niederzuringen. Auf dem Wege zum Lokal sprachen sie sich gegenseitig Trost zu. Als sie den milchglasgedeckten, riesigen, tagsüber mit vier Lampen beleuchteten, **freundlichen und sauberen** Speisesaal des „Königs von Ungarn“ betraten, **kniffen sie die Augen zusammen und rümpften die Nase**. (36–37)

E: Alle drei hatten eine vernichtende Meinung über Gaststätten, und obwohl sie kaum je in einer gewesen waren, konnten sie sich stundenlang pikiert und abschätzig darüber verbreiten, was für spülichtartige Suppen, was für flachsiges, zähes Fleisch man armen alten Junggesellen und alleinstehenden jungen Männern vorsetzte, die gute „häusliche Kost“ nicht kannten, und was für entsetzliche Unsauberkeit in solchen Küchen häufig herrschte. [...]

Jetzt kostete es sie Überwindung, ihren Ekel niederzukämpfen, in den sie sich selbst künstlich hineingesteigert hatten. Unterwegs trösteten sie einander. **Sie kniffen die Augen zusammen und rümpften die Nase**, als sie den mit Milchglas überdachten, **freundlichen, sauberen** Speisesaal des „Königs von Ungarn“ betraten, der auch bei Tag von vier Bogenlampen erhellt wurde. (43–44)

V: Alle drei hatten eine vernichtende Meinung von den Gasthäusern, und obwohl sie da kaum verkehrten, konnten sie sich stundenlang mit abschätziger, mitleidiger Miene darüber auslassen, was für Spülwassersuppen, sehniges, zähes Fleisch, schlaffe Teigwaren den armen Junggesellen, den familienlosen jungen Männern vorsetzte, die die gute Hausmannskost nicht kannten, hier vorgesetzt wurden und wie grauenhaft unsauber es in solchen Küchen zuging. [...]

Jetzt mussten sie sich Gewalt antun, ihren Widerwillen, den sie selbst künstlich großgezüchtet hatten, niederzuringen. Unterwegs sprachen sie einander Trost zu. Den riesigen, mit Milchglas gedeckten, auch tagsüber von vier Bogenlampen beleuchteten, **freundlichen, sauberen** Speisesaal betraten sie **stirnrunzelnd und naserümpfend**. (57)

Die Art von Ironie, die den ersten Absatz dieser Passage auf Ungarisch kennzeichnet, ist nicht mit der Ironie des letzten Satzes identisch. Der erste Absatz gibt die Meinung der Figuren in erlebter Rede wieder, einen kleinen Einschub („s bár alig fordultak meg itt [obwohl sie da kaum verkehrten]“) ausgenommen, der auf den Kontrast zwischen den Überzeugungen und dem mangelnden Erfahrungswissen der Figuren hinweist. Dieser Einschub ist zwar eindeutig der Erzählstimme zuzuordnen, doch fügt er keine konkreten Informationen über die Restaurants der fiktiven Welt in den Satz ein, die nicht mit der Perspektive der Figuren (oder dem Wissensstand des Lesers) vereinbart werden könnte. Somit betrifft die Ironie dieses Absatzes zwar auf eine diffuse Art und Weise die Entfernung zwischen den Restaurantsvorstellungen der Figuren und der Realität, die pointierteren Stellen beziehen sich jedoch eher auf die zentrale Stellung der Jungesellen in ihrer Weltanschauung. Die drei Figuren sind nämlich die Mitglieder einer Familie, die aus den alten Eltern und einer nicht mehr jungen, nie schön gewesenen Tochter besteht. Die Tochter ist nicht zu verheiraten, was die ganze Familie quält, und was den Ursprung der Ironie in der Darstellung aller unverheirateten Männer (sprich: potentielle Bräutigame) als bemitleidenswerte Opfer der kleinstädtischen Esskultur bildet.³⁹

Die Ironie des letzten Satzes funktioniert anders, sie baut jedoch auf die vorhergehenden Textpassagen auf. Der ungarische Satz beginnt mit den Ausdrücken „szemüket összehúzták, orrukát elfintoritották [sie kniffen die Augen zusammen und rümpften die Nase]“, welche das gesamte, in den vorherigen Absätzen aufgehäufte Vorwissen des Lesers über die Erwartungshaltung der Figuren mit einbindet und weiterführt. Obwohl die Erzählstimme am Anfang des zweiten Absatzes bemerkt, dass sie diesen Ekel „maguk növesztettek nagyra, mesterségesen [selbst künstlich großgezüchtet hatten]“, dieser Kommentar macht ebenfalls noch keine Information zur Sachlage im Restaurant bekannt. Erst ganz am Ende des letzten Satzes, in einem pointartigen Schluss fallen die Adjektive „barátságos, tiszta [freundlich, sauber]“, die eine subjektive Einschätzung des Restaurants aus der Perspektive des Erzählers liefern.

Es ist diese zweite Art der auf eine Pointe zugespitzten Ironie, die in mehreren Übersetzungen untergeht. In der Schmuck- und Viragh-Übersetzungen bilden die gesamten Adjektive des Speisesaals, darunter auch „freundlich“ und „sauber“, das Thema des letzten Satzes, während der aus der Erwartungshaltung entspringende Gesichtsausdruck der Figuren rhematisch ist. In der Eisterer-Übersetzung ist der Gesichtsausdruck zwar thematisch, was eine Kontinuität mit dem vorher-

gehenden Kontext gewährleistet, der Satz endet jedoch mit einem Nebensatz („der auch bei Tag von vier Bogenlampen erhellt wurde“), durch welchen die Pointe nicht zur Geltung kommt. Der Kontrast zwischen der Erwartungshaltung der Figuren und der Realität erreicht zwar, dass eine gewisse Ironie in allen diesen Übersetzungen besteht, ohne Pointe bleibt sie allerdings ebenso diffus wie im vorherigen Absatz.

Nur die Klein-Übersetzung folgt der ungarischen Syntax so genau, dass die Thema-Rhema-Gliederung im Deutschen erhalten bleibt. Hiermit kommen die potentiellen Vorteile der Interferenzphänomene zum Vorschein. Während das erste Beispiel für grammatische Interferenz den Extremfall von einer ganz unangemessenen Lösung schilderte („nach rechts oder links entscheiden“), hat die Interferenz in Kleins Übersetzung im Großen und Ganzen nur einen stilistischen Effekt, der weniger idiomatisch deutsch wirkt. Ein Beispiel hierfür wäre in der eben besprochenen Passage Kleins „und was für ein furchtbarer Schmutz in derlei Küchen herrscht“ gegenüber Viraghs „wie grauenhaft unsauber es in solchen Küchen zugeht“. Somit beschränkt die Interferenz in Kleins Übersetzung die Flüssigkeit seiner Sätze, erlaubt es ihm jedoch, die Wirkung der größeren textuellen Einheiten zu übertragen.

4. Fazit

Aus der Analyse (sowie aus zahlreichen weiteren Beispielen, die ich hier nicht aufgeführt habe) geht hervor, dass die Klein-Übersetzung wesentlich mehr Interferenz zulässt, als die späteren Übersetzungen. Kann man diese Tatsache nun mit dem Sprachwechsel um die Wende des 19. Jahrhunderts begründen? Wie könnte man feststellen, ob die Interferenz im Text deshalb zum Vorschein kommt, weil diese Schreibweise die Normen einer vom Ungarischen beeinflussten Varietät des Deutschen nicht verletzt? Ein Vergleich mit zeitgenössischen deutschsprachigen Texten aus Ungarn, etwa in der Zeitung *Pester Lloyd*, stellt sich schwierig dar, denn Interferenzen sind wesentlich leichter zu erkennen, wenn man sehr ähnliche Vergleichstexte zur Verfügung hat, als es in dieser Arbeit der Fall ist.

Geht es also um eine spezielle Varietät des Deutschen? Um eine bewusste Entscheidung des Übersetzers? Geht es eventuell einfach um mangelnde übersetzerische Inspiration? In einem Brief an seinen ungarischen Verleger erwähnt Kosztolányi, dass Klein Rohübersetzungen anfertigte, die er erst später redigierte.⁴⁰ Dies setzt ein Mindestmaß an Sorgfältigkeit voraus. Es ist allerdings offensichtlich, dass Klein unter zutiefst anderen Umständen übersetzt hat, als seine Nachfolger. Er hat einen im Ausland kaum bekannten zeitgenössischen Autor übersetzt, sie einen Klassiker der ungarischen Moderne. Aufgrund der Rezep-

tionsgeschichte des Romans könnte man sogar sagen, dass Klein einen anderen Originaltext übersetzt hat, als Schmuck, Eisterer und Viragh.

Die rein textuelle Analyse hat gezeigt, dass Klein sowohl auf der lexikalischen als auch auf der grammatischen Ebene mehr Interferenz zulässt, als seine Nachfolger. Die Analyse hat ebenfalls angedeutet, dass Klein die fiktive Welt des Romans weniger exotisch darstellt, als Schmuck, Eisterer und Viragh. Es stellte sich aber heraus, dass eine rein textuelle Analyse nicht dafür ausreicht, diese Tatsachen eindeutig in der Entwicklung der deutschen und ungarischen Sprachen zu begründen.

Bibliographie

- Kosztolányi, Dezső. *Pacsirta*. Budapest: Szépirodalmi Kiadó, 1971.
- Kosztolányi, Dezső. *Lerche*. Einzig berechtigte Übertragung aus dem Ungarischen von Stefan J. Klein. Heidelberg: Merlin Verlag, 1928.
- Kosztolányi, Dezső. *Lerche*. Übersetzt von Klaus Schmuck, bearbeitet von Georg Harmat. Leipzig: Reclam, 1970.
- Kosztolányi, Dezső. *Lerche*. Aus dem Ungarischen übersetzt von Heinrich Eisterer. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 2007.
- Kosztolányi, Dezső. *Lerche*. Aus dem Ungarischen übersetzt von Christina Viragh. Zürich: Manesse, 2007.
- Demeny, Paul und McNicoll, Geoffrey (Hrsg.) *Encyclopedia of Population*. New York (u. a.): Macmillan, 2003.
- Emich, Gusztav und Fogarasi, János (Eds) *A magyar nyelv szótára* (Wörterbuch der ungarischen Sprache). Pest: Magyar Akadémiai Nyomda, 1862.
- Hózsa, Éva. „Stilusigény“ és a szövegmonotónia elevensége. <http://www.kosztolanyioldal.hu/hozsa-eva-„stilusigeny“-es-szovegmonotonia-elevensege>
- Ignotus. „A magyar kultúra s a nemzetiségek“ *Nyugat* 1908 (4).
- Ignotus. „Finis hungariae“ *Nyugat* 1913 (24).
- Kosztolányi, Dezső. *Levelek – Naplók* (Briefe – Tagebücher). Réz, Pál (Ed.). Budapest: Osiris, 1996.
- Kőrösi, József. *Budapest nemzetiségi állapota és magyarosodása az 1881-diki népszámlálás eredményei szerint*. Budapest: Magyar Tudományos Akadémia Könyvkiadó-Hivatala, 1882.
- Lukács, John. *Ungarn in Europa: Budapest um die Jahrhundertwende*. Berlin: Siedler, 1990.
- Maitz, Péter. *Sozialpsychologie des Sprachverhaltens: Der deutsch-ungarische Sprachkonflikt in der Habsburgermonarchie*. Tübingen: Niemeyer, 2005.
- Mohácsi, Jenő. „Stefan J. Klein fordításai (Die Übersetzungen von Stefan J. Klein)“ in *Nyugat*, 1927 (21).
- Mollay, Károly. *Német–magyar nyelvi érintkezések a XVI. század végéig* (Deutsch-ungarischer Sprachkontakt bis zum Ende des 16. Jahrhunderts). Budapest: Akadémiai Kiadó, 1982.
- Scheiber, Sándor (Ed.) *Évkönyv*. Budapest: Magyar Izraeliták Országos Képviselőlete, 1976, S. 123.
- Schöpflin, Aladár. „Asszimiláció és irodalom“ *Nyugat* 1939 (5).
- Szegedy-Maszák, Mihály. *Kosztolányi Dezső*. Bratislava: Kalligram, 2010, S. 482.
- Szegedy-Maszák, Mihály. *Konzervativizmus, modernség és népi mozgalom a magyar irodalomban*. Web: 20.11.2012 <http://nyitottegyetem.phil-inst.hu/lit/konz.htm>
- Weinreich, Uriel. *Languages in Contact: Findings and Problems*. The Hague (u. a.): Mouton, 1974.

Magyar Statisztikai Évkönyv, Új Folyam IX. Budapest: Athenaeum, 1902.

Ungarisches Statistisches Jahrbuch. Neue Folge, XX. Budapest: Athenaeum, 1912.

Anmerkungen

- ¹ Kőrösi, József. *Budapest nemzetiségi állapota és magyarosodása az 1881-diki népszámlálás eredményei szerint.* Budapest: Magyar Tudományos Akadémia Könyvkiadó-Hivatala, 1882.
- ² Lukács, John. *Ungarn in Europa: Budapest um die Jahrhundertwende.* Berlin: Siedler, 1990. S. 8.
- ³ Z. B. Ignótus. „A magyar kultúra s a nemzetiségek.“ *Nyugat* 1908 (4). Web. 12.08.2012. <<http://epa.oszk.hu/00000/00022/00004/00101.htm>>, Ignótus. „Finis hungariae“ *Nyugat* 1913 (24) Web. 12.08.2012 <http://epa.oszk.hu/00000/00022/00142/04652.htm>
- ⁴ Z. B. Ignótus. „A Nyugat magyartalanságairól“ *Nyugat* 1911 (24). Web. 12.08.2012. <http://epa.oszk.hu/00000/00022/00094/02976.htm>
- ⁵ Lukács 1990. S. 15.
- ⁶ „A magyarok voltak mindenütt az előkelőbb réteg, hozzájuk alkalmazkodni kívánatos dolognak tetszett. Most is fülemben van a fiatal pozsonyi polgárlány hangja, amint a Mihálykapuban ezt mondta az anyjának: ‘Aber Mama, sprechen wir ungarisch, es ist doch viel eleganter.’ Az asszimilálódás mindennemű nyomás vagy éppen erőszak nélkül ment végbe, közmegegyezéssel, a helyzet természetes következményeként. A levegőben volt.“ Wo nicht anders vermerkt, stammen die Übersetzungen von mir. Schöpflin, Aladár. „Asszimiláció és irodalom“ *Nyugat* 1939 (5) Web. 19.08.1985 <http://epa.oszk.hu/00000/00022/00640/20569.htm>
- ⁷ Der einzige literaturwissenschaftliche Artikel, der zum Thema der deutschen *Lerche*-Übersetzungen auffindbar war, widmet sich ganz dem Thema der Monotonie, und erwies sich nicht als hilfreich für meine Fragestellung. Hózsa, Éva. „*Stilusigény*“ és a *szövegmonotónia* elevensége. Web. 23.09.2012 [http://www.kosztolanyioldal.hu/hozsa-eva-,stilusigeny"-es-szovegmonotonia-elevensege](http://www.kosztolanyioldal.hu/hozsa-eva-,stilusigeny)
- ⁸ Lukács, S. 8.
- ⁹ Mein Fokus beschränkt sich auf Budapest, da Kosztolányi (zusammen mit seinem ersten Übersetzer) als Mitglied einer Budapester Sprechergemeinschaft betrachtet werden kann. Mihály Szegedy-Maszák betont zwar die Wichtigkeit seiner ländlichen Ursprünge für das Werk Kosztolányis, dies betrifft allerdings in erster Linie thematische Fragen. Szegedy-Maszák, Mihály. *Konzervativismus, modernség és népi mozgalom a magyar irodalomban.* Web. 20.11.2012 <http://nyitottegyetem.phil-inst.hu/lit/konz.htm>
- ¹⁰ Demeny, Paul und McNicoll, Geoffrey (Hrsg.) *Encyclopedia of Population.* New York (u. a.): Macmillan, 2003. S. 562–563.
- ¹¹ „Ily viszonyok közt különböző statisztikai eredményekre kell jutnunk, a szerint a mint az anyanyelv, vagy a nemzetiség képezi a felvétel tárgyát. És a számlálási anyag átvizsgálása alkalmával csakugyan számos esetben meg lehetett állapítani, hogy oly személyek, kiket a magyar nemzet politikai és szellemi életében kitűnő hely illet meg s kik határozottan nemzeties irányban működnek, anyanyelvül a német, tót, szerb, román, horvát, lengyel stb. nyelvet jegyezték be.“ Kőrösi, S. 19.
- ¹² „A német nyelv elterjedtsége tekintetében különben még megjegyzendő, hogy ez [...] azon körülményre vezetendő vissza, hogy a magyarok nagy része (t.i. 128 000 egyén a 196 000-ból) ezen nyelvet is elsajátította.“ Kőrösi, S. 23–24.
- ¹³ „egyik nemzedékről a másakra 36 %-a magyarosodik a német gyerekeknek.“ Kőrösi, S. 32.

- 14 „Az Ausztriában szülöttek közül 27 % sajátította el a magyar nyelvet.“ Kőrösi, S. 30.
- 15 *Magyar Statisztikai Évkönyv, Új Folyam IX.* Budapest: Athenaeum, 1902. S. 22.
- 16 *Ungarisches Statistisches Jahrbuch. Neue Folge, XX.* Budapest: Athenaeum, 1912. S. 22.
- 17 Die Daten für die Jahren 1920 und 1930 stammen aus dem ungarischen Wikipedia. Ich konnte sie in keiner anderen in Berlin vorhandenen Quelle nachweisen. *Wikipédia.hu* 29.09.2012 http://hu.wikipedia.org/wiki/Budapest_népeessége#cite_note-HNK_44-46-5
- 18 „Olyan nagy tömegű idegen, amilyen a múlt század utolsó harmadában a magyarságba beolvadt, nyilvánvaló veszedelme a nyelv épségének. S a mi nyelvünk amúgy is állandó ostroma alatt állott a régi századokban különösen a latinnak, a XIX. században különösen a németnek. Intelligenciánkban a német nyelv tudása a műveltség kellékének számított, közönségünk sok német könyvet, újságot olvasott, a német többségű városok polgárságával az érintkezés, az összeházasodás gyakori volt. Az abszolutizmus germanizáló erőszakáról nem is szólunk.“ Schöpflin, *ibid.*
- 19 Weinreich, Uriel. *Languages in Contact: Findings and Problems.* The Hague (u. a.): Mouton, 1974. S. 99
- 20 „Arra, hogy a köznyelv ellenőrzés alatt álljon helyes magyarság szempontjából, mindig szükség volt s ma is szükség van, sőt lesz is mindaddig, amíg egész műveltségünk és közszellemünk fel nem szabadul a még mindig túlnyomó német hatás alól.“ Schöpflin, *ibid.*
- 21 „Bilingual“ bedeutet hier nicht ausschließlich Sprecher, die zwei Sprachen auf muttersprachlichem Niveau können, sondern alle, die einer zweite Sprache mächtig sind.
- 22 Weinreich, S. 71.
- 23 Weinreich, S. 8.
- 24 Vgl. z. B. Mollay, Károly. *Német–magyar nyelvi érintkezések a XVI. század végéig.* [Deutsch-ungarischer Sprachkontakt bis zum Ende des 16. Jahrhunderts]. Budapest: Akadémiai Kiadó, 1982.
- 25 Weinreich definiert Prestige einfach als: „the value of a language in social advance“.
- 26 Weinreich, S. 79.
- 27 Weinreich, S. 94.
- 28 Weinreich, S. 11.
- 29 Vgl. <http://kosztolanyioldal.hu/sites/default/files/kdford-segedlet.pdf> Web: 20.09.2012.
- 30 „A magyar irodalom német apostola fáradhatatlanul dolgozik. Ami pedig legalább ennyire fontos: apostoli ténykedését szervező tehetségével támasztja alá.“ Mohácsi, Jenő. „Stefan J. Klein fordításai [Die Übersetzungen von Stefan J. Klein]“ in *Nyugat*, 1927 (21). Web: 27.09.2012 <http://epa.oszk.hu/00000/00022/00430/13455.htm>
- 31 „kellemesen folyamatosak“, *ibid.*
- 32 „finom, precíz“ „Három magyar könyv német nyelven [Drei ungarische Bücher auf deutscher Sprache]“ in *Korunk*, Január 1928. Web: 27.09.2012. <http://www.korunk.org/?q=node/8&ev=1928&honap=1&cikk=4498>
- 33 „Ami *Édes Anna* német címét illeti, rád bízok mindent. Nem volna jó ez: *Die Perle?* Dönts te.“ Kosztolányi Dezső. *Levelek – Naplók* [Briefe – Tagebücher]. Réz, Pál (Ed.). Budapest: Osiris, 1996. S. 691.
- 34 „Minden bizonynyal németül tudott legkorábban s talán legjobban.“ Szegedy-Maszák, Mihály. *Kosztolányi Dezső.* Bratislava: Kalligram, 2010. S. 482
- 35 Scheiber, Sándor (Ed.) *Évkönyv.* Budapest: Magyar Izraeliták Országos Képvisellete, 1976. S. 123.
- 36 http://startext.net-build.de:8080/barch/MidosaseARCH/dr1_druck/mets/dr1_druck_2203/index.htm?target=midosaFraContent&backlink=http://startext.net-build.de:8080/barch/MidosaseARCH/dr1_druck/index.htm-kid-379e11a7-adf5-4cc0-9d81-3ace9f15499b&sign=DR%201/2203 Web: 28.09.2012.

- ³⁶ Emich, Gusztáv und Fogarasi, János (Eds). *A magyar nyelv szótára* [Wörterbuch der ungarischen Sprache]. Pest: Magyar Akadémiai Nyomda, 1862.
- ³⁷ Eine adäquate Übersetzung sowohl für die Bedeutung als auch für die möglichen Kontexte wäre „deutsch“.
- ³⁸ Weinreich, S. 49.
- ³⁹ Diese Ironie wird bei Eisterer nicht adäquat wiedergegeben, da die Synonymen „szegény agglegények, a családaltalan fiatalemberek [die armen Junggesellen, die familienlosen jungen Männer]“ sich in seiner Übertragung in „armen alten Junggesellen und alleinstehenden jungen Männern“ aufsplintern.
- ⁴⁰ Kosztolányi Dezső. *Levelek – Naplók* [Briefe – Tagebücher]. Réz, Pál (Ed.). Budapest: Osiris, 1996. S. 248.

THE EFFECT OF THE UNIVERSITIES OF THE LOW COUNTRIES ON THE INTELLECTUAL HISTORY OF HUNGARY IN THE EARLY MODERN TIMES*

GÁBOR KECSKEMÉTI

Institute for Literary Studies, Research Centre for the Humanities,
Hungarian Academy of Sciences, Budapest
Hungary

In the previous research, two periods were distinguished in the history of the intellectual connections between the Low Countries and Hungary in the early modern age. The first period, terminating at the beginning of the 17th century, was characterized with the impact of Renaissance Humanism, while in the second one, lasting from the 1620s to the end of the century, Cartesian philosophy and Puritan theology were mentioned among the effects reaching Hungary. This paper deals with the traces of the intellectual and literary history of Hungary and Transylvania that can be connected to the extensive philological scholarship practiced at the universities of the Netherlands. The Hungarian crowd of students invading the university of Leiden from the end of the 1610s – the university which was in the contemporary frontline of philological reflection and was also exceptional in the field of philological practice – faced the consequences of philological conceptions, especially of those permeated from Latin Humanism into the field of theology either gaining validity there or provoking intense discussion. This way, the effect of the Dutch Humanism did not decrease in this second period but – on the contrary – it just reached the zenith of its expansion and significance, being synthesized in a broader education programme.

Keywords: Leiden University, Hungarian students abroad, history of philology, school book transfer from Holland into Hungary

When about half a century ago, in 1961, Tibor Klaniczay for the first time systematically reviewed the history of the intellectual connections of the Low Countries and Hungary, he identified two periods of these relations. He characterized the first long period, terminating at the beginning of the 17th century, with the impact of Renaissance Humanism, while in the second one, lasting from the 1620s to the end of the century, he emphasized the appeal and exemplary role of the Protestant model state of the Low Countries, and he mentioned the effect of Cartesian philos-

* This work was carried out as part of the TÁMOP-4.2.2/B-10/1-2010-0008 project in the framework of the New Hungarian Development Plan. The realization of this project is supported by the European Union, co-financed by the European Social Fund.

ophy and Puritan theology among the ones reaching Hungary. He noted that researchers' attention was mostly concentrated on this period due to the that time mass university peregrination of students from Hungary and Transylvania, and to its extraordinary significance from the aspect of the intellectual history.¹

Not many more examined the determinative role of the universities of the Low Countries in 17th-century Hungarian intellectual history with such exemplary richness in data and context as did Imre Bán in his monograph on János Apácai Csere published in 1958.² The sharp intellectual profile of the Puritan thinker influenced by both Cartesian and Ramist effects could only be drawn by considering those impacts and tendencies that affected him during his university studies in the Low Countries. What we can learn from Bán's book on the mid-17th-century intellectual map of the universities in Franeker, Leiden, Utrecht, and Harderwijk, is still a summary of the history of ideas having an orientating significance for Hungarian researchers. Only Dávid Csorba could recently draft a similarly wide panorama on those dynamically developing systems of philosophy, theology, pietism, philosophy of history, and political theory that determined the extremely multilateral intellectual life of the Low Countries.³ In the meantime, huge steps were taken in identifying the data and relations of university studies too; we do have hold of the so far most complete and creditable database of students from Hungary and Transylvania who studied at the universities of the Low Countries.⁴ Ferenc Postma and his colleagues did intense researches and published summaries on those printed dissertations of the universities of the Netherlands the respondent or sometimes even the author of which was a Hungarian or Transylvanian young man, significantly increasing the item numbers of the Hungarian retrospective bibliography.⁵ At the department of Netherlandistics in Debrecen, Réka Bozzay started to examine the institutional history of frequenting universities abroad, including the education-historical relations of the administration and the economics-historical relations of the travels, revealing and exploiting documents in the archives of both Hungary and the Netherlands.⁶ Furthermore, Péter Eredics masterfully managed to prove Andor Tarnai's nearly twenty-year-old suspicion too,⁷ showing in various case studies that in the literary works and literary thinking of students returning from the Low Countries not only foreign Latin university culture has an orientating and articulation marking significance, but also the texts of the mother-tongue and pietistic culture of the nation that hosts the students and makes home for the universities.⁸

Nevertheless, the other characteristic observed by Klaniczay is still alive: significantly less research targeted the period before young Hungarian theologians' streaming into the Netherlands; there is still little improvement in revealing the relations of the time in which the phenomena can be grouped around the 16th-century watchword of Renaissance Humanism and not around those later ones of Calvinist theology. Klaniczay himself tried to contribute to the connections history of

this less examined period by calling the attention to Miklós Oláh's stay in the Low Countries and to his humanist relationships, and by discussing in detail the impact made by two humanists from the Low Countries on two Renaissance poets in Hungary: Janus Secundus' (1511–36) reception by Bálint Balassi and the partly ideological, partly stylistic – called mannerist by Klaniczay – effect of Justus Lipsius' (1547–1606) works made mainly on János Rimay and the circle of neo-Stoically thinking writers and thinkers in Rimay's environment. As for Lipsius, naturally his personal acquaintance to János Zsámboky (Sambucus) was also mentioned, and it was again Zsámboky whose connection with Hadrianus Junius (1511–75) was covered by Péter Eredics, several decades after Klaniczay's initiative study.⁹ Among those from the Low Countries who were less widely known but still had an impact in Hungary, Klaniczay mentioned Janus Douša Sr.'s (1545–1604) humanist poetry,¹⁰ and he called the attention to Janus Gruterus (1560–1627) as well, but I suppose it is obvious that Gruterus' Hungarian connections and the history of his reception must be related first of all to the university of Heidelberg.¹¹

Since then, basically only István Bitskey managed to add a larger number of new observations and conclusions to the facts recorded by Klaniczay. In an initiative study, he reviewed those humanists from the Low Countries who had been to 16th-century Hungary.¹² Their protagonist is naturally Nicasius Ellebodus Casletanus (1535?–77), willingly examined by Klaniczay earlier,¹³ however in Bitskey's muster many more excellent men appear, several of whom – due to the nature of the phenomenon – have been to Hungary or Transylvania with missionary purposes as members of the Jesuit order.

Naturally, there is also an ever-growing amount of literature on the measurement of the extent and nature of the effects that can be connected to Lipsius' name.¹⁴ However, as the prevailment of his political theoretical and literary views is linked at least as much to the Catholic university in Leuven as to the Calvinist one in Leiden – and on top of that a little bit to the Lutheran one in Jena too – and as the thematizing effect of his problem raising is a Pan-European phenomenon, that is an orientating factor generally prevailing in intellectuals' discourse at the turn of the century, the confrontation with his works and thoughts can not be squeezed into the field of discussion of Dutch–Hungarian intellectual connections either in an effect-historical sense or in a connection-historical one. My own contribution to the completion of the history of Lipsius' reception in Hungary was calling the attention to the great extent to which Lipsius' German interpretations could influence the weekdays of *studia humanitatis* where – going straight against the authentic Lipsian aspirations – there could develop even its inclusion into the circle of Ramism and also its application that was in a unique syncretism with Ramism – offering a reception model even to Hungarian Puritanism.¹⁵ And as for Lipsius' philological activity – more precisely his Tacitus-edition dedicated

partly to Zsámboky because of their professional relationship in Vienna¹⁶ –, I recently claimed¹⁷ that it was not made on the basis of the best manuscripts although those would have been available as well; and it only reaches the average classical philological standard of its age in documenting and exceeding the textual conditions of the used manuscripts and earlier editions: one can not decide when he presents someone else's conjecture, when his own and when the reading of a manuscript.¹⁸ It was so to say unavoidable for Lipsius' Tacitus-textology to become outworn in a philological sense right after the closure of his oeuvre. Naturally, these statements do not bring about a change regarding the fact that, from an aspect of the intellectual history, we still have to consider the Lipsian effect reaching Hungary at the turn of the 16th and 17th century to be of essential importance.¹⁹ At the same time, they call the attention to the point that those Hungarian Protestant intellectuals who, within the frameworks of religious orthodoxy, were alienating from Lipsius for confessional reasons – thinkers among whom there is for example Albert Szenci Molnár²⁰ – did have room to move off from Lipsius not only in an ideological but also in a philological sense in the first third of the 17th century.

It seems that in the opening of the philological perspective following Lipsius, we have to attach a uniquely important role to the university of Leiden, the workshop that earlier, between 1578 and 1591 – before his returning to the Catholic church – used to have Lipsius himself as its leading philologist.²¹ It is another matter what philological perspectives could exactly open by the philological thinking of Leiden.²² Lipsius' successor in the professor of history's chair, Paulus Merula (1558–1607) as a philologist interpreted Ennius, Eutropius, and Paulus Diaconus.²³ In his works, the modern history of universities and scholarship seizes and demonstrates such intellectual crisis phenomena that it considers partly expendable to the educational activity of Lipsius himself. The thesis statement that in Lipsius and Merula's time teaching Latin had a historical character in Leiden,²⁴ does not simply sound innocent but it even has an acoustics of acknowledgement: it is obviously about a sign of epistemological stability and a kind of professionalisation that is corresponding to the needs and nature of philological discipline. However, the rise of Humanism to a higher scientific level inevitably goes hand in hand with the decline of its social function, that is professionalisation and marginalisation are parallel phenomena.²⁵ For the marginalisation of the humanist philological project, simply professionalisation would provide a sufficient reason, but at the turn of the 16th and 17th century we can also see that the norms of humanist philological scholarship and the practical needs of the modern state move in two different, sharply receding directions, and there is hardly any connection between the humanist traditions of education and the need for professionals in the well-organised and properly governed state.²⁶ In a methodological sense, the discrepancy can be described as a conflict of the pedagogical use of the

commentary and the compendium.²⁷ In the social history of the success of Ramist practicality in Central Europe, basically an alternative solution offered to the same dilemma or conflict is recognised by the new trend of research that has lifted the evaluation of Ramism out of the former, decades-old (medial) paradigm as late as in the beginning of the 2000s and that is quite widely accepted today.²⁸ Because Ramism is standing in the middle of this historical knowledge-sociological conflict, it sharply divides researchers even today, and sometimes it presents itself as the developer of a new, viable variety of humanist erudition, while at other times as the eliminator of the erudite world, and the rearer of an uneducated, technician professional intelligentsia.²⁹ The philologist Lipsius can by no means be suspected of giving a practical answer to this social and education-sociological challenge, what is more, with his famous statement claiming that no-one can be a great person who thinks that Ramus is a great person, he provided the decades-long resistance of conservative Humanism with the basic pattern of locking oneself up in elitism.³⁰ The institute of Leiden for a long time stayed more or less on the track he had determined, that is in the model of the humanist elite university, but William Ames's chair, the university of Franeker became the centre of Ramism in the Low Countries from the 1620s.³¹ More than any other universities, young men from Hungary from that time on crowded the university of Franeker, where the number of Hungarian enrolments registered between the beginning of the 17th and the end of the 18th century is nearly the double of the number in Leiden,³² which means that the practicality of the Franekerians was fully confirmed by the number of students. If the two kinds of role interpretation are in such a strong confrontation, then Tibor Klaniczay is completely right in saying that in the 1620s a paradigm shift was happening in the relationship of Hungary and the Low Countries – in the field of the ideology after Dordrecht, confessional mass education fitting the immediate needs of Calvinism is taking over, with a science-theoretical regularity, from the period of Renaissance Humanism.

However, I do not mean to describe the situation with this exaggerated confrontation but rather create a horizon of questioning. That is, I am asking whether this was really the way it happened? Is the turn indicated by Klaniczay so unambiguously palpable?

The consequences relating to the faculty of humanities in Leiden seem to be undoubted, even already in Lipsius' decade as a teacher, thus these are basically synchronic with the existence of the university of Leiden: the minimal co-ordination between literary and philological education as the propaedeutic subjects of the faculty and the disciplines of professional specialization had an explicitly harmful impact on the humanist education of the future generation of theologians, lawyers and doctors, who wanted to complete the minimum level of philological studies in a few months so that they could be absorbed in their later profession and the studies providing them with a specialized knowledge as soon as possible.³³

Lipsius himself could escape from the effect of these devastating processes because partly his Stoic moral philosophy and partly his thinking of political theory ensured him publicity and acknowledgement so his courses did not become deserted and low-grade. His successor, Merula was already deprived of the opportunities and premises of a similar culture-theoretical prevailment, thus we can not avoid naming the negative aspects of the crisis when talking about his activities as a professor: the autotelism of teaching Latin with a historical interest went hand in hand with students' disinterest and the neglect and hollowing of rhetorical and poetic studies. This tradition had a few followers at later times too at the university of Leiden (I am mentioning Johannes Meursius [1579–1639] and Petrus Cunaeus [1586–1638]) but it can not be called exclusive even at the end of the 16th century.³⁴ In addition, the assembly of teachers, who represent the philological alternative, is very exceptional, and by the time we can talk about its mature version, that is the end of the 1610s, the students from Hungary arrive at the university as well.

The protagonist of the blood refreshment was Josephus Justus Scaliger (1540–1609) picked to be Lipsius' successor.³⁵ As he had not accepted the first invitation, the history professor's place in Leiden was filled with Merula, however they did not give up convincing Scaliger, and since they offered very advantageous conditions to him – as a *decus academiae* he did not need to give public lectures at all – the famous Huguenot scholar finally moved to Leiden in 1593. Scaliger's views regarding the direct, practical use of studying Antique texts were quite different to Lipsius' ones: while adapting the information gained from readings to everyday life was a central element in Lipsius' political-theoretical conception (what is more, choosing the texts with prevailing commensurability and relevance),³⁶ Scaliger denied this and confuted Lipsius' views who “neque est Politicus, nec potest quicquam in Politia: nihil possunt pedantes in illis rebus; nec ego nec alius doctus posse scribere in Politicis”.³⁷ Scaliger at the same time – surely for the respect he had for his father's poetics if for nothing else – overcame the non-productive collecting passion of the lexicological and antiquarian interest; he was a poet himself, a passionate researcher of Hellenistic poetry and of Persius, Juvenal, Ausonius,³⁸ thus he realised the ambition of consummating the philological experiences in a literary production.³⁹

All these facts testify the renewing of humanist Latin poetry of the Low Countries, which certainly has its importance in Hungary as well. János Rimay for example – as László Jankovits recently managed to virtuously prove it – was under the influence of Scaliger both when he took into consideration Scaliger's philological statements regarding *Appendix Vergiliana* and when he was planning a commentary on one of Scaliger's own poems.⁴⁰ However, what is said so far is not yet suitable to refute the above detailed idea about theological students' quite

widely observable disinterest in the new kinds of humanist aspirations. To shed light on this issue, we need further considerations.

First of all, we need to lay down that the above statement on the huge superiority of Hungarian enrolments in Franeker is not true for the first fifty years following 1620: at this time the number of Hungarian students is not the double of that in Leiden, it only exceeds that with one third. Nevertheless, it is more important that the majority of Hungarian enrolments is not registered at the faculties of humanities but – corresponding to the disciplinary and age related characteristics of university peregrination in all times – at the theological ones. Besides the 822 Hungarian students frequenting the theological faculties of the universities of the Low Countries, we only know about 63 enrolments made at the humanist faculties of the same universities in the five decades following 1620.⁴¹ Based on the previous considerations, we could of course say that the students just rushing through philological studies could surely be issued with that devastating certificate which at all times goes to students hardly submerged in humanist education. But this is not really the way things are.

The fact that the examination of the texts of classical Antiquity with the tools of humanist philology is after all transformed into being of theological significance at the turn of the century in the Low Countries, can be clearly seen from the activities of Scaliger himself, above all from his chronologist activity that provided enough debate-provoking material for the confessional polemics extending to the whole 17th century.⁴² But it is worth dealing with those students of Scaliger whose oeuvre and fate were developing before the careful eyes of Hungarian students studying in the Low Countries. I mention two of them now: Daniel Heinsius (1580–1655), a professor of poetry and later of Greek in Leiden, the librarian of the university after Merula's death, and his contemporary, Hugo Grotius (1583–1645) who is better known to us. Their career could not be any more differing; following the start their intellectual profile also developed very distinctly. After the synod of Dordrecht, Heinsius stayed on the orthodox side,⁴³ while the remonstrant Grotius was imprisoned and after his release he could never set his foot on the ground of Leiden again. And the difference was demonstrated in their textological conception and philological practice too. In his remarks attached to the New Testament on the basis of Syrian texts, the fathers of the church, and the *Septuaginta* Heinsius emphasized as part of his principles that we must insist on the *textus receptus* which can only be amended in case of text corruption and based on differing text tradition, the text can not be changed incautiously, unwatchfully (*temere*) or *ex ingenio* that is on a conjectural basis. Grotius built his own philological views – which were also elaborated in the genre of annotations – on much more radical grounds: he thought it possible that at certain places the original had not been kept by correct text variations and in such cases there is room for conjecture, furthermore the doctrine of inspiration was only related to

the texts of the prophets and Christ, the rest was historical material in which the questions with less relevance might not even have had a generally expectable interpretation. All this was a slam dunk of course: when for the literal interpretation he was aspiring after a more systematic historical explanation, and doing this he loosened the typological connections as well, then according to his enemies he was judaizing, and when emphasizing the role of tradition he documented something referring to Antique and Patristic authors, then he was naturally accused of being papist.⁴⁴ It is fairly visible from the differing philological conceptions of the two Scaliger-students in Leiden that the practice of philology not only gives room to the habitual layers of personality but it is also strongly connected to ideological orientation, it can partly reflect that and partly generate that too.⁴⁵ And what can be drawn as a generally valid conclusion from the above: the principles, approaches, methodological processes of the philology of classical Antiquity are – following Dordrecht the latest – surely not only insider secular issues for the members of a narrow humanist elite any more – some of whom could not even properly name their own religion as it was pretty well-known of the religiously indifferent Greek professor of Leiden, Bonaventura Vulcanius (1538–1614)⁴⁶ – but they convert into the operations of the exegesis of the Bible requiring Latin, Greek, and Hebrew philological expertise and they turn into being the professionalism of Biblical philology. Imre Bán supposed that János Apácai Csere, who was interested in the philology of Eastern languages, was probably even a student of Heinsius in 1648 in Leiden,⁴⁷ and furthermore it is a fact that in 1650 in Utrecht when he was just disputing in the topic of *philologia sacra* then the chairman of the dispute and author of the theses, Gisbertus Voetius (1589–1676) referred to both Heinsius' and Grotius' exegetic work.⁴⁸ We meet at every step the philological relations of theological studies anyway around our students in the Low Countries. Johannes Leusden (1624–99) from Utrecht – with whom Apácai Csere was disputing in writing about the question of pronouncing God's name – offered to Mihály Apafi, the Prince of Transylvania a Hebrew philological compendium redacted at his students' request,⁴⁹ and another one to Mihály Teleki, the chancellor.⁵⁰ In 1661, Jakob Alting (1618–76) from Groningen sent two Hungarian students to Amsterdam, who were emerging with him in Hebrew language, in order to get a Jewish catechism for him.⁵¹ And István Técsi Joó, who was studying in Franeker and Leiden, published his methodological summary on the correct interpretation of texts – arranged in sixty points and with an origin not closely known – in Hungary in a brochure of disputes from Várad (today Oradea in Romania) in 1647.⁵²

Needless to say that my intention with the above is primarily the indication of a task – of one which is related not so much to the professors but rather to their Hungarian audience. I simply find it unimaginable that the Hungarian crowd of students invading the university of Leiden from the end of the 1610s – the university

which was in the contemporary frontline of philological reflection and was also exceptional in the field of philological practice – did not take notice of the happenings going on before their eyes, often amid spectacular or fierce formalities. It is impossible that they could avoid facing the consequences of philological conceptions, especially because – as we have seen – those intruded to the field of theology as well either gaining validity there or provoking intense discussion. I suppose that systematically examining the oeuvre of our peregrines in Leiden, we will be able to collect the spectacular signs of taking philological and in some cases philological-theoretical positions. Let me only mention now that the first Hungarian translators of Erasmus', Lipsius', and Grotius' works have come from their group, namely György Salánki⁵³ (1597–1641) and János Laskai⁵⁴ (1605?–after 1657?); and the high quality of the Biblical philology of *Rövid anatómia* (Short Anatomy, 1630) by Péter Dengelegi Bíró (1597–1648), who was disputing with György Káldi, the translator of the Catholic Bible, has already very rightly aroused researchers' attention.⁵⁵ But we can go further than that.

In September 1625, the state of Holland issued an order on the regulation of the education system of Latin schools,⁵⁶ which was actually not accepted by the other states of the Low Countries, in addition the implementation of its provisions was hindered in Holland itself because of its demanding content, however no similar measures regarding public education were published until 1815.⁵⁷ The idealistic and ambitious programme was elaborated by professors of Leiden,⁵⁸ from whom we have to mention Cunaeus, Heinsius, and Gerardus Joannes Vossius (1577–1649) from the aspect of the subjects of *studia humanitatis*.⁵⁹ In the course of regulating the subject materials of the six-grade education, Vossius' rhetorical summaries of various length were just as much specified as Scaliger or Heinsius' translations of Aphthonius and Theon. The educational specifications naturally created a great conjuncture in the market of school books in the Low Countries; the publishers of Leiden and Amsterdam contested for the publication of mandatory school books. These provisions explain for example the repeating publications of Vossius' rhetoric school books in the Low Countries.

The exigent school book programme of the state of the Low Countries had a very significant impact in Hungary and Transylvania. In 1651 in Gyulafehérvár (today Alba Iulia in Romania), a collection of Cicero's letters was published in Latin claiming on its front page that it was published “primum in usum scholarum Hollandiae et West Frisiae”⁶⁰ just like the collection of Cicero's orations published a year later at the same place.⁶¹ Both text collections were the takeovers of two editions published in 1626 in Leiden. In 1685 in Lőcse (today Levoča in Slovakia), Terence was published “ex recensione Heinsiana”.⁶² Both of the Hungarian editions, compiled on the basis of Joachim Fortius Ringelberg's (1499–1536) *De ratione studii* that is Comenius' print in Latin published in 1652 in Sárospatak and János Apácai Csere's version from Gyulafehérvár that was

transformed into a conversation in Hungarian (1654), are based on the same source of Leiden published in 1622: the text of Scaliger's student, Thomas Erpenius (1584–1624) who was a professor of Arabic and Eastern languages from 1613 and second professor of Hebrew from 1619.⁶³ Both the Latin editions of the Heidelberg Catechism amended with didactic supplementary material, published in Várad in 1652 and in Szeben (today Sibiu in Romania) in 1666 are the results of this school book programme, and this version was the basis of the Hungarian-language editions of 1650 in Amsterdam and of 1652 in Várad, the latter ones being the basics and samples for most Hungarian editions of the Catechism until 1870.⁶⁴ The Holland provision meant the Sulpitius Severus–Johannes Sleidanus edition, issued in Kolozsvár (today Cluj Napoca in Romania) in 1701 at Miklós Tótfalusi Kis's,⁶⁵ to be used for teaching history. The same printing-house produced the Transylvanian adaptation of Vossius' rhetoric school book in 1696.⁶⁶

It is hard to overestimate the importance of the long list of these school book editions. Following the meetings with the philologists of Leiden, there were born not only the Hungarian university students' high-standard works that express high-level individual aspirations and should be listed one by one, but the same humanists of Leiden with their school books made an essential and long-lasting impact on both Hungary's rhetorical and historical education in Latin and its theological education in vernacular language. And as from these books not only those were received in Hungary which represented a Calvinist conception of religion and historical philosophy, but also those which were destined to form the basic Latin qualifications and competence of *studia humanitatis*, we think it is absolutely necessary to somewhat weaken the divider line between the two eras set to approximately 1620 by earlier researches. It is necessary to warn that in the decades when Calvinist theological peregrination in the Netherlands became multitudinous, the Hungarian effect of the Humanism in the Low Countries did not decrease but – on the contrary – it just reached the zenith of its expansion and significance as a substance of erudition being synthesized in a broader education programme.

Notes

- ¹ Klaniczay, Tibor (1973) 'A németalföldi humanizmus és a magyar reneszánsz költészet' (Humanism in the Netherlands and Renaissance poetry in Hungary) in Tibor Klaniczay *A múlt nagy korszakai* (Great periods of the past) (Budapest: Szépirodalmi Könyvkiadó), 211–25, 484–5.
- ² Bán, Imre (1958) *Apáczai Csere János* (Budapest: Akadémiai Kiadó – extended edition 2003) Irodalomtörténeti Könyvtár 2.
- ³ Csorba, Dávid (2010) 'A történelem, ahogy Hollandiában írták, avagy a 17. századi hollandiai történelem-képzetek magyar recepciója' (History as written in the Netherlands, or Hungarian

- reception of the concepts on history in 17th century Low Countries), in Gábor Pusztai and Réka Bozzay (2010) (eds) *Debrecentől Amszterdamiig: Magyarország és Németalföld kapcsolata* (From Debrecen to Amsterdam: Connections between Hungary and the Netherlands) (Debrecen: Debreceni Egyetem BTK, Néderlandisztika Tanszék), 251–72.
- ⁴ Bozzay, Réka and Ladányi, Sándor (2007) *Magyarországi diákok holland egyetemeken 1595–1918* (Hungarian students at universities in the Netherlands) (Budapest: ELTE Levéltára) *Magyarországi Diákok Egyetemjárása az Újkorban 15*. The first Hungarian enrolments are preceded by Imre Újfalvi's stay in Leiden with two decades; on his connections in the Low Countries see Keserű, Bálint (1969) 'Újfalvi Imre és az európai «későhumanista ellenzék»' (Imre Újfalvi and the European "late humanist opposition") *Acta Historiae Litterarum Hungaricarum*, Vol. 9, 3–46, 19–33.
- ⁵ Postma, Ferenc (1997) 'Franeckera, az igaz keresztyéneknek híres akadémiájuk benne' (The famous academy of true Christians in Franeker) in Mihály Balázs et al. (eds) *Művelődési törekvések a korai újkorban: Tanulmányok Keserű Bálint tiszteletére* (Cultural efforts in the early modern period: Studies in honour of Bálint Keserű) (Szeged) *Adattár 35*, 487–95; Postma, Ferenc 'Magyarok és a franekeri egyetemi oktatás' (Hungarians and the university teaching in Franeker) in Pusztai–Bozzay *Debrecentől Amszterdamiig...*, *op. cit.*, 113–56; Postma, Ferenc and P. Vásárhelyi, Judit (2011) 'István Geleji Katona der Jüngere und seine drei ungarischsprachigen Gedichte aus dem Jahre 1654' in Gábor Kecskeméti and Réka Tasi (eds) *Bibliotheca et Universitas: Tanulmányok a hatvanéves Heltai János tiszteletére* (Studies in honour of János Heltai) (Miskolc: Miskolci Egyetem BTK, Magyar Nyelv- és Irodalomtudományi Intézet), 273–84.
- ⁶ Bozzay, Réka (2002) 'Debreceni diákok a leideni egyetemen a XVII. században' (Students from Debrecen in Leiden University in the 17th century) *Debreceni Szemle*, Vol. 10, 307–16; Bozzay, Réka (2009) *Die Peregrination ungarländischer Studenten an der Universität Leiden, 1595–1796* (Budapest: MTA Egyetemtörténeti Albizottság–ELTE Levéltár) *Felsőoktatástörténeti Kiadványok 8*; Bozzay, Réka 'Magyar diákok leideni peregrinációjának előzményei a 17–18. században' (Hungarian students in Leiden in the 17–18th centuries: Events before their travels) in Pusztai–Bozzay, *Debrecentől Amszterdamiig...*, *op. cit.*, 89–111; Bozzay, Réka (2011) 'A harderwijki egyetem jelentősége a kora újkori magyar peregrináció történetében' (The importance of Harderwijk University in the history of early modern Hungarian study trips) in Mihály Imre et al. (eds) *Eruditio, virtus et constantia: Tanulmányok a 70 éves Bitskey István tiszteletére* (Studies in honour of István Bitskey) (Debrecen: Debreceni Egyetemi Kiadó), I, 357–363.
- ⁷ Tarnai, Andor (1994) 'A váradi Orator extemporaneus' (The Orator extemporaneus of Várad), in József Jankovics (ed.) *Klaniczay-emlékkönyv: Tanulmányok Klaniczay Tibor emlékezetére* (Studies to the memory of Tibor Klaniczay) (Budapest: Balassi Kiadó), 365–78, 373.
- ⁸ Eredics, Péter (2008) *Ungarische Studenten und ihre Übersetzungen aus dem Niederländischen ins Ungarische in der Frühen Neuzeit* (Frankfurt a. Main: Peter Lang Verlag) *Debrecener Studien zur Literatur 14*; Eredics, Péter 'Ifj. Buzinkai György elfeledett holland fordítása a 18. századból' (György Buzinkai, Jr.'s forgotten translation from Dutch in the 18th century) in Pusztai–Bozzay *Debrecentől Amszterdamiig...*, *op. cit.*, 185–207.
- ⁹ Eredics, Péter (1998) 'Joannes Sambucus és Hadrianus Junius' (Joannes Sambucus and Hadrianus Junius) in László Jankovits and Gábor Kecskeméti (eds) *Janus Pannonius és a humanista irodalmi hagyomány* (Janus Pannonius and the humanist literary tradition) (Pécs: JPTE), 89–96.
- ¹⁰ In his famous letter written to Lipsius, Rimay sent his greetings to Dousa as well among others, see Rimay, János (1955) *Összes művei* (The complete works of János Rimay) ed. Sándor

- Eckhardt (Budapest: Akadémiai Kiadó), 226; Rimay, János (1992) *Írásai* (Collected writings) ed. Pál Ács (Budapest: Balassi Kiadó) Régi Magyar Könyvtár: Források 1, 210.
- ¹¹ Cf. Kecskeméti, Gábor 'Filiczky János (csaknem) ismeretlen köszöntőverse' (An [almost] unknown greeting poem by János Filiczky) in Kecskeméti–Tasi *Bibliotheca et Universitas...*, *op. cit.*, 149–56.
- ¹² Bitskey, István 'Németalföldi humanisták a 16. századi Magyarországon' (Humanists from the Netherlands in Hungary in the 16th century) in Pusztai–Bozzay *Debrecentől Amszterdamig...*, *op. cit.*, 45–57.
- ¹³ Klaniczay, Tibor (1971) 'Nicasius Ellebodus és poétikája' (Nicasius Ellebodus and his poetics) *Irodalomtörténeti Közlemények*, Vol. 75, 24–34.
- ¹⁴ See recently: Bene, Sándor (2012) 'Rimay vindicatus (Rimay János Justus Lipsius-hoz írott leveléről)' (On János Rimay's letter written to Justus Lipsius) in Gábor Kecskeméti and Réka Tasi (eds) *Filológia és textológia a régi magyar irodalomban: Tudományos konferencia, Miskolc, 2011. május 25–28* (Philology and textology in the old Hungarian literature) (Miskolc: Miskolci Egyetem BTK Magyar Nyelv- és Irodalomtudományi Intézet), 139–88.
- ¹⁵ Kecskeméti, Gábor (2007) „A böcsületre kihaladott ékes és mesterséges szóllás, írás”: *A magyarországi retorikai hagyomány a 16–17. század fordulóján* (Rhetorical tradition in Hungary at the turn of the 16th–17th centuries) (Budapest: Universitas Kiadó) *Irodalomtudomány és Kritika: Tanulmányok*, 351–61.
- ¹⁶ More precisely: we are talking about eight editions at least, including the first one in 1574 and the posthumous one in 1607.
- ¹⁷ Kecskeméti, Gábor (2010) 'Tacitus és a régi magyar irodalom' (Tacitus and the old Hungarian literature) *Irodalomtörténeti Közlemények*, Vol. 114, 430–8. More important from the literature cited there: Brink, C. O. (1951) 'Justus Lipsius and the Text of Tacitus' *The Journal of Roman Studies*, Vol. 41, Nos 1–2, 32–51.
- ¹⁸ D'Amico, John F. (1988) *Theory and Practice in Renaissance Textual Criticism: Beatus Rhenanus between Conjecture and History* (Berkeley etc.: University of California Press), 112–26; cf. E[dward] J[ohn] Kenney (1974) *The Classical Text: Aspects of Editing in the Age of the Printed Book* (Berkeley etc.: University of California Press) Sather Classical Lectures 44, 53–4.
- ¹⁹ Researches indeed warn us that Lipsius' intention was not closely philological either. See more recently: Papy, Jan (2005) 'Les points de vue d'Érasme et de Lipse sur la philologie : continuité ou rupture ?' in Perrine Galand-Hallyn, Fernand Hallyn and Gilbert Tournoy (eds) *La philologie humaniste et ses représentations dans la théorie et dans la fiction* (Genève) *Romanica Gandensia* 32, II, 599–620. (The author gives a definite answer to the question in the title: he emphasizes the continuity between Erasmus and Lipsius, the similarity of their philological principles, and rather the moral orientation of their text publications than the textological one.) On the effect of the Polybian principle of *similitudo temporum* and on Lipsius' conception of *monumenta–monimenta* following Varro and Seneca: Papy, Jan (2004) 'An Antiquarian Scholar between Text and Image? Justus Lipsius, Humanist Education, and the Visualization of Ancient Rome' *The Sixteenth Century Journal*, Vol. 35, No. 1, 97–131.
- ²⁰ Turóczi-Trostler, József (1955) 'Szenczi Molnár Albert Heidelbergben' (Albert Szenczi Molnár in Heidelberg) *Filológiai Közöny*, Vol. 1, 9–18, 139–62; *idem* in József Turóczi-Trostler (1961) *Magyar irodalom – világirodalom: Tanulmányok* (Hungarian literature – world literature: Studies) (Budapest: Akadémiai Kiadó), II, 109–55, 722–7.
- ²¹ On Lipsius' professorship in Leiden, with a detailed presentation of the intellectual and confessional changes during the decade he spent there: De Landtsheer, Jeanine (2011) 'Pius Lipsius or Lipsius Proteus?' in Jeanine De Landtsheer and Henk Nellen (eds) *Between Scylla and Charybdis: Learned Letter Writers Navigating the Reefs of Religious and Political Con-*

- troversy in Early Modern Europe* (Leiden etc.: Brill) Brill's Studies in Intellectual History 192, 303–49.
- 22 To the following, with more data and in a different context, see my study: Kecskeméti, Gábor 'A humanista filológiai hagyomány és Magyarország' (The humanist philological tradition and Hungary) in Kecskeméti–Tasi *Filológia és textológia...*, *op. cit.*, 13–51.
- 23 Meter, Jan Hendrik (1984) *The Literary Theories of Daniel Heinsius: A Study of the Development and Background of His Views on Literary Theory and Criticism during the Period from 1602 to 1612* (Assen: Van Gorcum) *Respublica literaria Neerlandica* 6, 17.
- 24 *Ibid.*, 25.
- 25 *Ibid.*, 16–17.
- 26 *Ibid.*, 16–17. The ideas preparing the establishment of the Leiden university univocally defined a training of experts with attention to practicality; see Otterspeer, Willem (2001) 'The University of Leiden: An Eclectic Institution' *Early Science and Medicine*, Vol. 6, No. 4, 324–33, 324–5.
- 27 In practice, this could mean the use of the first of them in the public courses, while that of the more practical other in the private courses. See *Ibid.*, 328–9.
- 28 Hotson, Howard (2007) *Commonplace Learning: Ramism and Its German Ramifications, 1543–1630* (Oxford etc.: Oxford University Press). The creator of the earlier medial trend, heavily criticized by Hotson, was (naturally) father Ong's narration that seemed very new in its own time and is still quoted in Hungary without suspicion: Ong, Walter J[ackson] (1959) *Ramus: Method, and the Decay of Dialogue: From the Art of Discourse to the Art of Reason* (Cambridge, MA: Harvard University Press).
- 29 These can be indicated as two extreme standpoints: Grafton, Anthony and Jardine, Lisa (1986) *From Humanism to the Humanities: Education and the Liberal Arts in Fifteenth and Sixteenth Century Europe* (Cambridge, MA: Harvard University Press); Tracy, James D. (1990) 'From Humanism to the Humanities: A Critique of Grafton and Jardine' *Modern Language Quarterly*, Vol. 51, No. 2, 122–43, 139–40.
- 30 Kecskeméti "A böcsültre kihaladott...", *op. cit.*, 350; Otterspeer 'The University of...' *op. cit.*, 328.
- 31 On the system of *technometria*, the Ramist theory of knowledge established by him: Sprunger, Keith L. (1968) 'Technometria: A Prologue to Puritan Theology' *Journal of the History of Ideas*, Vol. 29, No. 1, 115–22; Gibbs, Lee W. (1972) 'William Ames's Technometry' *Journal of the History of Ideas*, Vol. 33, No. 4, 615–24.
- 32 Bozzay–Ladányi *Magyarországi diákok holland...*, *op. cit.*, 19.
- 33 Meter *The Literary Theories...*, *op. cit.*, 17. Registration numbers clearly show the process. In the first two and a half decades of the existence of the Leiden university, 53% of students enrolled in the courses of the faculty of humanities while between 1650 and 1674 this was only 35% while the number of students frequenting the faculty of law increased slightly and the number of students at the faculty of medicine rose steeply. Most doctoral degrees were assigned to students of law (above 50% all the time in the first hundred years) and of medicine (around 40%) while doctors of philosophy stood at 3%. See more: Otterspeer, 'The University of...' *op. cit.*, 331.
- 34 Meter *The Literary Theories...*, *op. cit.*, 25.
- 35 Pfeiffer, Rudolf (1976) *History of Classical Scholarship from 1300 to 1850* (Oxford: Clarendon Press), 113–19. Lipsius' succession in Leiden was much smoother than later, after his death the one in Leuven where the successor's enemies would have been happier even with a Heinsius or a Grotius than with Erycius Puteanus; see Verbeke, Demmy (2009) '«Condemned by Some, Read by All»: The Attempt to Suppress the Publications of the Louvain Humanist

- Erycius Puteanus in 1608' *Renaissance Studies: Journal of the Society for Renaissance Studies*, Vol. 24, No. 3, 353–64, 355.
- ³⁶ Anthony Grafton (1985) 'Renaissance Readers and Ancient Texts: Comments on Some Commentaries' *Renaissance Quarterly*, Vol. 38, 615–49, 639.
- ³⁷ *Ibid.*, 620. However, Grafton demonstrates at the same place that in practice – for instance in his Caesar-edition from 1606 – Scaliger does not assert his own radically sharpened ideas with consistent regularity.
- ³⁸ Meter *The Literary Theories...*, *op. cit.*, 18. To the evaluation of his Ausonius-edition: Schoeck, Richard J. (1988) 'On the Editing of Classical Texts before Vinet: Early Printed Editions of Ausonius before 1580' in Stella Purce Revard, Fidel Rädle and Mario A. Di Cesare (eds) *Acta conventus neo-Latini Guelpherbytani: Proceedings of the Sixth International Congress of Neo-Latin Studies, Wolfenbüttel 12 August to 16 August 1985* (Binghamton NY: Center for Medieval and Early Renaissance Studies), *Medieval and Renaissance Texts and Studies* 53, 137–44.
- ³⁹ Grafton 'Renaissance Readers...', *op. cit.*, 643. The placement of Lipsius' Menippean satire in a similar framework, namely in the context of the Petronius-philology: Grafton, Anthony (1990) 'Petronius and Neo-Latin Satire: The Reception of the Cena Trimalchionis' *Journal of the Warburg and Courtauld Institutes*, Vol. 53, 237–49, 243. We have to note that according to Ronald G. Witt the aspiration to imitate classical Latin style is the *sine qua non* of Humanism without which we can not talk about Humanism, only about antiquarianism – however others articulate their wider conception of Humanism as opposed to this view, cf. Black, Robert (2006) 'The Origins of Humanism' in Angelo Mazzocco (ed.) *Interpretations of Renaissance Humanism* (Leiden etc.: Brill) Brill's Studies in Intellectual History 143, 37–71, 38.
- ⁴⁰ According to the former one, Scaliger's version of the *Appendix* should be taken into account as an edition publishing the imitation patterns of *Örülhetne szivem...* (My heart could be happy...) and the Lydia-poems, see Jankovits, László (2011) 'Rimay János: Örülhetne szivem...' (János Rimay: My heart could be happy...) *Irodalomtörténeti Közlemények*, Vol. 115, 246–55. To the latter one see *ibid.*, 250, providing a solution in the 40th piece of *Iambi gnomici* for the Latin inlay – searched in vain so far – of a letter by Rimay evaluating András Prágai's work as a translator. The popularity of this poem collection can not be doubted: in the database of inscriptions in *alba amicorum* of Hungarian owners, presently five pieces of data prove its use in the 17th and 18th centuries by both Hungarian and foreign registrars (the five notes only refer to two pieces of the collection), see *Inscriptiones alborum amicorum*, ed. Miklós Latzkovits, <http://iaa.bibl.u-szeged.hu> (27.08.2012).
- ⁴¹ Bozzay-Ladányi *Magyarországi diákok holland...*, *op. cit.*, 22.
- ⁴² On Scaliger's activity as chronologist see Grafton, Anthony T. (1975) 'Joseph Scaliger and Historical Chronology: The Rise and Fall of a Discipline' *History and Theory*, Vol. 14, No. 2, 156–85.
- ⁴³ On his conception of religion and church politics in detail: Sellin, Paul R. (1968) 'Puritan and Anglican: A Dutch Perspective' *Studies in Philology*, Vol. 65, No. 5, 804–15.
- ⁴⁴ Jan Bloemendal and Henk Nellen (2009) 'Early Enlightenment or High Philology? Biblical Textual Criticism and Exegesis by Two Famous Alumni of Leiden University, Daniel Heinsius and Hugo Grotius' in Gertraud Mitterauer et al. (eds) *Was ist Textkritik? Zur Geschichte und Relevanz eines Zentralbegriffs der Editionswissenschaft* (Tübingen: Max Niemeyer Verlag) Beihefte zu Editio 28, 113–28. Against Grotius' Bible-interpretations there were Lutheran debates going on for long years – mainly in Wittenberg – in which Hungarian students were involved as well. See among others: Szabó, Károly (1879–1898) *Régi magyar könyvtár* (Budapest: MTA; hereafter: RMK), III, nos 2308, 2406, 2458, 2607, 6403.

- ⁴⁵ This time we are not mentioning those obvious cases when complete philological projects are implemented with the aim of confessional confrontation, just like Isaac Casaubon implements the philological examination of the dating and attribution of *Corpus Hermeticum* with the aim of discrediting Cesare Baronio's church history; see Anthony Grafton (1983) 'Protestant versus Prophet: Isaac Casaubon on Hermes Trismegistus' *Journal of the Warburg and Courtauld Institutes*, Vol. 46, 78–93. – An interesting attempt to study the confessionalization exposure of *respublica litteraria* demonstrating the difference between the situations in Leiden and in Paris with the proportions of confessional distribution of Scaliger's and Casaubon's correspondence: Van Miert, Dirk 'The Limits of Transconfessional Contact in the Republic of Letters around 1600: Scaliger, Casaubon, and Their Catholic Correspondents' in De Landtsheer–Nellen, *Between Scylla and...*, *op. cit.*, 367–408.
- ⁴⁶ Because of this it was not an easy task to bury the Greek professor either: if the *pietas* could not be mentioned, in his funeral oration the young professor of politics, Cunaeus had to turn to mentioning not only Scaliger but even Lipsius, who was considered an enragé, as the ones with whom Vulcanius is now enjoying the joys of erudition in the other world; see Heesakkers, Chris L. (1994) 'De mortuis non nisi bene? The Leiden Neo-Latin Funeral Oration' in Rhoda Schnur (general ed.) *Acta conventus neo-Latini Hafniensis: Proceedings of the Eighth International Congress of Neo-Latin Studies, Copenhagen, 12 August to 17 August 1991* (Binghamton, NY: Center for Medieval and Early Renaissance Studies) *Medieval and Renaissance Texts and Studies* 120, 219–29, 227–8.
- ⁴⁷ Bán Apáczai Csere János, *op. cit.*, 97.
- ⁴⁸ *Ibid.*, 129, 131.
- ⁴⁹ Goldziher, Ignác (1883) 'A keleti tanulmányok történetéhez hazánkban a XVII. században' (To the history of the Eastern studies in Hungary in the 17th century) *Egyetemes Philologiai Közlöny*, Vol. 7, 42–4.
- ⁵⁰ Goldziher, Ignác (1884) 'Teleki Mihály erdélyi kancellár és Leusden János utrechti tanár' (Mihály Teleki chancellor of Transylvania and the Utrecht professor Johann Leusden) *Egyetemes Philologiai Közlöny*, Vol. 8, 666–7.
- ⁵¹ Marmorstein, Arthur (1914) 'Magyar hebraisták' (Hungarian Hebraists) *Magyar Könyvszemle*, Vol. 22, 194–5.
- ⁵² *Régi magyarországi nyomtatványok* (1971–2012) (Budapest: Akadémiai Kiadó; hereafter: RMNy), no. 2200.
- ⁵³ Klaniczay, Tibor (1985) 'Egy epizód Erasmus utókorából: a magyar Enchiridion (1627)' (An episode from the posterity of Erasmus: the Hungarian Enchiridion) in Tibor Klaniczay *Pallas magyar ivadékai* (Hungarian seed of Pallas) (Budapest: Szépirodalmi Könyvkiadó), 129–37.
- ⁵⁴ Laskai, János (1970) *Válogatott művei: Magyar Iustus Lipsius* (Selected works of János Laskai: Hungarian Justus Lipsius), ed. Márton Tarnóc (Budapest: Akadémiai Kiadó) *Régi Magyar Próza Emlékek* 2.
- ⁵⁵ Koncz, Attila (2000) 'Hitvitázó tudomány vagy tudományos hitvita? (Káldi György és Dengelegi Péter polémiája)' (Polemics between György Káldi and Péter Dengelegi) *Irodalomtörténeti Közlemények*, Vol. 104, 669–94.
- ⁵⁶ Land, J. P. N. (1878) 'Philosophy in the Dutch Universities' *Mind*, Vol. 3, No. 9, 87–104, 92. The regulation of the material of *schola puerilis* in reality cured the problems emerging because of the lack of organising the university after *modus parisiensis*; see Otterspeer 'The University of...', *op. cit.*, 327.
- ⁵⁷ On the new educational provisions, which confronted the tradition of the educational practice of the 17–18th centuries with the requirements of the 19th century, and on the less joyful experiences of their implementation see in detail Land 'Philosophy...', *op. cit.*

- ⁵⁸ The primary guideline of the below exposition: Spies, Marijke (1995) 'Amsterdam School-orations from the Second Half of the Seventeenth Century' *Lias*, Vol. 22, 99–118; *idem* in Marijke Spies (1999) *Rhetoric, Rhetoricians and Poets: Studies in Renaissance Poetry and Poetics* (Amsterdam: Amsterdam University Press), 79–91, 152–3.
- ⁵⁹ After Dordrecht, Heinsius' and Grotius' fellow student, Vossius was also removed from the regent post of the Leiden academy, he could only return in 1622, and even then not as a theologian but as the rhetoric professor of the university. It is not by chance that he kept his friendship with Grotius until his death while with Heinsius only until about 1627; cf. Rademaker, C. S. M. (1981) *Life and Work of Gerardus Joannes Vossius (1577–1649)* (Assen: Van Gorcum) *Respublica literaria Neerlandica* 5, 155–6. Obviously, the relation between Heinsius and Vossius was further impaired by the intimate relationships the latter one had in Laudian England; cf. Sellin 'Puritan and Anglican...' *op. cit.*, 811. It was also due to the remonstrant sympathies that Vossius developed a classification which was remarkably different to Amesius' Ramist scientific taxonomy; cf. Sellin, Paul R. (1991) 'The Seventeenth-century Taxonomy of Arts and Sciences' in G. J. Vossius's *De artium et scientiarum natura* and John Milton's 'Curriculum' in *Of Education*' in Alexander Dalzell, Charles Fantazzi and Richard J. Schoeck (eds) *Acta conventus neo-Latini Torontonensis: Proceedings of the Seventh International Congress of Neo-Latin Studies, Toronto, 8–13 August 1988* (Binghamton, NY: Center for Medieval and Early Renaissance Studies) *Medieval and Renaissance Texts and Studies* 86, 655–64.
- ⁶⁰ RMNy, no. 2367.
- ⁶¹ RMNy, no. 2416.
- ⁶² RMK, II, no. 1572.
- ⁶³ RMNy, nos. 2436, 2516. On Erpenius: Bruehl, Clemens M. (1960, 1961) 'Josef Justus Scaliger: Ein Beitrag zur geistesgeschichtlichen Bedeutung der Altertumswissenschaft' *Zeitschrift für Religions- und Geistesgeschichte*, Vol. 12, 201–18; Vol. 13, 45–65, 218, 63; the wider context is explained in the whole study, tracing back Scaliger's strong interest in Hebrewistics to the studies he had with Guillaume Postel.
- ⁶⁴ RMNy, nos. 2452, 3318, 2304, 2457. The editions of Várad and Szeben were printed by Ábrahám Szenci Kertész. Research suggested that János Apácai Csere and György Komáromi Csipkés could also have to do with the Hungarian translation: Nagy, Barna (1965) 'A Heidelbergi Káté jelentkezése, története és kiadásai Magyarországon a XVI. és XVII. században' (The history and editions of Heidelberg Catechism in Hungary in the 16th and 17th centuries) in Tibor Bartha (ed.) *A Heidelbergi Káté története Magyarországon* (The history of the Heidelberg Catechism in Hungary) (Budapest: Magyarországi Református Egyház Zsinati Irodájának Sajtóosztálya) *Studia et Acta Ecclesiastica* 1, 17–91, 51–62.
- ⁶⁵ RMK, II, no. 2066.
- ⁶⁶ RMK, II, no. 1832. See on this Tarnai, Andor (1985) 'G. J. Vossius retorikájának kolozsvári kiadásai' (Kolozsvár editions of the rhetoric by G. J. Vossius) in Szabolcsné Gomba and György Haiman (eds) *Tótfalusi Kis Miklós: Előadások* (Papers on Miklós Tótfalusi Kis) (Debrecen: KLTE Könyvtára), 151–7. It is very likely – although the front page does not indicate it in opposition to the ones listed so far – that the idea of the Várad edition of the rhetoric by Radau in 1656 (RMNy, no. 2684) also originated from the practice of the implementation of the pedagogical programme in the Low Countries. On the latter school book: Tarnai 'A váradai Orator...' *op. cit.*

MELANCHTHON ODER STURM? KONKURRIERENDE SCHULMODELLE BEI DEN PROTESTANTEN IN UNGARN UND SIEBENBÜRGEN IM 16. JAHRHUNDERT UND IN DEN ERSTEN JAHRZEHNTE DES 17. JAHRHUNDERTS

MÁRTA FATA

Institute für donauschwäbische Geschichte und Landeskunde
Tübingen, Deutschland

Die am Anfang des 16. Jahrhunderts im Sinne des Humanismus modernisierten Lateinschulen haben sich auch in Ungarn und Siebenbürgen infolge der Reformation inhaltlich und damit strukturell weiterentwickelt. In der zweiten Hälfte des Jahrhunderts boten die frequentierten Schulen bereits ein Lehrprogramm an, das über das Trivium weit hinausging. Doch während die Schulen der Lutheraner ihr Lehrangebot mit Fächern des Quadriviums erweiterten und zunächst keine akademische Ausbildung in Theologie angeboten haben, fand in den Schulen der Reformierten eine Erweiterung des Lehrangebots mit der Einführung einer akademischen Ausbildung in Theologie und Philosophie statt. Ein weiteres Spezifikum der Schulentwicklung im Donau- und Karpatenraum war, dass im ganzen 16. Jahrhundert Melanchthons Bildungsideal bestimmend war. Sturm konnte im 16. Jahrhundert mit dem *praeceptor Germaniae* nicht wetteifern, weil sein aufwendiges *gymnasium illustre* unter den wesentlich bescheideneren Verhältnissen im Königreich Ungarn und im Fürstentum Siebenbürgen nicht als Vorbild dienen konnte. Allerdings war der Unterschied zwischen der protestantischen Gelehrtenschule Melanchthon'scher und Sturm'scher Prägung nicht gravierend. So konnten gerade außerhalb der deutschsprachigen Gebiete beide Modelle harmonisierend miteinander verbunden werden.

Schlagwörter: Reformation, Bildungswesen, Schulmodelle, Sturm, Melanchthon, Ungarn, Siebenbürgen

1. Die Voraussetzungen

Die Reformation hatte nach der Schlacht bei Mohács im Jahre 1526 im dreigeteilten Königreich Ungarn Fuß gefasst. In dem habsburgisch gewordenen Teil Ungarns verbreitete sich die helvetische Reformation vor allem bei den Adligen in den von Wien entfernt liegenden nordostungarischen Gebieten und in den mehrheitlich von Ungarn bewohnten Marktflecken und Dörfern, während Adlige in Westungarn und das deutsche Bürgertum – beide vor allem aus pragmatischen Überlegungen – größtenteils beim Luthertum verblieben. Im osmanisch besetzten

Zentralungarn und im Fürstentum Siebenbürgen, das sich im Laufe des 16. Jahrhunderts im Osten des Landes etablierte, nahmen die Siebenbürger Sachsen geschlossen die lutherische Reformation, die Ungarn dagegen mehrheitlich die calvinische Richtung an.¹

Der Weg zur lutherischen wie auch zur reformierten Theologie im Donau- und Karpatenraum wies im europäischen Vergleich einige Besonderheiten auf. So spielte bei der Verbreitung der Reformation neben Luther sein Mitstreiter Philipp Melanchthon eine bestimmende Rolle, der durch seine zahlreichen Studenten aus Ungarn und Siebenbürgen eine viel intensivere Beziehung zum Donau- und Karpatenraum unterhielt als Luther. Den Zugang zur Schweizer Reformation fanden die ungarischen Protestanten wiederum durch die von Wittenberg ausgehenden Impulse, wobei die Verbreitung und Durchsetzung der helvetischen Reformation – ohne Calvins persönliche Anteilnahme – vorwiegend durch die Rezeption seiner Werke erfolgte.²

Das Todesjahr Melanchthons 1560 stellte in der Geschichte der ungarischen Reformation eine wichtige Zäsur dar. Der ungarische *Coetus*, die studentische Vereinigung an der Wittenberger Universität für Finanzierungs-, Disziplinar- und andere Angelegenheiten, die 1555 trotz eines generellen Verbots der Gründung von Studentennationen in Wittenberg gerade mit Melanchthons Hilfe zustande gekommen war, wurde konfessionell und somit auch ethnisch homogen, weil ihr lutherische Ungarländer nicht mehr beitraten. Die ungarischen *Coetus*-Mitglieder pflegten von nun an mit jenen Professoren engen Kontakt, die Melanchthons Erbe des Dialogs der reformatorischen Richtungen bewahrten oder selbst zur helvetischen Richtung neigten und mit den Schweizer Theologen in Verbindung standen wie Melanchthons Schwiegersohn Kaspar Peucer.

Mit Peucers Empfehlungsschreiben haben im Jahre 1566 Mátyás Túri und Bálint Szikszai Hellopaeus den Rektor der Genfer Akademie Théodore de Bèze aufgesucht und ließen sich dort am 14. Oktober als erste aus Ungarn stammende Studenten immatrikulieren.³ Wesentlich mehr ungarische Studenten sollten im 16. Jahrhundert diesen beiden an die von Calvin gegründete Akademie nicht folgen – insgesamt ließen sich nachweislich nur fünf inskribieren und zwölf besuchten die Bildungsanstalt als Gasthörer –, weil das teure Leben in Genf für die zumeist armen *peregrini* aus Ungarn und Siebenbürgen unerschwinglich blieb.⁴

Einige von ihnen kehrten allerdings mehrmals nach Genf zurück, wie etwa Túri. Dieser wirkte zwischen 1572 und 1575 als Rektor am Debrecener Reformierten Kollegium, so kamen seine mehrmaligen Gespräche mit Bèze sicherlich auch dem Unterricht am Kollegium zugute.⁵ Allerdings konnte Túri in Genf die Variante einer Hohen Schule kennen lernen, welche die Konzepte der Lausanner und der Straßburger Schule miteinander verband. Denn durch den Exodus von vier Lausanner Professoren unter der Leitung von Bèze nach Genf erfolgte auch der Transfer der Schulorganisation, während Calvin, der zwischen 1538 und 1541

im Straßburger *gymnasium illustre* theologische Vorlesungen hielt, dort das Unterrichtsmodell von Johannes Sturm schätzen lernte und bei der Gründung der Genfer Akademie 1559 dessen Rat einholte.⁶ Schon dieses einzelne Beispiel, dass ein *peregrinus* aus Ungarn und späterer Professor zunächst in Wittenberg Melanchthons pädagogische Leitsätze, dann in Genf ein grundlegend in Straßburg entwickeltes Schulmodell kennen lernen konnte, zeugt von der Vielfalt und zugleich von den Umwegen der Einflussmöglichkeiten bei der Formierung des protestantischen Schulwesens, die im 16. Jahrhundert nicht nur für den Donau- und Karpatenraum charakteristisch waren.

2. Protestantische Schulmodelle in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts und ihre Bedeutung für den Donau- und Karpatenraum

Die Forderung nach Gründung von höheren Schulen im Sinne der *studia humanitatis*, welche die Humanisten schon seit dem 15. Jahrhundert erhoben hatten, erschien mit der Verbreitung der Reformation im ersten Drittel des 16. Jahrhunderts dringlicher als je zuvor. Denn der neue Glaube bedurfte einerseits der unterrichtenden Prediger, andererseits der im Evangelium gebildeten Laien. Schon in seiner Antrittsvorlesung an der Wittenberger Universität im Jahre 1518 erklärte Melanchthon, dass evangelische Frömmigkeit ohne Bildung nicht denkbar sei.⁷ Das an der im Sinne der Glaubenserneuerung reformierten Wittenberger Universität eingeführte Lehrmodell der *lectio publica* und die damit einhergehende Auslagerung des propädeutischen Unterrichts aus der Universität werteten die humanistischen Lateinschulen auf, wo die soliden Grundlagen der lateinischen Sprache als Voraussetzung eines erfolgreichen Universitätsbesuchs vermittelt werden sollten. Doch diese Schulen waren im frühen 16. Jahrhundert nicht flächendeckend vorhanden, zudem hatte die Einführung der Reformation das alte Schulwesen mit seinen Kloster- und Pfarrschulen weitgehend zerrüttet.⁸ So war es nicht weiter verwunderlich, dass Melanchthon, der bei der Visitation der sächsischen Schulen in den Jahren 1527/1528 diese Probleme erkannt hatte, die Aufwertung der Lateinschulen empfohlen hatte.⁹ Bei den von Melanchthon besuchten Lateinschulen handelte es sich dem Typus nach um so genannte Trivialschulen, deren Bezeichnung sich von dem an diesen Schulen gelehrt Trivium – bestehend aus den elementaren drei der sieben freien Künste – ableitete.

In der städtischen Lateinschule begann die Reformierung des Unterrichts unter dem Einfluss des Humanismus schon vor der Reformation, indem etwa anstelle von scholastischen Werken antike und humanistische Autoren im Lektürekanon und das Griechische als neues Unterrichtsfach eingeführt wurden. Organisatorisch waren die Schüler nicht nach Schuljahren oder -alter, sondern entsprechend ihrer Leistungen in drei Stufen, Lehrgangsklassen, eingeteilt. In Anbetracht der

trostlosen Lage der Schulen in Kursachsen, wo sich die Städte zumeist nur einräumige Schulen und wenig Lehrpersonal leisten konnten, sah Melanchthon weiterhin das System der drei „Haufen“ vor, bei dem in der Elementarstufe neben einer religiösen Grundbildung Lesen, Schreiben und Rechnen und in der Mittelstufe lateinischer Grammatikunterricht erteilt wurden, während in der dritten Stufe die reiferen Schüler Dialektik und Rhetorik lernten. Die am schnellsten ersichtliche Neuerung bedeutete die von Melanchthon empfohlene inhaltliche Reduzierung und Straffung der bis dahin verwendeten Lehrbücher der Scholastik, um den Schülern die zu vermittelnden Inhalte in knapper und präziser Weise beibringen zu können. Aus diesem Grund sollten weder Griechisch noch Hebräisch auf dem Lehrplan stehen.¹⁰

Melanchthons Leitsätze für die Einrichtung der Lateinschulen konnten auch für die protestantischen Schulträger und Schulmänner in Ungarn und Siebenbürgen, die nach 1526 mit viel größeren finanziellen Problemen zu kämpfen hatten als die Schulen in Kursachsen, wegweisend sein. Allerdings bestand Melanchthons hervorragende Bedeutung für die Schulträger und Schulmänner in Ungarn und Siebenbürgen in seinem humanistischen Bildungsideal, das stärker die aristotelische Wissenschaftssystematik wahrte und einen fachlich breiter angelegten Polyhistorismus pflegte als etwa das von Sturm.¹¹ Die Verbindung einer nicht auf dogmatische Kontroversen abzielenden Theologie mit humanistischer Gelehrsamkeit und der besonderen Pflege von Ethik, Poetik, Rhetorik und Geschichte waren jene Prinzipien des Melanchthon'schen Bildungskonzepts, die für die Protestanten im Donau- und Karpatenraum während des 16. Jahrhunderts als Modell fungieren konnten. Denn anders als im Heiligen Römischen Reich deutscher Nation gingen sowohl die Reformation als auch die Herausbildung der konfessionellen Kirchen ohne bewaffnete Auseinandersetzungen vonstatten.

Auch wenn Melanchthons Bildungsideal und pädagogisches Konzept von der überlegenen Wirkmächtigkeit der Wittenberger Reformation in den deutschsprachigen und ostmitteleuropäischen Ländern profitieren konnte, waren seine Vorstellungen nicht die einzigen. Denn während der *praeceptor Germaniae* für Kursachsen mit einer florierenden Universität – nach 1547 sogar mit zwei protestantischen Universitäten – den flächendeckenden Ausbau der Trivialschulen mit drei Lehrgangsklassen empfehlen konnte, entwickelten universitätslose protestantische Territorien andere Modelle. So entstand im oberdeutsch-schweizerischen Raum ein neuer Schultypus, das humanistische *gymnasium illustre*. Diese höhere Schule ohne Universitätsabschluss kombinierte die *schola classica* mit der sich daran anschließenden *schola publica*, in welcher eine propädeutische Lehre in den höheren Fakultätsdisziplinen Theologie, Jurisprudenz und Medizin angeboten wurde.¹²

Als Orientierungsmuster für die meisten akademischen Gymnasien im Heiligen Römischen Reich deutscher Nation diente die 1538 nach den Plänen von

Johannes Sturm gründete Straßburger Schule, bestehend aus einer zuerst neun-, dann zehnjährigen *schola classica* (Gymnasium) und einer daran anschließenden vierjährigen *schola publica* (Akademie). In Sturms Gymnasium, dem wiederum die Lütticher Schule der Hieronymianer Vorbild war, gab es Jahrgangsklassen mit jährlichen Versetzungsprüfungen, außerdem ein System der klassengebundenen Lehrer. Sturms pädagogisches Konzept zielte darauf ab, den Schülern eine äußere und innere Ordnung zu vermitteln. Die äußere Ordnung sollte durch den gleichmäßig geregelten Tagesablauf und die Hierarchie in der Schule erreicht werden. Die Schüler der einzelnen Klassen waren in Decurien eingeteilt, an deren Spitze jeweils ein gewählter Decurio stand, der dem Klassenlehrer etwa in Disziplinarfragen behilflich war. Der Weg zur inneren Ordnung, das heißt zum klar strukturierten Denken, sollte wiederum über die Förderung der Beredsamkeit führen. Das in der Formel *sapiens atque eloquens pietas* zum Ausdruck gebrachte Bildungsideal Sturms legte den Akzent eindeutig auf die *eloquentia*, die stark auf Ciceros Werke ausgerichtete Rhetorik.¹³

Sturms besondere Bedeutung für den Schulunterricht in Ungarn und Siebenbürgen bestand in der klassischen rhetorischen Bildung. Die dabei hervorgehobene Stellung der lateinischen Sprache konnte im Gebiet des Stephansreichs schon deshalb auf großen Widerhall stoßen, weil Latein nicht nur die Sprache von Kirche und Wissenschaft, sondern zugleich die offizielle Amts- und praktische Verkehrssprache der Organe der Stände und der Verwaltung im Stephansreich war und bis ins 19. Jahrhundert blieb.

Zwischen der Lateinschule und dem *gymnasium illustre* entstand eine breite Palette an örtlichen und regionalen Varianten von Schulen, welche sich als Vorbereitungsanstalten für ein Universitätsstudium definieren wollten und konnten. Eine dieser Bildungsanstalten war die von Arno Seifert als quasi-illustre Gymnasium bezeichnete Schule von Valentin Trotzendorf im schlesischen Goldberg. Der Melanchthon-Schüler aus Schlesien baute die von ihm zwischen 1531 und 1556 geleitete Trivialschule von Goldberg im Herzogtum Liegnitz in eine Bildungsanstalt mit sechs Lehrgangsklassen aus. Für die reiferen Schüler wurden neben Dialektik und Rhetorik auch Bereiche des Quadriviums wie Arithmetik, Astronomie und Naturphilosophie gelehrt.¹⁴ Das anspruchsvolle Lehrpensum, das zunächst mit einem Lehrer gemeistert wurde, erforderte mit der Zeit nicht nur die Anstellung von einem weiteren Lehrer und zwei Praeceptoren, sondern auch die konsequente Heranziehung der reifen Schüler für den Unterricht der unteren Klassen. Dem effektiven Unterricht sollten auch die von Trotzendorf ausgearbeiteten Schulgesetze dienen, die auf eine strenge Disziplin und verstärkte Selbstverwaltung abzielten. Aus der Reihe der Schüler, die ungeachtet ihrer ständischen und sozialen Herkunft in der Schule gleichgestellt waren, wurden nach dem Muster der römischen Republik Würdenträger ernannt, die über Ordnung und Sauberkeit in Schule und Internat sowie über die Arbeit und Aufgaben der

Mitschüler wachten. Über dem ganzen Schulstaat stand Trotzendorf als *dictator perpetuus*.¹⁵

Der ungarischen Schulgeschichtsforschung ist es bisher noch nicht gelungen, die Bedeutung des Trotzendorf'schen Systems im Detail zu klären. Doch es zeichnet sich auch ohne neuere Forschungsergebnisse ab, dass dieses Schulmodell gerade in Gebieten mit wenig ausgebildeten Lehrern und begrenzten finanziellen Möglichkeiten, zu denen auch das dreigeteilte Ungarn gehörte, erfolgreich zum Vorbild dienen konnte. Denn die Goldberger Schule mit ihrer strengen Ordnung konnte auch mit wenigen Lehrern der Vorbereitung auf die höheren Fakultäten der Universität dienen.

3. Probleme der Schulforschung in Ungarn und Siebenbürgen

Die ungarische Schulgeschichtsschreibung ist sich in der Bewertung der Auswirkung der Reformation auf das ungarische Unterrichtssystem nicht einig. Wie die Budapester Schulhistorikerin Erika Kopp in ihrem vor kurzem veröffentlichten Beitrag zu Calvins Wirkung auf das ungarische Unterrichtswesen feststellte, wird nach wie vor die Frage diskutiert, wie tief greifend sich die Reformation auf das ungarische Schulwesen im 16. Jahrhundert ausgewirkt hat.¹⁶

Luthers Programm der muttersprachlichen Kleinschulen wurde auch in Ungarn und Siebenbürgen aufgegriffen.¹⁷ Doch die Hauptaufmerksamkeit widmete man den humanistischen Lateinschulen, in denen die neue konfessionelle Elite herangezogen werden sollte.¹⁸ Nachdem es in Siebenbürgen und in Ungarn bis 1581 beziehungsweise bis 1635 keine Universitäten gab, kam diesem Bildungsmodell eine besondere Bedeutung zu. Die Meinungen in der ungarischen Forschung gehen allerdings darüber auseinander, inwieweit die Reformation im dreigeteilten Ungarn im 16. Jahrhundert einen neuen Schultypus mit neuen Lehrplänen und Methoden hervorbrachte. Während vor allem ältere ungarische Autoren der Ansicht waren, dass um die Mitte des 16. Jahrhunderts auch in Ungarn und Siebenbürgen ein neuer, evangelischer Schultypus entstand,¹⁹ betont der Doyen der ungarischen Schulgeschichtsforschung, István Mészáros, das Fortleben der im Sinne der *studia humanitatis* schon um 1500 modernisierten und von den Magistraten übernommenen städtischen Pfarrschulen unter protestantischer Leitung. Diese Schulen folgten nach Mészáros sowohl in ihrem organisatorischen Aufbau als auch mit ihrem Lehrstoff dem zur Zeit der Renaissance entstandenen Modell der Trivialschulen – wenn auch anders als im Humanismus die Schule der Reformation nicht mehr das Lehren und Lernen der Vollendung des Menschen, sondern des Glaubenskönnens in den Mittelpunkt stellte.²⁰

Anlass zur Debatte über die Schulen gibt nach wie vor die schlechte Quellenlage. Insgesamt wird die ungarische und siebenbürgische Schulgeschichtsfor-

schung dadurch erschwert, dass für das 16. Jahrhundert nicht nur keine systematischen und kritischen Quelleneditionen, sondern überhaupt wenig Quellen vorliegen. Oft fehlen Informationen über die Gründung der Schulen, ihr Lehrpersonal und ihre Lehrinhalte, nicht zuletzt weil in den meisten Schulen Zahl und Stoff der zu lehrenden Fächer nicht genau vorgeschrieben waren. Die fehlenden Angaben erschweren auch die Bestimmung der Struktur der Schulen. Die bis heute bekannten Dokumente untermauern jedenfalls nicht eindeutig Mészáros' Meinung, wonach im dreigeteilten Ungarn bis zum ausgehenden 16. Jahrhundert bei allen Konfessionen dem Typus nach Trivialschulen charakteristisch waren.²¹ Dies wird auch von den zeitgenössischen Quellen über die Schulstrukturen nicht bestätigt.

Imre Újfalvi,²² Professor für Mathematik und Hebräisch und zwischen 1596 und 1599 Rektor des Debrecener Reformierten Kollegiums, bezeichnete in seiner 1597 verfassten Studienanleitung alle Schulen im Ungarn des 16. Jahrhunderts gegenüber den *scholae maiores* (Universitäten und Hohen Schulen) als *scholae minores*, wobei er zwischen den *scholae triviales* und den *scholae illustres* – auch Partikularschule genannt – unterschied.²³ Während er mit *scholae triviales* die kleinen Schulen mit zwei Stufen und einem Lehrer bezeichnete, verstand er unter *scholae illustres* die dreistufigen Schulen, wo mindestens zwei erwachsene Lehrer tätig waren. In keiner der ungarischen und siebenbürgischen Bildungsanstalten wurde also nach Sturms Modell in Jahrgangsklassen, sondern weiterhin auf traditioneller Art nach Lernstufen unterrichtet. Diese Tatsache begründete Újfalvi damit, dass die niedrige Zahl der Lehrer und die Zweckmäßigkeit des Unterrichts die Beibehaltung des alten Systems erforderten.²⁴ Die *schola illustris* oder Partikularschule konnte also mit zahlenmäßig wenigen Lehrern und mit geringem Aufwand am besten der Etablierung einer konfessionellen Elite dienen.²⁵ Doch wie waren diese *scholae illustres* strukturiert? Und was haben sie angeboten?

4. Konkurrierende Einflussnahmen – eigenständige Lösungen?

Durch die Verbindung der Reformation mit der Rezeption humanistischer Ideen gewann das Unterrichts- und Bildungswesen auch in Ungarn und Siebenbürgen eine neue Dimension. Bereits in den 1530er Jahren – das zeigen zahlreiche Beispiele – wurde Melanchthons pädagogisches Konzept unter den spezifischen Voraussetzungen im Donau- und Karpatenraum in die Praxis umgesetzt.

Im oberungarischen Bartfeld gehörte der Stadtpfarrer und Schulmann Valentin Stöckel (1510–1560) zu den treuen Melanchthon-Schülern.²⁶ Der Unterricht in der Bartfelder Schule wurde schon zwischen 1516 und 1522 durch den Humanisten Valentin Eck aus Lindau am Bodensee im Sinne des pädagogischen Programms des Elsässer Humanisten Jakob Wimpfeling umgestaltet.²⁷ Stöckel, selbst Absolvent der Eck'schen Schule, setzte seine Studien beim englischen

Humanisten Leonhard Cox an der Schule in Kaschau, dann an der Universität Wittenberg fort. Dort pflegte Stöckel zu Melanchthon ein besonders inniges Verhältnis, weshalb er durch Vermittlung seines akademischen Lehrers eine Stelle in der gerade durch diesen reformierten Schule im mansfeldischen Eisleben bekam. Die für die Eislebener Schule ausgearbeitete Schulordnung ist als ein Vorläufer des von Melanchthon verfassten kursächsischen Lehrplans anzusehen und stimmt mit demselben in allen wesentlichen Punkten überein.

Die Bildungsanstalt von Eisleben und Melanchthons Ausführungen in seiner kursächsischen Visitation dienten Stöckel bei der Einrichtung der Bartfelder Schule mit Sicherheit als Orientierungsmuster. Denn in seiner Schulordnung von 1540²⁸ – welche die früheste bekannte Ordnung einer evangelischen Schule im Donau- und Karpatenraum darstellt – stand die Einheit der humanistischen pädagogischen Praxis und des reformatorischen Glaubens ganz im Sinne des Melanchthon'schen Bildungsideals *prudencia et eloquentia* im Mittelpunkt.

Die Schule von Bartfeld gehörte zu den Lateinschulen mit einem Lehrer sowie mit Aushilfelehrern aus der Reihe der reifen Schüler. Der Unterricht erfolgte in drei Lehrgangsklassen, wobei in der höchsten Stufe außer Rhetorik und Dialektik auch Arithmetik und Philosophie unterrichtet wurden. Für die reifen Schüler richtete Stöckel auch ein *colloquium litterarum* ein, das in Form von Disputationen abzuhalten war, wo sich die Schüler wahlweise mit Themen wie Philosophie, Physik, Ethik und Theologie auseinandersetzen sollten.²⁹ Demnach hatte Stöckel ausgewählte Schüler, darunter auch zahlreiche Söhne von Adelsfamilien, in die Grundlagen des Quadriviums eingeführt. Großen Wert legte er auch auf die Fortführung der Bartfelder Tradition der Schultheateraufführungen, obwohl Melanchthon das Schultheater ablehnte. Die evangelische Kirchensynode von Eperiesch bestätigte im November 1546 Stöckels Schulordnung, wodurch diese von einer Vielzahl von Schulen in der Zips und in Oberungarn übernommen wurde. Bald wurde die Bartfelder Schule aus ganz Ungarn und Siebenbürgen und sogar aus Schlesien und Polen besucht und erfüllte somit eine überlokale Funktion.³⁰

In der siebenbürgischen königlichen Freistadt Kronstadt orientierte sich der Reformator Johannes Honterus (1498–1549) bei der Einrichtung der Schule ebenfalls an Melanchthon, allerdings mehr an dessen für die „Obere Schule“ Sankt Ägidien der Reichsstadt Nürnberg ausgearbeitetem Modell. Honterus, der sich nach einem Studium in Wien und Krakau in den 1520er Jahren in Nürnberg aufhielt, konnte dort die Pläne des von Melanchthon für Nürnberg konzipierten neuen Typus der protestantischen Gelehrtenschule kennen lernen, der einer Artistenfakultät nahe kam. Das Fächerspektrum der *Scholae Coronensis* umfasste das Trivium und Bereiche des Quadriviums wie Geographie gepaart mit Arithmetik und Astronomie, Verslehre und Musik. Neben dem Schulrektor Honterus unterrichtete ab 1543 auch ein Lektor die reiferen Schüler, wobei für den Unterricht in den unteren Stufen nicht nur ältere Schüler, sondern auch der Kantor der Stadtpfarr-

kirche für den Musikunterricht und der Sekretär des Stadtmagistrats für den Unterricht in Schreiben, Rechnen und Arithmetik eingesetzt wurden.³¹

Für die innere Ordnung der Kronstädter Schule dienten wiederum die Schulgesetze des Rektors der Nürnberger Sebaldschule, Sebald Heyden, die von Honterus fast wortwörtlich übernommen wurden.³² Honterus' Schulstaat war in seinen Grundsätzen zwar deutlich an die *res publica* der Goldberger Schule angelehnt, durch die Wahl der Würdenträger jedoch wesentlich demokratischer gestaltet als die Schule von Trozendorf, für die erst 1546 eine gedruckte Ordnung erschien.³³ Deshalb haben ältere Autoren vermutet, dass Honterus bei der Organisation des *coetus* das Straßburger Modell Sturms zum Vorbild nahm,³⁴ was allerdings nicht zu belegen ist. Die 1542 von Honterus verfasste Kirchenordnung, die auch die Schulordnung beinhaltete, wurde 1547 in wenig veränderter Form vom Selbstverwaltungsorgan der Siebenbürger Sachsen, der „Nationsuniversität“, als verpflichtend eingeführt, wodurch die Kronstädter Schule ihre regionale Bedeutung entfalten konnte.³⁵

Im Laufe des 16. Jahrhunderts entwickelten sich die frequentierten Schulen in den königlichen Freistädten – so nachweislich im oberungarischen Neusohl und Leutschau oder im siebenbürgischen Klausenburg und Hermannstadt – auch strukturell weiter, indem sie ihren Unterrichtsstoff genau definierten, ihre Lehrfächer mit Bereichen des Quadriviums erweiterten und dementsprechend die drei Lehrstufen mit Einführung von mehreren Lehrgangsklassen ausdifferenzierten.³⁶ In den 1560er Jahren gab es sowohl in Neusohl als auch in Leutschau bereits acht Klassen. Ihrem Typus nach waren diese Schulen schon mehr oder weniger vollwertige Gymnasien ohne *lectiones publicae*. Auch wenn Sturms *gymnasium illustre* sicherlich den Schulmännern in Ungarn und Siebenbürgen als nachahmungswürdig erschien, waren sie doch gezwungen, die Schulen den im Donau- und Karpatenraum vorherrschenden zerrütteten politischen Verhältnissen und vor allem ihren beschränkten finanziellen Möglichkeiten anzupassen. In inhaltlicher Hinsicht zeigten sich die Bildungsanstalten allerdings sehr offen und sie übernahmen etwa die in Mittel- und Westeuropa allgemein verbreiteten Lehrbücher. In der Schulordnung der Neusohler Schule beispielsweise – die 1574 von dem aus Straßburg stammenden Rektor Abraham Schremmel, der höchstwahrscheinlich auch in Straßburg studiert hatte, schriftlich niedergelegt wurde – waren Schulbücher etwa von Nicolaus Clenardus, Gemma Frisius, Sebald Heyden, Melancthon, Nicolaus Medler und Sturm vorgeschrieben.³⁷

Anders als die lutherischen Schulzentren haben die frequentierten reformierten Schulen – erst seit dem Ende des 17. Jahrhunderts als Kollegien bezeichnet – wie Sárospatak, Pápa, Debrecen oder Klausenburg im Zuge der Verbreitung der helvetischen Reformation ab der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts ihr Lehrangebot nicht nur in Richtung Quadrivium, sondern mit einer philosophischen und theologischen Ausbildung in Form von öffentlichen Vorlesungen weiterentwi-

ckelt.³⁸ Die akademische Ausbildung umfasste häufig nur Theologie, wobei im Fall der am meisten frequentierten Anstalten sowohl Philosophie als auch Theologie gelesen wurden. Auch Griechisch und Hebräisch wurden eingeführt,³⁹ wobei erstere Sprache – ganz im Sinne von Melanchthon und Sturm – als Bestandteil der humanistischen Ausbildung galt, während letztere fakultativ und nur für die Predigerkandidaten vorgeschrieben wurde. An den großen reformierten Schulen erhielten die Schüler somit eine abgeschlossene Ausbildung, auch wenn die Bildungsanstalten keine akademischen Grade erteilten, weshalb auch Reformierte einen Universitätsabschluss im Ausland erwerben mussten.

Der Struktur nach zeigten die großen Kollegien mit den Schweizer reformierten Hohen Schulen eine Ähnlichkeit,⁴⁰ wobei, wie Újfalvi schrieb, in Ungarn und Siebenbürgen zunächst das alte System der Lehrgangsklassen beibehalten wurde. Der Unterricht in der elementaren, gymnasialen und akademischen Stufe fand im gleichen Gebäude ohne institutionelle Trennung statt, nicht zuletzt deshalb, weil die reifen oder absolvierten Studenten vom *rector* und *conrector* konsequent als Hilfslehrer eingesetzt wurden. Um die frequentierten Schulen, die „Mutterkollegien“, gruppierten sich kleinere und kleinste Schulen in den Marktflecken und Dörfern, in denen Absolventen des Kollegiums als Lehrer oder Praeceptoren tätig waren. Viele von ihnen übten sich an den „Partikularschulen“ der Kollegien im Lehrerhandwerk, bevor sie sich mit dem dort verdienten Geld auf die Peregrination ins Ausland begaben oder eine Anstellung als Prediger oder Schulmeister erhielten.⁴¹ Dieser reformierte Schultypus wies mehrere Varianten auf, so konnte beispielsweise an einigen der kleineren Schulen die theologische Ausbildung gleich nach der zweiten Stufe, also dem lateinischen Grammatikunterricht, erfolgen.

Welches Vorbild dieses Modell hatte, ist auf der Grundlage des heutigen Wissensstands nicht eindeutig zu entscheiden. Mészáros nimmt den Standpunkt ein, dass die katholischen Domkapitelschulen des Mittelalters den reformierten Kollegien als Muster dienten. Da sich das System jedoch erst in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts allmählich etablierte, waren wahrscheinlich die Schulkollegien der Jesuiten – die seit 1586 auch überall in Ungarn gegründet wurden und die über einen Pastorkurs verfügten, somit also eine abgeschlossene Ausbildung ermöglichten – für die Weiterentwicklung der reformierten Kollegien ausschlaggebend.⁴² Allerdings haben mit Sicherheit ebenso die Schweizer Hohen Schulen eine gewisse Vorbildfunktion erfüllt, auch wenn beim heutigen Stand der Forschung weder der jesuitische noch der schweizerische Einfluss eindeutig nachzuweisen ist.

5. Versuche zur Gründung von Akademien im Ungarn und Siebenbürgen des 16. Jahrhunderts

Haben die Schulen der Reformierten mit einer Form der quasi Hohen Schule den Schultypus gefunden, der den Bedarf an calvinistischen Dorfpredigern und Schulmeistern schnell decken konnte, so unternahmen die Lutheraner schon im 16. Jahrhundert mehrere Versuche, eigene Hohe Schulen zu gründen.

Im Königreich Ungarn war der ungarische König und römisch-deutsche Kaiser Maximilian II., der eine protestantenfreundliche Haltung einnahm, der Initiator. Er förderte nicht nur Sturms Straßburger Gymnasium mit der Privilegierung durch die niederen Graduierungsrechte 1566, sondern unterstützte auch die Schulen der ungarischen Protestanten. 1571 holte er die Meinung der Ungarischen Kammer zum Ausbau einer der oberungarischen lutherischen Schulen zur Akademie ein, wobei er selbst anscheinend die Schule in der königlichen Freistadt Leutschau präferierte. In ihrem Gutachten schlugen die königlichen Räte eine stufenweise Erweiterung der dortigen Schule vor, indem zunächst vier Professoren aus dem Heiligen Römischen Reich deutscher Nation („professores artium ac theologiae ex Germania“) für den Unterricht der Fächer Theologie, Logik, Rhetorik und Grammatik angestellt werden sollten.⁴³ Der Plan konnte wegen Maximilians Tod zwar nicht umgesetzt werden, doch inzwischen hatten die Leutschauer Bürger den Plan anscheinend selbst aufgegriffen, denn Maximilians Nachfolger, Rudolf II., untersagte aus konfessionspolitischen Gründen dem Stadtmagistrat am 31. Dezember 1588 das ehrgeizige Vorhaben zur Gründung einer Hohen Schule.⁴⁴ Das Ziel der ungarischen Evangelisch-Lutherischen konnte erst 1667 in der königlichen Freistadt Eperiesch mit Hilfe der evangelischen Stände und mit der Unterstützung aus dem protestantischen Ausland realisiert werden.

Im Verwaltungs- und Handelszentrum der Siebenbürger Sachsen, Hermannstadt, plante 1549 die „Nationsuniversität“ eine höhere Schule für die gesamte siebenbürgisch-sächsische *natio* zu eröffnen und holte dazu die Meinung des sich in Klausenburg aufhaltenden italienischen Gelehrten Francesco Stancaro ein. Dieser schlug ein Partikulargymnasium mit fünf Professoren für Theologie, Hebräisch, Griechisch, Latein und für Rhetorik und Dialektik vor. Auch wenn der ehrgeizige Plan nicht in der ursprünglichen Form verwirklicht werden konnte, wurde die Schule allmählich etwa durch Anstellung von zwei Lektoren zu einem vollwertigen Gymnasium ausgebaut.

1578 nahm der höchste Würdenträger der siebenbürgisch-sächsischen *natio*, der Königsrichter Albert Huet, erneut den Plan zur Errichtung einer Akademie auf. Huet, selbst ein Absolvent der Wiener Universität, wollte die Hermannstädter Schule zur gemeinsamen Akademie der Siebenbürger Sachsen ausbauen und dazu Lehrer aus dem römisch-deutschen Reich einladen.⁴⁵ Doch das Vorhaben, die Schule als eine landständische Akademie einzurichten, deren Kosten von der

„Nationsuniversität“ getragen werden sollten, stieß diesmal auf eine geteilte Meinung der siebenbürgisch-sächsischen Verwaltungsbezirke, von denen manche die Schulzentren Kronstadt im Burzenland und Bistritz im Nösnerland unterstützen wollten.

Huet ließ auch ohne die einvernehmliche Unterstützung eine äußere und innere Reformierung in der Schule einleiten. Das alte Schulgebäude wurde renoviert und erweitert, der Lehrplan durch die Stärkung der Rolle der Rhetorikausbildung unter der Leitung des 1591 zum Rektor gewählten Georg Dietrich modernisiert. Dietrich studierte 1587 in Straßburg und erwarb dort den Magistergrad.⁴⁶ Ihm war es zu verdanken, dass neben der evangelischen Frömmigkeit die Beredsamkeit zum erstrangigen Ziel erhoben wurde. 1598 erhielt die Schule auch eine neue Schulordnung, ausgearbeitet vom Rektor Leonhard Hermann, der in Frankfurt an der Oder studiert hatte. Nach dem siebenbürgisch-sächsischen Bischof Friedrich Teutsch, der im 19. Jahrhundert den siebenbürgischen Schulen zahlreiche Aufsätze widmete, kamen in dieser Schulordnung Trotzendorfs und Sturms Einflüsse zur Geltung.⁴⁷

Schon die beiden Beispiele zeigen, dass die Gründung von Hohen Schulen ohne den fürstlichen oder ständisch-korporativen Willen nicht möglich war. Aber selbst dieser reichte in einer Region, wo der politische und konfessionelle Status quo durch äußere Umstände stets bedroht war, nicht immer aus. Sind Pläne einer Akademiegründung des siebenbürgischen Fürsten Johann Sigismund wegen seines frühen Todes nicht zustande gekommen,⁴⁸ so konnte die Akademiegründung des katholischen Fürsten István Báthori in einem mehrheitlich protestantischen Land nur einen vorübergehenden Erfolg haben. Der polnische König und siebenbürgische Fürst Báthori gründete 1581 mit Hilfe der Jesuiten eine katholische Hohe Schule in Klausenburg. Die *Societatis Jesu Academia Claudiopolitana* war eine Zwei-Fakultäten-Universität mit einer Ausbildung in Philosophie und Theologie, die allen Konfessionen offen stand. Infolge der von den Jesuiten eingeführten neuen Lehrmethoden nahm die Zahl der protestantischen Studenten an der katholischen Akademie, die auch akademische Grade erteilte, stetig zu. Nicht zuletzt deshalb beschloss der siebenbürgische Landtag nach dem Tod des Fürsten 1588 nicht nur die Schließung der Bildungsanstalt, sondern 1603 auch den Abriss des Gebäudes mit der Begründung, dass die Akademie das konfessionelle Gleichgewicht im Fürstentum gefährde.⁴⁹

6. Unmittelbare Kontakte zu Sturm und zur Straßburger Akademie

Während die meisten Schulmänner in Ungarn und Siebenbürgen Sturms Methode nur aus seinen Schriften kennen lernen konnten, kamen einige *peregrini* mit dessen Pädagogik in unmittelbaren Kontakt. Die Straßburger Schule, die zwischen

1538 und 1621 stufenweise zu einer Semi-Universität, dann zu einer Volluniversität ausgebaut wurde, besuchten vor 1621 nach heutigem Wissensstand⁵⁰ nur wenige, etwa 30, Studenten aus Ungarn und Siebenbürgen.⁵¹ Doch unter ihnen befanden sich einige Hochadlige, die Straßburg in Begleitung ihrer Privatlehrer gerade wegen der von Sturm ausgearbeiteten Methode des Rhetorikunterrichts, die nach 1581 auch von dessen Nachfolger Melchior Junius fortgesetzt wurde, aufsuchten. Nach ihrer Peregrination bekleideten diese Studenten wichtige Positionen in der Landesverwaltung, wie etwa die evangelisch-lutherischen Adligen Baron Péter Révay als Obergespan des Komitats Turz, dann als königlicher Rat und Kronhüter, Zsigmond Balassa als Obergespan des Komitats Neograd oder Graf Szaniszló Thurzó als Palatin von Ungarn, das heißt Stellvertreter des Königs.

In Straßburg studierten auch für die ungarische Kulturgeschichte bedeutende Persönlichkeiten wie zwischen 1590 und 1592 der reformierte Geschichtsschreiber, Jurist, Dichter, Übersetzer und nicht zuletzt Schulmann János Baranyai Decsi oder zwischen 1593 und 1596 der ebenfalls reformierte Theologe, Wandergelahrte, Übersetzer und unter anderem Lektor der Lateinschule in Oppenheim am Rhein Albert Szenci Molnár. Damit zeigt die ungarisch-siebenbürgische Peregrination beim heutigen Stand der Forschung mehr Ähnlichkeiten zu der zahlenmäßig kleinen böhmischen als zu der wesentlich intensiveren polnisch-litauischen Peregrination in Straßburg.⁵²

Die *peregrini* spielten auch für die Bekanntmachung der *methodus Sturmiana* im Rhetorikunterricht eine wichtige Rolle. Da der Rhetorik sowohl als Erkenntnismethode als auch als Grundlagenwissenschaft die Aufgabe zukam, die scholastische Logik zu ersetzen, rückte überall in den protestantischen Schulen die Praxis des Rhetorikunterrichts in den Mittelpunkt. Melanchthons diesbezügliche Lehrbücher, die zwar für das Lernen der Theorie, nicht aber für die Praxis geeignet waren, wurden rasch durch die von Sturm und von Junius abgelöst. Anstelle der *praecepta* der grammatischen, poetischen und rhetorischen Vorschriften rückten nun das Lesen und Erklären (*exercitatio* und *analysis*) und die aktive Imitation (*imitatio* und *genesis*) der lateinischen Texte in den Vordergrund. Man verwendete die von Sturm erarbeitete Imitationsmethode und Lehrtexte, vor allem seine Schulausgabe der Briefe Ciceros.

Auch in den ungarischen und siebenbürgischen Schulen lehrte man Rhetorik nach der Straßburger Methode und anhand der Sturm'schen Schulausgabe der Werke von Cicero.⁵³ Der Rektor der Neusohler Schule, Abraham Schremmel aus Straßburg, schrieb die Benutzung der Schulausgabe der Briefe Ciceros von Sturm vor. Auch nach den Schulordnungen von Schemnitz 1587, von Leutschau 1589 oder von Modern 1594 lernten die Schüler aus Sturms Lehrbuch.⁵⁴ Dass dieses Lehrbuch in Ungarn allgemein verbreitet war, beweist das Nachlassinventar des Kaschauer Buchhändlers Johann Gallen aus dem Jahr 1583. Nach der Bücherliste hatte er nicht weniger als 23 Exemplare von Sturms Briefausgabe auf Lager, wo-

bei andere Bücher, etwa Schriften von Luther, nur in wenigen Exemplaren vorrätig waren.⁵⁵

Einer der ungarischen *peregrini* in Straßburg, der nachweislich selbst im Unterricht tätig wurde, war der kroatischstämmige Baron Gergely Horváth (Gradecki) Stansith (1558–1597). Er studierte zwischen 1574 und 1581 in Padua und 1581 in Straßburg. Dort lernte er nicht nur bei Sturm, sondern wohnte auch bei dem „deutschen Cicero“. Auch zu Sturms Gegner und Befürworter der *Formula Concordiae*, Professor Johannes Pappus, pflegte der orthodoxe Lutheraner aus Ungarn gute Kontakte. Seine Kavaliertour führte Horváth aus dem Elsass nach Basel, wo er mit dem lutherischen Theologen und Antistes der Basler Kirche sowie mehrfachen Rektor der Universität, Simon Sulzer, selbst ein Absolvent der Straßburger Akademie, in engere Verbindung kam. In Genf, wo er ein halbes Jahr verbrachte, machte er Bekanntschaft mit Béze, anschließend in Dresden mit Jakob Andreae, durch dessen Vermittlung 1577 die Konkordienformel zustande gekommen war.

In seine Heimat zurückgekehrt gründete Horváth auf seiner Familienburg im oberungarischen Nehre ein Gymnasium. Die Lehrer berief er aus dem Ausland, wobei der erste, Albert Grawer, zusammen mit ihm in Ungarn eintraf. Der spätere Professor für Theologie und mehrmalige Rektor der Universität Jena, Grawer, wurde Horváth von Ägidius Hunnius dem Älteren, gleichfalls einem lutherischen Theologen, empfohlen. Über die Schule ist sonst wenig bekannt, doch es ist überliefert, dass Grawer dort Philosophie und Theologie unterrichtete, wobei zu seinen besonderen Aufgaben auch die Interpretation der zwischen den Konfessionen debattierten theologischen Fragen gehörte. Der erste Schulrektor wurde der in Tangermünde gebürtige Christoph Gera, der 1594 von der Straßburger Akademie nach Ungarn kam. Ihm folgte Nikolaus Erhard aus dem pfälzischen Dahlheim, der sein Studium in Heidelberg absolvierte. Horváth selbst unterrichtete an seiner Schule Dialektik, Ethik und Rhetorik, doch bevor das Gymnasium hätte ausgebaut werden können, starb er 1597, wodurch der Niedergang der Schule begründet wurde.⁵⁶

Zu den Vermittlern der *methodus Sturmiana* kann sicherlich auch János Baranyai Decsi (ca. 1560–1601) gezählt werden, der das Studium in Straßburg mit dem Magistergrad beendete. 1591 legte er eine Arbeit in Philosophie unter dem Titel „Synopsis Philosophiae“ bei Johann Ludwig Hauvenreuter, einem Straßburger Vertreter der aristotelischen Philosophie, vor. Baranyai Decsi behandelte darin das System der theoretischen und praktischen Philosophie und fasste in 570 Thesen Wissensbereiche der Disziplin von der Mathematik über die Physik, Metaphysik, Ethik, Politik bis zur Wirtschaft zusammen.⁵⁷ Die Grundlagen einiger dieser Fächer hatte er vielleicht auch seinen Schülern an der reformierten Schule in dem siebenbürgischen Neumarkt an der Marosch vermittelt, an der er zwischen 1593 und 1601 als Rektor tätig war. Die Schule hat sich unter seiner Leitung zu

einer Bildungsanstalt mit drei Lehrern entwickelt. Sicherlich benutzte Baranyai Decsi im Unterricht auch sein 1598 verlegtes Buch über die ungarischen Sprichwörter und Redewendungen „Adagiorum graeco-latino-ungaricorum chiliades quinque“, dessen Nutzen er als „Reste und Funken der alten Philosophie und Gelehrsamkeit“ für die Wissenschaften, insbesondere für die Philosophie und Rhetorik, hervorhob. Einen Anstoß zu diesem Buch gaben ihm vielleicht die von seinem Straßburger Lehrer Hauvenreuter 1573 publizierte „Adagia classica scholis Argentinensibus digesta“.⁵⁸

Auf die Bedeutung eines kürzeren oder längeren Besuchs der Straßburger Akademie weist der Lebensweg von Albert Szenci Molnár (1574–1639) hin. Nach einem Schulbesuch in Gönc und Debrecen ging er 1590 über Wien, Prag, Dresden, Wittenberg und Heidelberg nach Straßburg, wo er sich am 7. Mai 1593 immatrikulieren ließ, nachdem er von Philipp Glaser examiniert und in die zweite Klasse unter dem Klassenlehrer Joseph Lang aufgenommen worden war. Laut der Eintragung in seinem Tagebuch erhielt Szenci Molnár auch einen Platz im *Collegium Wilhelmitanum* für ärmere Schüler, dessen Leiter damals Johannes Pappus war. Nach einem Examen am 1. April 1594 wurde er in die von Johannes Bentz geleitete erste Klasse aufgenommen. Im April des folgenden Jahres schloss er das Gymnasium erfolgreich ab und erhielt vom Rektor Pappus die Genehmigung, die *lectiones publicae* zu besuchen. Im Juli 1596 wurde aber Szenci Molnár wegen seines konfessionellen Bekenntnisses von der Akademie verwiesen, da er zusammen mit den Straßburger Reformierten regelmäßig nach Bischwiller zum Abendmahl ging.⁵⁹

Trotz des Verweises nahm der Studienaufenthalt in Straßburg für seine spätere Laufbahn eine entscheidende Bedeutung ein. Ein Gespräch mit Johannes Pappus, der bei dem ungarischen Studenten nachfragte, ob die Bibel schon ins Ungarische übersetzt und ob ein lateinisch-ungarisches und ungarisch-lateinisches Wörterbuch vorhanden wäre, gab ihm den Anstoß, das Wörterbuch später anzufertigen und sich verstärkt Übersetzungsarbeiten zu widmen. Er schrieb und publizierte 1604 ein ungarisch-lateinisches und lateinisch-ungarisches Wörterbuch und übertrug unter anderem 1607 die Psalmen Davids, Calvins „Institutio“ sowie den Heidelberger Katechismus ins Ungarische. Nicht zuletzt gab er 1608 auch eine revidierte Übersetzung der Károlyi-Bibel heraus.

7. Mittelbare Einflüsse: Sturms „Scholae Lauinganae“ in Ungarn und Herborns Vermittlung in Siebenbürgen am Anfang des 17. Jahrhunderts

Das Straßburger Vorbild beeinflusste die Gestaltung des höheren Schulwesens in zahlreichen deutschen und außerdeutschen Territorien in unterschiedlicher, mittelbarer oder unmittelbarer Form. Einen unmittelbaren Kontakt zu Straßburg

konnte das Gymnasium Palatinum Herzog Wolfgangs von Zweibrücken und Neuburg zu Lauingen an der Donau aufweisen, dessen Lehrplan Sturm selbst verfasst hatte. Der lutherische Pfalzgraf lud 1564 den Rektor Johannes Sturm aus Straßburg ein, um die innere Organisation des neuen Landesgymnasiums für das Herzogtum Pfalz-Neuburg zu vollenden, das 1562/1563 seine Tätigkeit begann. Sturm sah für das Gymnasium in Lauingen anstelle der zehn nur vier Klassen im Anschluss an die städtische Vorbereitungsschule vor, sowie *lectiones publicae* über Theologie, Physik, Mathematik, Ethik, Politik, Dialektik und Rhetorik sowie Jurisprudenz. Nach dem Muster seiner Studienanleitung von 1538 für das Straßburger Gymnasium verfasste Sturm eine solche auch für das Gymnasium von Lauingen, die „Scholae Lauinganae“, und gab diese zusammen mit der ebenfalls von ihm verfassten Schulordnung 1565 im Druck heraus.⁶⁰

Diese auf vier Klassen und öffentliche Vorlesungen komprimierte Form der Straßburger Akademie konnte nicht nur in den kleineren deutschen Territorien oder Städten, sondern auch für jene protestantischen Zentren im Donau- und Karpatenraum als Muster dienen, die sich konfessionspolitisch in einer unsicheren Lage befanden und über beschränkte finanzielle Möglichkeiten zur Aufrechterhaltung einer universitätsähnlichen Bildungsanstalt verfügten.⁶¹ Eines dieser politischen und kulturellen Zentren im Königreich Ungarn war Pressburg, die provisorisch eingerichtete Hauptstadt. Nach Ofens Eroberung durch die Osmanen im Jahr 1541 wurde die königliche Freistadt Pressburg in der unmittelbaren Nähe der kaiserlichen Residenzstadt Wien zum neuen Sitz der königlichen und ständischen Verwaltung.

Die geographische Lage und die hervorgehobene Funktion Pressburgs verhinderten aber jede Bestrebung der Bewohner im 16. Jahrhundert, die Reformation einzuführen. Dies änderte sich nach dem von István Bocskai und seinen Truppen erkämpften Religionsfrieden vom 23. Juni 1606, als auch den königlichen Freistädten die freie Religionsausübung eingeräumt wurde. In Pressburg kam es unmittelbar danach zur Gründung einer lutherischen Kirchengemeinde, der sich die Mehrheit der Bewohner unter der Leitung der angesehenen Patrizierfamilien anschloss. Bereits am 2. August 1606 wandte sich der Stadtmagistrat an den Neuburger Pfalzgrafen Philipp Ludwig sowie seinen Hofpfarrer und zugleich Rektor des Gymnasiums zu Lauingen, Jacob Heilbrunner, mit der Bitte, einen im evangelischen Glauben festen Pfarrer für die Gemeinde und einen gelehrten Mann für das geplante Gymnasium mit der Begründung zu suchen und nach Pressburg zu entlassen.⁶² Warum vom Pressburger Stadtmagistrat gerade Pfalz-Neuburg ausgewählt wurde, geht aus den bisher bekannten Quellen nicht hervor. Möglicherweise gab es regelmäßige Beziehungen von Kauf- und Schiffleruten der beiden an der Donau liegenden Städte Neuburg und Pressburg und vielleicht auch Kontakte zwischen den Evangelischen in Pressburg und Heilbrunner.⁶³ Fest steht jedoch,

dass schon wenige Wochen später eine positive Antwort aus Neuburg in Ungarn eintraf.

Magister David Kilger, Professor am Gymnasium in Lauingen,⁶⁴ erklärte sich bereit, die von den Pressburgern gewünschte Partikularschule nach dem Muster der Lauinger Schule einzurichten, wozu er auch die Genehmigung des Pfalzgrafen erhielt.⁶⁵ In einer getrennten Instruktion an Kilger bekräftigte der Pressburger Stadtmagistrat seinen Wunsch, eine Partikularschule einzurichten, wo „neben den gewöhnlichen freyen Künsten [...] Grammatica, Dialectica, Rhetorica, Arithmetica et Musica, und denen gebührlichen Sprachen, Griechisch und Latein in soluta et ligata oratione“ unterrichtet werden sollten. Den Unterricht wünschte der Magistrat so zu gestalten „wie die Classes der hochlöblichen Schule zu Lauingen jetziger Zeit besetzt seynd, dabey der Herr rector die primam classem versehen soll und die lectiones, entweder wie sie bey gemeldter fürstlichen Schule geordnet, oder wie es künftig Ihme nach dieser Orten Gewohnheit am besten zu seyn bedüncken wird, verrichten, doch dass er, neben den andern lectionibus, auch eine theologicam lectionem verrichte. Für allen Dingen aber alle Zeit zur halben Jahreszeit ein examen halte, und sonst andere exercitationes anordne [...]“.⁶⁶

Kilger traf – zusammen mit Magister Adam Tettelbach,⁶⁷ der neben Pfarrer Andreas Reuß zunächst als Diakonus der Gemeinde dienen sollte⁶⁸ – am 2. Dezember 1606 ein, und die Schule wurde schon kurz darauf, im Januar 1607, eröffnet. Dank des Pfalz-Neuburger Professors konnte in den folgenden Jahren das vom Magistrat gehegte Ziel verwirklicht werden. Das Pressburger Gymnasium wurde mit weiteren Klassen ausgebaut,⁶⁹ was Kilgers Nachfolgern zu verdanken war, die – nachdem das Herzogtum Pfalz-Neuburg 1616 vom katholisch gewordenen Pfalzgrafen Wolfgang Wilhelm rekatholisiert wurde – abwechselnd aus Wittenberg und Straßburg eingeladen wurden. Aus Straßburg kamen 1627 Ernst Hilarius Binner und 1633 Jacob Johann Helgenmaier.⁷⁰ Das Gymnasium von Pressburg gehörte mit Sicherheit zu den ersten Bildungsanstalten im Donau- und Karpatenraum, die nicht nur Sturms pädagogische Methode, sondern auch seine Schulstruktur bewusst eingeführt haben.⁷¹

In Siebenbürgen kam es in den 1620er Jahren zu einer zweiten Akademiegründung nach dem gescheiterten Versuch des István Báthori, bei welcher jetzt die Hohe Schule Herborn als eine dem Straßburger und Genfer Vorbild nachempfundene Bildungsanstalt⁷² eine besondere Rolle einnahm. Auf Initiative des reformierten Fürsten Gábor Bethlen genehmigte 1622 der siebenbürgische Landtag den Plan einer reformierten Akademie, wozu der Fürst drei Lehrer der Hohen Schule Herborn gewinnen konnte: den bekanntesten Professor der Akademie, Johann Heinrich Alsted sowie Philipp Ludwig Piscator und Johann Heinrich Bisterfeld. Dass sich Bethlen für die Herborner entschied, war nicht zuletzt Szenci Molnár zu verdanken, den der Fürst schon im Vorfeld seiner Bestrebungen um

Informationen über die deutschen Schulsysteme gebeten hatte. Szenci Molnár präferierte die pfälzische Variante des Schul- und Unterrichtsmodells und ließ 1621 in der zweiten und ergänzten Auflage seines lateinisch-ungarischen Wörterbuchs unter dem Titel „Lexicon Latino-Graeco-Hungaricum“ Teile der in der Unteren Pfalz gültigen Schulordnung „Sylecta scholastica“ abdrucken und nach Ungarn und Siebenbürgen schicken. Diese hatte auch einen gewissen Einfluss auf die 1621 neu zusammengestellte Schulordnung des reformierten Kollegiums von Sárospatak ausgeübt.⁷³ Szenci Molnár schwebte die 1584 gegründete nassau-dillenbürgische Akademie in Herborn sicherlich wegen ihrer umfassenden und praxisorientierten Ausbildung und der erfolgten Einführung der zu jener Zeit als modern geltenden didaktischen Prinzipien des so genannten Ramismus als Vorbild vor, wodurch ja die Herborner Anstalt international hohe Beachtung genoss.⁷⁴ Nach seinen Studien in Straßburg und Heidelberg studierte Szenci Molnár 1601/1602 selbst in Herborn und pflegte zu den Professoren Johann Piscator, Matthias Martinius und Georg Pasor enge Beziehungen.⁷⁵

Ähnlich wie Báthori plante auch Bethlen eine schon bestehende Schule zur Akademie auszubauen, wozu er schließlich die Schule in seiner Residenz Weißenburg bestimmte. Die Herborner Professoren Alsted, Piscator und Bisterfeld hatten bereits am 10. Februar 1630 ihre Vorschläge zur Struktur der Akademie eingereicht, um der siebenbürgischen Schule – wie sie schrieben – nach deutschem und französischem Muster unverzüglich zur Blüte zu verhelfen.⁷⁶ Der Unterricht sollte im Gymnasium in fünf Jahrgangsklassen unter der Leitung von Klassenlehrern erteilt werden, während an der Akademie vier Professoren – zwei für die Theologie (das Alte und Neue Testament und die *loci communes*), ein dritter für die Philosophie (Logik, Metaphysik, Physik, Mathematik und praktische Philosophie) und ein vierter für die Sprachen (Hebräisch, Griechisch und Latein) – angestellt werden sollten. Die Gesetze der Akademie stellten die Herborner Professoren anhand der Gesetze der Heidelberger Universität, des Heidelberger Pädagogiums und des Weißenburger Gymnasiums zusammen.⁷⁷ Die Weißenburger Akademie, die schließlich nur mit der theologischen Fakultät ihre Tätigkeit aufnehmen konnte, weil Bethlens Nachfolger, György I. Rákóczi, anstelle der akademischen Ausbildung die Elementarschulen und Gymnasien förderte, wurde 1658 von den tatarischen Hilfstruppen der Osmanen zerstört, in deren Folge die Akademie auf das Niveau der reformierten Kollegien zurückfiel.

8. Das höhere Schulwesen in Ungarn und Siebenbürgen im 16. Jahrhundert und in den ersten Jahrzehnten des 17. Jahrhunderts

Anhand der bisherigen Forschungen zeichnet sich in Ungarn und Siebenbürgen im 16. Jahrhundert eine Entwicklung ab, die stark an den mittel- und westeuropäi-

schen Modellen partizipierte und somit keine eigenständigen Schultypen hervorbrachte. Allerdings haben die Protestanten in Ungarn und Siebenbürgen entsprechend der spezifischen politischen und konfessionellen Lage im Donau- und Karpatenraum ihre eigenen Varianten der verbreiteten Schultypen entwickelt.

Die am Anfang des 16. Jahrhunderts im Sinne des Humanismus modernisierten Lateinschulen haben sich auch in Ungarn und Siebenbürgen infolge der Reformation inhaltlich und damit auch strukturell weiterentwickelt. In der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts boten die frequentierten Schulen bereits ein Lehrprogramm an, das über das Trivium weit hinausging. Vergleicht man allerdings das Angebot dieser lutherischen und reformierten Schulen, so kann festgestellt werden, dass Lutheraner und Reformierte einen unterschiedlichen Weg zur höheren Ausbildung eingeschlagen haben. Die zentralen Schulen der Lutheraner erweiterten ihr Lehrangebot mit Fächern des Quadriviums, eine akademische Ausbildung in Theologie wurde aber zunächst nicht angeboten. Der Grund dafür war sicherlich die herausragende Stellung der Universität Wittenberg bei der Pfarrerausbildung für den Donau- und Karpatenraum.⁷⁸ In Wittenberg wurde ein Großteil der neuen lutherischen Elite sowohl für Ungarn als auch für Siebenbürgen ausgebildet und dort wurden anfangs auch ihre Geistlichen ordiniert.

Dagegen fand in den frequentierten Schulen der Reformierten mit der Einführung einer akademischen Ausbildung in Theologie und Philosophie eine Erweiterung des Lehrangebots statt. Einer der Gründe dafür war sicherlich die Tatsache, dass die Reformierten, die einerseits mit den Lutheranern und Antitrinitariern, andererseits mit den Katholiken heftige theologische Auseinandersetzungen führen mussten, auf besonders glaubensfeste und theologisch gut ausgebildete Prediger und Lehrer angewiesen waren.

Ein weiteres Spezifikum der Schulentwicklung im Donau- und Karpatenraum war, dass während des ganzen 16. Jahrhunderts sowohl in den lutherischen Gymnasien als auch in den reformierten Kollegien Melanchthons Bildungsideal bestimmend war. Sturm konnte im 16. Jahrhundert mit dem *praeceptor Germaniae* nicht wetteifern, nicht zuletzt deshalb, weil sein aufwendiges Straßburger *Gymnasium illustre* unter den wesentlich bescheideneren Verhältnissen im Königreich Ungarn und im Fürstentum Siebenbürgen nicht als Vorbild dienen konnte. Allerdings war der Unterschied zwischen der protestantischen Gelehrtenschule Melanchthon'scher und Sturm'scher Prägung nicht gravierend, denn wer sie durchlief, wurde grundlegend im Geist des humanistischen Klassizismus erzogen.⁷⁹ So konnten gerade außerhalb der deutschsprachigen Gebiete beide Modelle harmonisierend miteinander verbunden werden.

Anmerkungen

- ¹ Márta Fata: Deutsche und schweizerische Einflüsse auf die Reformation in Ungarn im 16. Jahrhundert. Aspekte der frühneuzeitlich-vormodernen Identität zwischen Ethnie und Konfession. In: Wilhelm Kühlmann – Anton Schindling (Hg.): *Deutschland und Ungarn in ihren Bildungs- und Wissenschaftsbeziehungen während der Renaissance* (= Contubernium 62). Stuttgart 2004, S. 53–91.
- ² Richárd Hörcsik: Kálvin 16. századi magyarországi recepciója [Calvins Rezeption im 16. Jahrhundert]. In: Sándor Fazekas (Hg.): *Kálvin időszerűsége. Tanulmányok Kálvin János teológiájának maradandó értékéről és magyarországi hatásáról*. Budapest 2009, S. 13–37.
- ³ András Szabó: Ungarische Studenten in Wittenberg 1555–1592. In: Ders. (Hg.): *Iter Germanicum. Deutschland und die Reformierte Kirche in Ungarn im 16.–17. Jahrhundert*. Budapest 1999, S. 154–168, hier S. 157.
- ⁴ Von diesen Studenten kamen nachweislich sieben aus Siebenbürgen, darunter György Enyedi, der spätere Bischof der Antitrinitarier oder der Calvinist Gergely Belényesi, Calvins erster Student aus Ungarn. Vgl. Miklós Szabó – Sándor Tonk: *Erdélyiek egyetemjárása a korai újkorban 1521–1700* [Die Peregrination der Siebenbürger in der frühen Neuzeit 1521–1700]. Szeged 1992.
- ⁵ Gusztáv Bölcseki: A kezdetektől a váradi iskola beolvadásáig (1660) [Von den Anfängen bis zur Integration der Schule von Wardein (1660)]. In: József Barcza (Hg.): *A Debreceni Református Kollégium története*. Budapest 1988, S. 9–42, hier S. 25f.
- ⁶ Ulrich Im Hof: Die reformierten Hohen Schulen und ihre schweizerischen Stadtstaaten. In: Erich Maschke – Jürgen Sydow (Hg.): *Stadt und Universität im Mittelalter und in der früheren Neuzeit*. Sigmaringen 1977, S. 53–70; Ders.: Die Entstehung der reformierten Hohen Schule. Zürich (1525) – Bern (1528) – Lausanne (1537) – Genf (1539). In: Peter Baumgart–Notker Hammerstein (Hg.): *Beiträge zu Problemen deutscher Universitätsgründungen der frühen Neuzeit* (= Wolfenbütteler Forschungen 4). Nendeln 1978, S. 243–262; Anton Schindling: Jean Calvin et l'École de Jean Sturm. In: Matthieu Arnold (Hg.): *Jean Calvin: Les années strasbourgeoises (1538–1541). Actes de colloque de Strasbourg (8–9 octobre 2009) à l'occasion du 500^e anniversaire de la naissance du Réformateur*. Strasbourg 2010, S. 79–92.
- ⁷ Aus der überaus reichen Literatur vgl. u. a. Gerhard Arnhardt – Gerd-Bodo Reinert: *Philipp Melancthon. Architekt des neuzeitlich-christlichen deutschen Schulsystems. Studienbuch*. Donauwörth 1997; Heinz Scheible: Die Reform von Schule und Universität in der Reformationszeit. In: *Luther Jahrbuch* 66 (1999), S. 237–262; Hermann-Adolf Stempel: *Melancthons pädagogisches Wirken*. Bielefeld 1979; *Philipp Melancthon und das städtische Schulwesen*. Begleitband zur Ausstellung. Hg. v. der Lutherstadt Eisleben. Halle 1997.
- ⁸ Arno Seifert: Das höhere Schulwesen. Universitäten und Gymnasien. In: Christa Berg (Hg.): *Handbuch der deutschen Bildungsgeschichte*. 6 Bde. München 1989–2005, hier Bd. 1, 1996, S. 197–345, S. 279.
- ⁹ Unterricht der Visitatoren an die Pfarrherrn im Kurfürstentum zu Sachsen, Wittenberg 1528. In: Hans-Ulrich Delius (Hg.): *Martin Luther*. Studienausgabe. 6 Bde. Berlin 1979–1999, hier Bd. 3, 1983, S. 406–462.
- ¹⁰ *Ebenda*.
- ¹¹ Anton Schindling: Die Straßburger Hochschule zur Zeit des Späthumanismus um 1600. In: Peter Herde – Anton Schindling (Hg.): *Universität Würzburg und Wissenschaft in der Neuzeit. Beiträge zur Bildungsgeschichte gewidmet Peter Baumgart anlässlich seines 65. Geburtstages* (= Quellen und Forschungen zur Geschichte des Bistums und Hochstifts Würzburg 53). Würzburg 1998, S. 95–107, hier S. 100f.

- ¹² Notker Hammerstein: *Res publica litteraria. Ausgewählte Aufsätze zur frühneuzeitlichen Bildungs-, Wissenschafts- und Universitätsgeschichte*. Berlin 2000; Ders.: *Bildung und Wissenschaft vom 15. bis zum 17. Jahrhundert*. München 2003; Anton Schindling: Bildungsinstitutionen im Heiligen Römischen Reich deutscher Nation als Ziele der studentischen Migration. Wanderungen im Zeichen von Konfession und geistigen Strömungen. In: Márta Fata – Gyula Kurucz – Anton Schindling (Hg.): *Peregrinatio Hungarica. Studenten aus Ungarn an deutschen und österreichischen Hochschulen vom 16. bis zum 20. Jahrhundert* (= Contubernium 64). Stuttgart 2006, S. 39–54.
- ¹³ Anton Schindling: *Humanistische Hochschule und freie Reichsstadt. Gymnasium und Akademie in Straßburg 1538 bis 1621* (= Veröffentlichungen des Instituts für Europäische Geschichte Mainz 77). Wiesbaden 1977; Bernd Schröder: Leben und Werk Johannes Sturms. In: Ders. (Hg.): *Johannes Sturm (1507–1589), Pädagoge der Reformation. Zwei seiner Schulschriften aus Anlass seines 500. Geburtstages*. Lateinisch-deutsche Lese-Ausgabe. Jena 2009, S. 9–63.
- ¹⁴ Gustav Adolf Benrath (Hg.): *Quellenbuch zur Geschichte der evangelischen Kirche in Schlesien*. München 1992, S. 78f.
- ¹⁵ Gustav Bauch: *Valentin Trotzendorf und die Goldberger Schule*. Berlin 1921; Arno Lubos: *Valentin Trotzendorf. Ein Bild aus der schlesischen Kulturgeschichte*. Ulm 1962; Christine Absmeier: *Das schlesische Schulwesen im Jahrhundert der Reformation. Ständische Bildungsreformen im Geiste Philipp Melancthons* (= Contubernium 74). Stuttgart 2011, S. 100–128.
- ¹⁶ Erika Kopp: A kálvinizmus hatása a magyar oktatásügyre [Die Auswirkung des Calvinismus auf das ungarische Unterrichtswesen]. In: *Magyar Tudomány* 171/2 (2010), S. 159–168.
- ¹⁷ Die Forschung verfügt nur stellenweise über Statistiken. Im Fall der siebenbürgischen Reformierten im 16. Jahrhundert sind allerdings in den 360 reformierten Kirchengemeinden 240 Schulen, meist kleine Dorfschulen, belegt. Vgl. dazu Attila K. Szabó: Magyar neveléstörténeti kronológia különös tekintettel Erdélyre [Chronologie der ungarischen Bildungsgeschichte mit besonderem Blick auf Siebenbürgen]. In: *Magiszter* 2 (2004), S. 116.
- ¹⁸ Der erste Beschluss über die Errichtung von Volksschulen wurde in Ungarn von der katholischen Synode zu Tyrnau 1560 unter dem Graner Erzbischof Miklós Oláh angenommen. Vgl. István Mészáros: *A magyar nevelés- és iskolatörténet kronológiája 996–1996* [Die Chronologie der ungarischen Bildungs- und Schulgeschichte 996–1996]. Budapest 1996, S. 18f.
- ¹⁹ Vgl. u. a. Vilmos Fraknói: *A hazai és külföldi iskolázás a XVI. században* [Schulunterricht im In- und Ausland]. Budapest 1873; Ernő Fináczy: *A magyarországi középiskolák múltja és jelene* [Die Vergangenheit und Gegenwart der Mittelschulen in Ungarn]. Budapest 1896; Remig Békefi: *A népoktatás története Magyarországon 1540-ig* [Die Geschichte des Volksunterrichts in Ungarn bis 1540]. Budapest 1906; Lajos Gál: *Protestáns iskolák és tanítók Magyarországon a XVI. században* [Protestantische Schulen und Lehrer in Ungarn im 16. Jahrhundert]. Tiszaföldvár 1940, S. 28–40.
- ²⁰ István Mészáros: *XVI. századi városi iskoláink és a „studia humanitatis“* [Unsere Stadtschulen im 16. Jahrhundert und die „studia humanitatis“]. Budapest 1981.
- ²¹ Ders.: *Az iskolaiügy története Magyarországon 996–1777 között* [Die Geschichte des Schulwesens in Ungarn von 996 bis 1777]. Budapest 1981, S. 217–242.
- ²² Újfalvi studierte als Absolvent des Sárospataker Reformierten Kollegiums ab 1591 zuerst in Wittenberg, dann ab 1595 in Heidelberg. Sein pädagogisches Vorbild war der Sárospataker Professor und Melanchthon-Schüler Balázs Szikszai Fabricius, weshalb die ungarische Forschung vor allem Melanchthons Wirkung in seinen humanistischen Leitgedanken wie auch in seiner Vorstellung eines konfessionellen Friedens zwischen Lutheranern und

- Reformierten hervorhebt. Vgl. dazu Balázs Nagy Kálózi: Pedagógusképzés a debreceni főiskolában a XVI. században. II. rész. Szilvásújfalvi Imre pedagógiája [Die Ausbildung der Pädagogen an der Debrecener Hochschule im 16. Jahrhundert. Teil 2. Die Pädagogik von Imre Szilvásújfalvi]. In: *Református Egyház* 1968, S. 13–20; Pál Ács: Újfalvi Imre: „*Tiszta énekek*“ – Újfalvi Imre: *Keresztényi énekek* (1602) [Imre Újfalvi: „Reine Lieder“ – Imre Újfalvi: *Christliche Lieder* (1602)]. In: Ders.: „*Elváltozott idők*“. *Irányváltások a régi magyar irodalomban* (= Régi Magyar Könyvtár. Tanulmányok 6). Budapest 2006, S. 47–108, bes. S. 50–55. In der Tat betonte Újfalvi in seiner Studienanleitung von 1597 die unzertrennbare Einheit von Bildung und religiösem Leben als Ziel der Schulbildung. Doch gerade mit der Abfassung eines ausführlichen pädagogischen Wegweisers für den Unterricht der Elementarstufe, welcher den ersten bekannten dieser Art in Ungarn darstellt, folgte er vielleicht dem Beispiel von Johannes Sturm, der seine Lehrinhalte und pädagogischen Methoden in detaillierten Studienanleitungen festhielt. Ebenfalls 1597 ließ Újfalvi das Lehrbuch „*Nomenclatura seu Dictionarium Latino-Ungaricum*“ seines Vorbildes Szikszai Fabricius in erweiterter Form nachdrucken, in deren Einleitung er einen Brief von Sturm an den Straßburger Schuldiener Magister Heinrich Schirner über die Notwendigkeit und den Nutzen der lateinischen Sprache, sicherlich nicht zufällig, mit abdruckte. Vgl. dazu Böleskei: *A kezdetektől a váradi iskola beolvasásáig*, S. 24.
- 23 Imre Újfalvi: *Admonitiones de ratione discendi atque docendi in ultima seu tertia classe*, Debrecen 1597. Abgedruckt bei István Mészáros: *XVI. századi városi iskoláink*, S. 203–217, S. 204f. Újfalvi verfasste nur den ersten Teil für die Elementarstufe seiner sicherlich als dreiteilig geplanten Studienanleitung für die Debrecener Schule.
- 24 *Ebenda*.
- 25 Aladár Molnár: *A közoktatás története Magyarországon a XVIII. században* [Die Geschichte der Volksbildung in Ungarn im 18. Jahrhundert]. 2 Bde. Budapest 1881, hier Bd. 1, S. 54–63.
- 26 Aus der reichen Forschungsliteratur zu Stöckel vgl. u. a. Klára Szilasi: *Stöckel Lénárd Zsuzsanna-drámája és a bártfai német iskolai színjáték a XVI. században* [Das Susanne-Drama von Leonhard Stöckel und das Bartfelder deutsche Schultheater im 16. Jahrhundert]. Budapest 1918; Daniel Škoviera: *Epistulae Leonardi Stöckel*. In: *Zbornik Filozofickej Fakulty Univerzity Komenského Graecolatina et Orientalia VII/VIII* (1976), S. 265–359; Ders.: *Leonard Stöckel und die Antike*. In: *Zbornik Filozofickej Fakulty Univerzity Komenského Graecolatina et Orientalia XI/XII* (1979/80), S. 41–58; Max Josef Suda: *Der Melanchthonschüler Leonhard Stöckel und die Reformation in der Slowakei*. In: Karl Schwarz (Hg.): *Die Reformation und ihre Wirkungsgeschichte in der Slowakei*. Wien 1996, S. 50–66; Karl Schwarz: *Praeceptor Hungariae. Über den Melanchthonschüler Leonhard Stöckel (1510–1560)*. In: *Acta Collegii Evangelici Prešovensis V* (2000), S. 47–67.
- 27 Daniel Škoviera: *Bardejovčan Valentín Ecchius a jeho učebnica Ars versificandi*. Bratislava 2002; Márta Fata: *Humanistische Einflüsse oberdeutscher und melanchthonischer Provenienz im ungarischen Bartfeld*. In: Ulrich A. Wien – Krista Zach (Hg.): *Politik, Religion und Kunst im 16. Jahrhundert*. Köln – Weimar – Wien 2004, S. 155–171, hier S. 158–161.
- 28 *Leges Scholae Bartphensis*. Diese erste Schulordnung aus dem Jahre 1540, deren Text nicht erhalten geblieben ist, wurde stets erneuert und erweitert. Eine erste bekannte, wahrscheinlich von der Eperiescher Synode von 1546 anerkannte Variante ist abgedruckt bei Johann Samuel Klein: *Nachrichten von den Lebensumständen und Schriften Evangelischer Prediger in allen Gemeinden des Königreichs Ungarn*. 2 Bde. Leipzig–Ofen 1789, hier Bd. 1, S. 332–341. Nachgedruckt bei Mészáros: *XVI. századi városi iskoláink*, S. 153–158.
- 29 „*Hi conventus similes esse debent senatoriis, in quibus res utiles rei publicae quaerantur. Sint ergo colloquia de rebus grammaticis, aut dialecticis, aut rhetoricis, aut philosophicis, aut de*

natura rerum, aut moribus, aut theologicis.“ Zit. nach Mészáros: *XVI. századi városi iskoláink*, S. 154.

30 Gál: *Protestáns iskolák*, S. 30.

31 Die Schulordnung und Schulgesetze abgedruckt u. a. in Ludwig Binder: *Johannes Honterus. Schriften, Briefe, Zeugnisse*. Bukarest 1996, S. 161–163.

32 Ute Monika Schwob: *Kulturelle Beziehungen zwischen Nürnberg und den Deutschen im Südosten im 14. bis 16. Jahrhundert* (= Buchreihe der Südostdeutschen Historischen Kommission 22). München 1969, S. 132–135; Walter König: Johannes Honterus – Praeceptor Saxonum. In: Ders.: *Schola seminarium rei publicae. Aufsätze zu Geschichte und Gegenwart des Schulwesens in Siebenbürgen und Rumänien* (= Siebenbürgisches Archiv 38). Köln–Weimar–Wien 2005, S. 21–39. Heydens Übungsbuch „Puerilia Colloquia“ wurde auch in den Schulen des Donau- und Karpatenraums verwendet. Vgl. dazu Bölcskei: *A kezdetektől a váradai iskola beolvadásáig*, S. 23.

33 Ute Monika Schuller: *Der Coetus am Honterus-Gymnasium zu Kronstadt in Siebenbürgen 1544–1941. Ein Beitrag zur Geschichte des Helfersystems, der Schülermitregierung und Schülermitverantwortung*. München 1963.

34 Molnár: *A közoktatás története*, S. 114f.

35 Ernst Wagner (Hg.): *Quellen zur Geschichte der Siebenbürger Sachsen 1191–1975* (= Schriften zur Landeskunde Siebenbürgens. Ergänzungsreihe 1). Köln–Wien 1976, S. 117.

36 Mészáros: *XVI. századi városi iskoláink*, S. 78–109.

37 *Ebenda*, S. 84.

38 In der unteren und mittleren Stufe – meist aus Elementarklassen, Klassen für Grammatik, Poetik, Rhetorik bestehend – erfolgte der Unterricht im Rahmen der Trivialschule, in der höchsten Stufe wurden meist in zwei Klassen Philosophie und Theologie unterrichtet. Neben diesem so genannten vollständigen Kollegium gab es zwei einfachere Varianten. In der ersten Variante wurde in der obersten Stufe nur Theologie, aber keine Philosophie gelehrt, in der einfachsten Variante erfolgte nach der Elementarabildung der Unterricht in der lateinischen Grammatik und gleich danach die Vermittlung von theologischen Kenntnissen. Vgl. dazu Mészáros: *Az iskolaügy története*, S. 238–254.

39 Dénes Dienes: A héber nyelv a Sárospataki Kollégiumban a 16–17. században [Die hebräische Sprache im Sárospataker Kollegium in dem 16. und 17. Jahrhundert]. In: Mária Kun–Judit Morvai (Hg.): *Tanulmánykötet az 50 éves Marjovszky Tibor tiszteletére*. Budapest 2003, S. 38–47.

40 Im Hof: Die Entstehung der reformierten Hohen Schule, S. 246f.

41 Dazu vgl. u. a. János L. Györi: Zur Bedeutung des Reformierten Kollegiums Debrecen für Kultur und Politik Ungarns vom 16. bis zum 19. Jahrhundert. In: Márta Fata – Anton Schindling (Hg.): *Calvin und Reformiertentum in Ungarn und Siebenbürgen. Helvetisches Bekenntnis, Ethnie und Politik vom 16. Jahrhundert bis 1918* (= Reformationsgeschichtliche Studien und Texte 155). Münster 2010, S. 239–259.

42 Remig Békefi: Oláh Miklós nagyszombati iskolájának szervezete [Struktur der Tyrnauer Schule von Miklós Oláh]. In: *Századok* 31 (1897), S. 891–902; Aurelián Héts: *A jezsuiták iskolái Magyarországon a 16. század közepén* [Die Schulen der Jesuiten in Ungarn um die Mitte des 16. Jahrhunderts]. Pannonhalma 1938; Antal Petrich: *A Jézustársaság mint tanítórend* [Die Gesellschaft Jesus als Schulorden]. In: Béla Bangha (Hg.): *A négy százéves Jézustársaság*. Budapest 1940, S. 175–201.

43 Mészáros: *XVI. századi városi iskoláink*, S. 167f.

44 *Ebenda*, S. 168f.

45 Huet ließ, um das Studium zu fördern, die Kapelle neben der Schule zur Bibliothek herrichten. Durch Ankauf zweier Häuser wurde die Schule auch äußerlich vergrößert und 1602 hielt Huet

im Saal, den er selbst hatte schmücken und einrichten lassen, eine glanzvolle Rede zum Thema: „Die Schule, eine Pflanzstätte des Gemeinwesens“, wobei er den Wert der Schulbildung betonte und die Sorge für die Schule den Mitbürgern ans Herz legte. In seinem Testament schenkte er der Schule seine reiche Bibliothek und außerdem die Summe von 2000 Gulden. Vgl. August Schuster: *Der Sachsengraf Albert Huet im Rahmen unserer Geschichte*. Hermannstadt 1938.

⁴⁶ Friedrich Teutsch: *Kirche und Schule der Siebenbürger Sachsen in Vergangenheit und Gegenwart*. Mit einem Überblick über die der ev. Landeskirche A. B. in Siebenbürgen angeschlossenen Kirchen. 2. Aufl. Hermannstadt 1923, S. 68f.; Hermann Jekeli: *Die Entwicklung des siebenbürgisch-sächsischen höheren Schulwesens von den Anfängen bis zur Gegenwart*. Mediasch 1930, S. 4–9.

⁴⁷ Teutsch: *Die siebenbürgisch-sächsischen Schulordnungen*, S. XLVIII.

⁴⁸ Er plante 1567 in Mühlbach eine Akademie u. a. mit der Einladung von Celsio Secundo Curio aus Basel, dann um 1570 von Peter Ramus aus Paris als leitendem Professor. Vgl. dazu László Szögi (Hg.): *Régi magyar egyetemek emlékezete. Memoria universitatum et scholarum maiorum regni Hungariae 1367–1777. Válogatott dokumentumok a magyarországi felsőoktatás történetéhez* [Ausgewählte Dokumente zur Hochschulbildung in Ungarn]. Budapest 1995, <http://mek.niif.hu/01800/01882/01882.htm>, letzter Zugriff, 14. Februar 2011.

⁴⁹ Endre Veress: *A kolozsvári Báthory-egyetem története lerombolásáig* [Die Geschichte der Klausenburger Báthory-Universität bis zu deren Auflösung]. Kolozsvár 1906.

⁵⁰ Da die ältesten Matrikeln der Straßburger Akademie verloren sind, versucht die ungarische und siebenbürgische Forschung aus verschiedenen Sekundärquellen den Kreis der *peregrini* in Straßburg zu erfassen.

⁵¹ Die Autorin konnte aus der ihr zur Verfügung stehenden Literatur folgende Personen zusammenstellen, wobei es zu betonen ist, dass diese Liste keineswegs vollständig ist: János Zsámboki (Johannes Sambucus) aus Tyrnau 1550–1552, János Drugnetius aus Körös 1552–1555, Gergely Horváth (Grдецzi) Stansith aus Westungarn 1580, Demeter Krakkai, Mihály Forgách, Zsigmond Máriássy und Zsigmond Pécsy 1586, Mihály Clementides aus Kirchdrauf 1588, Péter und Ferenc Révay aus Oberungarn 1589–1591, Pál und Zsigmond Balassa aus dem Komitat Nógrád 1591, Szaniszló Thurzó aus Oberungarn 1590, Samuel Spillenberger aus Leutschau 1593, Albert Szenci Molnár aus Szenc 1593–1595 und Johann Melczer aus Eperiesch 1595, Pál Szimai 1596. Auch Mihály Paksi Cormaeus war in Straßburg. Aus Siebenbürgen: János Baranyai Decsi 1589–1592 (eigentlich aus dem osmanisch besetzten Teil Ungarns) mit seinem Schüler Ferenc Bánffy, György Belényesi, Baron Alexander Somborius, Andreas Reichmund, Franz Listi, Gallus Rohrmann, Georg Deidrich, Georg Roth, Georg Ladislai, Johannes Budacker, Martin Hoggeus, Matthias Tatsnervs. Angaben zu den ersten Straßburg-Besuchern vgl. bei Frankl (Fraknói): *A hazai és külföldi iskolázás*, S. 284–286; Sándor Eckhardt: *Magyar szónokképzés a XVI. századi Strasszburgban* [Rhetorausbildung von Ungarn in Straßburg im 16. Jahrhundert]. In: *Értekezések a Nyelv és Széptudományi Osztály Köréből*. 26 (1944), S. 345–378; Jean Bérenger: *Strassburg és a reformáció megerősödése Magyarországon* [Straßburg und die Verstärkung der Reformation in Ungarn]. In: *A Ráday Gyűjtemény Évkönyve 4/5* (1984/85), S. 3–8, S. 6; András Szabó: *Melanchthontól Lipsiusig. Tanárok, diákok és prédikátorok Sárospatakon 1562–1598* [Von Melanchthon bis Lipsius. Lehrer, Studenten und Prediger in Sárospatak 1562–1598]. In: *Irodalomtudományi Közlemények XC* (1986), S. 483–505, hier S. 496; Ders. (Hg.): *Szenci Molnár Albert naplója* [Das Tagebuch von Albert Szenci Molnár] (= *Historia Litteraria* 13). Budapest 2003, S. 112; Szabó – Tonk: *Erdélyiek egyetemjárása*, S. 5, 10, 55, 61, 69, 72, 89, 107, 163, 178. Einige dieser Studenten korrespondierten wie Sambucus oder Clementides mit Sturm oder mit anderen Personen in Straßburg. Vgl. zu dieser

- Korrespondenz Alfred Temesi: Humanisme franco-hongrois. In: *Egyetemes Philologiai Köz-löny* 1938, S. 305–320. – Erst nach 1621 stieg die Zahl der *peregrini* mäßig an: Bis 1793 haben sich 205 Studenten aus Ungarn und Siebenbürgen dort immatrikuliert, von denen etwa 60 Prozent aus Ungarn und 40 Prozent aus Siebenbürgen kamen. Vgl. dazu Gustav C. Knod: *Die alten Matrikeln der Universität Straßburg 1621 bis 1793*. 3 Bde. Straßburg 1897–1902.
- 52 Martin Holý: Johannes Sturm, das Straßburger Gymnasium (Akademie) und die Böhmisches Länder in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts. In: Matthieu Arnold (Hg.): *Johannes Sturm (1507–1589). Rhetor, Pädagoge und Diplomat*. Tübingen 2009, S. 303–317. Zur polnischen Peregrination in Straßburg vgl. Zdzislaw Pietrzyk: Die Ausstrahlung Straßburgs im Zeitalter des Humanismus. Peregrinatio academica aus der polnisch-litauischen Republik und die Hohe Schule Johannes Sturms im 16. und 17. Jahrhundert. In: *Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins* 158 (2010), S. 193–240.
- 53 Gábor Kecskeméti: A genius iudiciale a 16–17. századi magyarországi irodalomban és irodalomelméletben [Genius iudiciale im 16. und 17. Jahrhundert in der ungarländischen Literatur und Literaturtheorie]. In: *Irodalomtudományi Közlemények* 105 (2001), S. 255–284, bes. S. 261.
- 54 Mészáros: *XVI. századi városi iskoláink*, S. 182, 185, 195; Ders.: *Az iskolaügy története Magyarországon*, S. 380.
- 55 Lajos Kemény: Egy XVI. századbeli könyvkereskedő raktára [Das Lager eines Buchhändlers aus dem 16. Jahrhundert]. In: *Magyar Könyvszemle* 20 (1895), S. 310–320, hier S. 312.
- 56 György Ráth : Gradeczi Horváth Gergely és Lám (Ambrosius) Sebestyén hitvitája [Religions-disput zwischen Gergely Gradeczi Horváth und Sebestyén Lám (Ambrosius)]. In: *Irodalom-tudományi Közlemények* 4 (1894), S. 150–167, 299–319, 412–427, hier S. 154–156.
- 57 Ágnes Kurcz: Baranyai Decsi János Sallustius-fordítása. Kísérő szöveg [Sallustius-Übersetzung des János Baranyai Decsi. Begleittext]. In: Béla Varjas (Hg.): *Az Caius Crispus Sallustiusnak két históriája* (= Bibliotheca Hungarica Antiqua 10). Beilage. Budapest 1979, S. 13.
- 58 Zu Decsis Tätigkeit vgl. Samu Benkő u. a. (Hg.): *Baranyai Decsi Csímor János emlékezete* [Erinnerung an János Baranyai Decsi Csímor] (= Erdélyi Tudományos Füzetek 235). Kolozsvár 2011.
- 59 Zu den Angaben vgl. das Tagebuch von Szenci Molnár. Szabó (Hg.): *Szenci Molnár Albert naplója*, S. 56–58.
- 60 Ausführlich bei Anton Schindling: Humanistische Reform und fürstliche Schulpolitik in Hornbach und Lauingen. Die Landesgymnasien des Pfalzgrafen Wolfgang von Zweibrücken und Neuburg. In: *Neuburger Kollektaneenblatt* 133 (1980), S. 141–186; Ders.: Scholae Lauingae. Johannes Sturm, das Gymnasium in Lauingen und die Jesuiten in Dillingen. In: Arnold (Hg.): *Johannes Sturm (1507–1589)*, S. 261–292.
- 61 Zur gleichen Feststellung kommt Pietrzyk im Fall der polnisch-litauischen Republik. Hier gab es neben dem Gymnasium von Lewartów (1580) oder Kryłów (1593) mehr als ein Dutzend von dissidentischen Schulen in Kleinpolen und Ruthenien, die auf den Leitsätzen der „Scholae Lauinganae“ Johannes Sturms fußten. Vgl. Pietrzyk: *Die Ausstrahlung Straßburgs im Zeitalter des Humanismus*, S. 234, 239.
- 62 In Schreiben stand als Begründung: „Weilen [...] dieser Orten an Gelehrten und zu dem Ministerio und Schulregiment tauglichen Personen ein großer Mangel sich befinden thut, dann wir mitten unter den Feinden sitzen, und vor dieser Zeit stündlich die Verfolgung zu gewarten gehabt [...]“. Zit. nach Johann Samuel Klein: *Nachrichten von den Lebensumständen und Schriften Evangelischer Prediger in allen Gemeinden des Königreichs Ungarn*. 2 Bde. Leipzig–Ofen 1789, hier Bd. 1, S. 37.
- 63 Vgl. dazu den Brief der Pressburger vom 2. August 1606. *Ebenda*.

- ⁶⁴ David Kilger (1572–?) wurde in Burgerschwey in Neuburg geboren, absolvierte ein Universitätsstudium und erwarb den akademischen Grad eines Magisters. Am fürstlichen Gymnasium zu Lauingen war er bis 1605 als Klassenlehrer für die Quarta, also die unterste Gymnasialklasse, dann als Professor der Secunda tätig, bevor er im Sommer 1606 die Einladung nach Pressburg annahm. Vgl. dazu Gernot Ludwig: Zur Geschichte der Fürstlichen Schule des „Gymnasiums illustre“ in Lauingen. Teil XVII. In: *Jahresbericht des Albertus-Gymnasiums*. Lauingen 1981, S. 76–83.
- ⁶⁵ Sámuel Markusovszky: *A pozsonyi ág. hit. evang. lyceum története kapcsolatokban a pozsonyi ág. hitv. evang. egyház múltjával* [Geschichte des Pressburger evangelischen Lyzeums A. B. im Zusammenhang mit der Geschichte der Pressburger evangelischen Kirche A. B.]. Pozsony 1896, S. 7. Vgl. auch die Erwähnung der Entsendung bei Jacob Heilbrunner: *Zwo christliche Leichpredigten* [...]. Lauingen 1614, Teil II.
- ⁶⁶ Zit. nach Markusovszky: *A pozsonyi ág. hit. evang. lyceum története*, S. 12f.
- ⁶⁷ Adam Tettelbach (1580–1613) wuchs bei seinem Großvater, dem Superintendenten Johann Tettelbach, in Burglengenfeld auf, studierte mit einem herzoglichen Stipendium in Wittenberg, wo er am 7. April 1606 den Magistergrad erhielt. In Pressburg war er bis zu seinem Tod am 28. August 1613 tätig. Die Grabrede hielt Pfarrer Simon Heuchlin, die 1614 in Lauingen unter dem Titel „Gedächtnus Predigt Bey der Leichbegängnus deß weyland Ehrwürdigen und wolgelehrten Herrn M. Adam Tettelbachs seliger, geweißnen Evangelischen Predigers in der Königlichen Freystat Preßburg in Ungern, Welcher den 28. Augusti im Jar Christi 1613. [...] verschieden [...] Sampt etlichen zu End gesetzten Epicediis“ erschien.
- ⁶⁸ Als am 13. November 1607 Reuß auf Druck der Pressburger Katholiken vom Stadtmagistrat Predigtverbot erhielt und 1608 die Stadt verließ, wurde Magister Simon Heuchelin aus Lauingen auf Befehl des Herzogs nach Pressburg geschickt. Heuchelin studierte in Tübingen und wirkte seit 1603 als Pfarrer in Strass. In Pressburg wurde er anstelle von Reuß zum ersten Pfarrer der lutherischen Gemeinde berufen, wo er bis zu seinem Tod 1621 wirkte. Vgl. dazu Sámuel Markusovszky: *A pozsonyi ág. hitv. ev. egyházközség története* [Die Geschichte der Pressburger evangelischen Kirchengemeinde A. B.]. 2 Bde. Pozsony 1906, hier Bd. 2, S. 37f., 65; Maximilian Weigel – Joseph Wopper – Hans Ammon: *Neuburgisches Pfarrerbuch*. Kallmünz 1967, S. 59.
- ⁶⁹ *Ebenda*, S. 199.
- ⁷⁰ Markusovszky: *A pozsonyi ág. hit. evang. lyceum története*, S. 64–75.
- ⁷¹ Die Forschung hat sich mit dem Aufbau und der Entwicklung dieser Schule im 17. Jahrhundert seit den Arbeiten von Sámuel Markusovszky kaum beschäftigt. Auch die Geschichte der Beziehung zwischen Pressburg und Pfalz-Neuburg ist bis heute unbearbeitet. Eine systematische Untersuchung wäre schon deshalb lohnenswert, weil bereits aus den Informationen in den gedruckten Schriften eine intensive Beziehung zwischen der königlichen Freistadt Pressburg und dem Fürstentum Pfalz-Neuburg in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts herauszulesen ist.
- ⁷² Gerhard Menk: *Die Hohe Schule Herborn in ihrer Frühzeit (1584–1660). Ein Beitrag zum Hochschulwesen des deutschen Calvinismus im Zeitalter der Gegenreformation* (= Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Nassau XXX). Wiesbaden 1981, S. 27; Ders.: Calvinismus und Pädagogik. Matthias Martinus (1572–1630) und der Einfluß der Hohen Schule Herborn auf Johann Amos Comenius, in: *Nassauische Annalen* 91 (1980), S. 77–104; Ders.: Das Restitutionsedikt und die kalvinistische Wissenschaft. Die Berufung Johann Heinrich Alstedts, Philipp Ludwig Piscators und Johann Heinrich Bisterfelds nach Siebenbürgen. In: *Jahrbuch der hessischen kirchengeschichtlichen Vereinigung* 31 (1980), S. 29–63; Ders.: Territorialstaat und Schulwesen in der frühen Neuzeit. Eine Untersuchung zur religiösen Dynamik an den Grafschaften Nassau und Sayn. In: *Jahrbuch für westdeutsche Lan-*

- desgeschichte* 9 (1983), S. 177–220; Ders.: Die Hohe Schule Herborn, der deutsche Calvinismus und die westliche Welt. In: *Jahrbuch der hessischen kirchengeschichtlichen Vereinigung* 35 (1984), S. 351–369; Ders.: Die kalvinistischen Hochschulen und ihre Städte im konfessionellen Zeitalter. In: Heinz Duchhardt (Hg.): *Stadt und Universität*. Köln 1993, S. 83–106.
- ⁷³ Remig Békefi: *A sárospataki ev. ref. főiskola 1621-iki törvényei* [Die Gesetze der Sárospataker reformierten Hochschule von 1621]. Budapest 1899, S. 198–200; Imre Szentimrei: *A sárospataki Református Kollégium 1618-as rendszabályai és 1620-as törvényei* [Die Schulordnung von 1618 und die Schulgesetze von 1620 des Sárospataker Reformierten Kollegiums]. Sárospatak 1996, S. 119.
- ⁷⁴ Andreas Mühlhng: „Ein garten junger Pflänzlein“: Ein Herborner Konzept zur Elitenbildung in europäischer Perspektive. In: Herman J. Selderhuis – Markus Wriedt (Hg.): *Konfession, Migration und Elitenbildung. Studien zur Theologieausbildung des 16. Jahrhunderts* (= Brill’s Series in Church History 31). Leiden–Boston 2007, S. 311–320.
- ⁷⁵ Menk: *Die Hohe Schule*, S. 306–311.
- ⁷⁶ József Koncz: *A marosvásárhelyi Evang. Reform. Kollégium története (1557–1895)* [Die Geschichte des Reformierten Kollegiums von Marosvásárhely (1557–1895)]. ND Marosvásárhely 2006, S. 478f.
- ⁷⁷ *Ebenda*, S. 480; Károly Szabó: A gyulafehérvári Bethlen-féle főtanoda szervezeti szabályzata [Die Gesetze der Bethlen-Hochschule in Gyulafehérvár]. In: *Történelmi Tár* 1879, S. 797–805; József Koncz: A fehérvári főiskola történetéhez [Zur Geschichte der Hochschule von Weißenburg]. In: *Történelmi Tár* 1884, S. 199–201; Ferenc Váró: *Bethlen Gábor kollégiuma* [Das Kollegium Gábor Bethlens]. Nagyenyed 1903, S. 108–114.
- ⁷⁸ Bis Ende des 16. Jahrhunderts waren es etwa 1200 Personen, darunter auch zahlreiche reformierte Studenten. Vgl. dazu Ágnes Ritoókné Szalay: *Miért Melanchthon?* [Warum Melanchthon?]. In: Mihály Balázs u. a. (Hg.): *Művelődési törekvések a korai újkorban. Tanulmányok Keserű Bálint tiszteletére*. Szeged 1997, S. 497–505, S. 498.
- ⁷⁹ Wilfried Barner: *Barockrhetorik. Untersuchungen zu ihren geschichtlichen Grundlagen*. 2. Aufl. Tübingen 2002, S. 257.

THE HIDING HUMANIST – IOANNES, THE GOOD FELLOW

PÉTER KŐSZEGHY

Institute for Literary Studies, Research Centre for the Humanities,
Hungarian Academy of Sciences
Budapest, Hungary

The letter of Marsilio Ficino was published under the title *Dubitatio utrum opera philosophica regantur fato an providentia* and summarised his tenets of Platonist-Humanist philosophy as it were. Based on his book of letters, this writing is part of a correspondence in which Ficino responds to Ioannes Pannonius of Buda, who, in his letter to Ficino – also published by the book of letters – criticised Ficino's views. Literary criticism has been trying to identify the persona of Ioannes Pannonius for long. In the highly influential study of Florio Bánfi, Joannes de Varadino (Giovanni Unghero, Giovanni Varadino), that is, John of Várád, Augustine monk is identified as the supposed person. Bánfi's views were reconsidered by Klára Pajorin in 1999, who reckoned that Ioannes Pannonius is John Vitéz the Younger. The author of the present study wishes to enhance the idea of Valery Rees (1999) who thinks that Ioannes Pannonius was created as a fictitious character by Ficino, and thus, the author reckons that the letter came in handy primarily against Savonarola and his followers because the correspondent from Buda raises those very topics on the bases of which Ficino can elaborate the sole decorous model of behaviour, the path that should be followed by the fictitious addressee as well.

Keywords: Janus Pannonius, Ioannes Budeius Pannonius, Joannes Varadiensis, Marsilio Ficino, János Vitéz the Younger, the correspondence of Ficino, prisca theologia, Savonarola

Literary historiography keeps count of a contemporary of Janus Pannonius of a similar name, who, too, studied in Italy and was called Ioannes (Johannes) Pannonius.¹ This Ioannes Pannonius, according to József Huszti, Paul Oscar Kristeller and others, wrote a letter to Marsilio Ficino at the end of 1484 or, most probably, in 1485.² He criticised Ficino because he did not consider the revival of pagan Greek philosophy and the practice of astrology necessary for a true Christian religion. In his reply, Ficino defended his views and published both pieces of writing in the edition of his letters.³

Hungarian and international literature trod different paths. The former wished to identify the man behind the name of Janus Pannonius first and foremost, while

the latter was especially interested in Ficino's reply and the elaborated world view.

It was Huszti who distinguished the famous poet Janus and Ioannes for the first time.⁴ In research, the study of Florio Bánfi meant a great step forward (or backwards?).⁵ On the one hand, he composed a rather monographic picture from the mosaics of known data, and on the other hand, he made a new observation: he discovered that a poem in a Vatican codex had been written to János Váradi – presumably on his request – by Giunio Gradi. From the title note of the poem – *Pulchrum Responsum Junii De Gradis M Hit is R. fratry Joanni De Varadino Interroganti* – however, one can only read this and not more; it is only a daring supposition that – as Bánfi thought – frater Joannes de Varadino, or Giovanni Unghero, or Giovanni Varadino, that is, János Váradi, the Augustine friar is no other person than Ioannes Pannonius.

Bánfi's hypothesis formed the well-known biography.⁶ He reckoned to have known three writings of Ioannes: the letter to Ficino, a commentary to the Song of Songs and a rhyming poem in Latin.

The attribution of the above works to Ioannes Pannonius is, however, not unproblematic. This was noticed by Klára Pajorin already in her 1999 study,⁸ in which she doubted whether the writer of the Song of Songs commentary was the Ioannes Pannonius who wrote a letter to Ficino, and she also thought that Ioannes Pannonius was identical with János Vitéz the Younger and not János Váradi.

It is a fact that out of the four known manuscripts of the Song of Songs commentary, only the Munich version in the royal library (the present Bayerische Staatsbibliothek) alludes to the Hungarian author. As Bánfi writes,

the catalogue of the above-mentioned library has a manuscript, numbered 14294 (Em. D 19) of 163 in-folio letters (obviously mistakenly) identified as being written in the 14–15th centuries, where letters 1–16 are filled by the text of the tractate entitled *Commentaris in Canticum Canticorum auctore Joanne Varadiensi ord. Aug.*

The time-frame “14–15th centuries”, which is somewhat contradictory to the authorship of Ioannes who wrote the letter to Ficino is swept away by Bánfi with no explanation. In the other three cases⁹ (Einsiedeln, Stiftsbibl. 33, 336–361; London, Lambeth Palace 180, 1–43; Reun, Cisterciens. 76, 125–150), there are also rifts in the lute: the 15th century London manuscript names Ioannes Russell of Canterbury (from the Order of Friars Minor) as the author of the commentary, while the Reun manuscript is considered to be from the 14th century. Bánfi – *ex cathedra* – declares that the attribution, the dating is incorrect.

This is the first and foremost reason for Klára Pajorin to – rightfully – deny that Ioannes who wrote a letter to Ficino and the Ioannes who commented on the Song of Songs were the same.

We should add that the other work attributed to Ioannes Pannonius by Bánfi, the rhyming poem, *is known from the 13th century* (it is usually attributed to Jacopone da Todi); not only the incipit (*Cur mundus militat sub vana gloria*) is identical, but also the entire chant. It was István Hegedűs in 1900 who took notice of the poem when he stumbled upon a chant entitled *Cantio Joannis Pannonii contra amatores mundi* in the manuscript department of the Viennese Bibliotheca Palatina.⁹ He found out that the codex that included the chant was edited by Jesuits at the end of the 16th century and that its author could not be Janus Pannonius. The *Cur mundus militat...* was first published in the book of chants of Gál Huszár (1574) in Latin and Hungarian (*Mit bízik ez világ ő álnokságában...*). Péter Bornemisza – we do not know which tradition he based his views on – also attributed the text to Janus.

István Borsos called attention to things to be corrected already in 1900,¹⁰ when he showed that the text is definitely older than the 15th century.

Klára Pajorin finds Ioannes Pannonius in the person of János Vitéz the Younger. However, this identification is not convincing either. Klára Pajorin's biography of János Vitéz the Younger¹¹ partly fits the Pannonius who wrote a letter to Ficino, the one who considers the ideas of *Theologica platonica* dangerous for the faith, and the choice of name can be well explained, too, but there is no decisive proof for either the János Váradi–Ioannes Pannonius identification or an identification with other contemporary Johns of Hungary. Some biographical data do not by all means match those written in the letter: the letter-writer Ioannes, for example, pins down that he is writing from *Buda*, while János Vitéz the Younger is King Matthias's envoy in *Rome* from 1480, and only returns to Hungary after the king's death (1490). This is somewhat contradictory to dating the correspondence to 1485 (based on arguments in the text and its position within the 8th volume),¹² yet it is not questioned by Pajorin¹³ (and is accepted by international research¹⁴ after Kristeller).

“But who was the Hungarian correspondent of Ficino then? We do not know more about the person than what we know from the correspondence itself”¹⁵ Bánfi wrote in 1968.

We do not know more even now. We have arrived back to Huszti: “... despite all the efforts of my research, I could not reasonably trace down his age, his occupation or his family etc.”¹⁶

The two letters use a similar terminology: “*providentiae renovatio antiquorum theologia*” is a keyword in that of Pannonius and also “*renovatio antiquorum*” at another place; in Ficino's: “*renovatio divinae providentiae*”. They agree on *renovatio*, but Pannonius sees the renovation of antique theology, whilst Ficino sees that of (Christian) divine providence in this process.

In the preface to his translation of Plotinus (1492) Ficino wrote: “*factum est, ut pia quaedam philosophia quondam et apud Persas sub Zoroastre et apud*

Aegyptios sub Mercurio nasceretur”,¹⁷ and in the letter mentioned above, he expressed himself in exactly the same way, *word by word*.¹⁸ The textual identity of the two works might indicate that these texts were written not too far in time from one another. The entire preface to the Plotinus translation and the letter’s line of thought are the same: they discuss the manifestation of God in history, the chain of ancient theology (*prisca theologia*); the golden chain that goes from Zoroaster and Hermes Trismegistos, via Plato as the peak to Jesus and the Church Fathers, up until Ficino’s present; it is a syncretistic tradition, a sort of new apology, in which symbolical order is more important than that of chronology.

Based on the above, it is not unimaginable (though cannot be proved) that the correspondence was written *after 1485* when Ficino increasingly needed an apology for himself against Savonarola: most probably around 1487–1488. At a time when Pico, too, wrote his own *Apology* (1487). And even more so, when Ficino writes an *Apology* (1488) against Savonarola in which he depicts the Dominican friar as the utmost hypocrite, the Anti-Christ himself.¹⁹

Therefore, the letter of Ioannes Pannonius is the golden opportunity for Ficino to express, elaborate and defend his views. Cannot this obliging Ioannes Pannonius be a figure of mere fiction?²⁰

No-one has ever seen the handwritten letter itself. A manuscript collection of these letters and the printed edition were both created in Ficino’s lifetime, and a manuscript could be provided by him and by no-one else. If he wished to express his views against potential enemies (and his apology is a proof for that), he could not have found a better occasion. It is very characteristic that the provoking letter is only one-third of the reply, and it cannot be a coincidence either that in the 1497 edition I used, there are no marginalias near the letter of Ioannes Pannonius, but there are indeed numerous for Ficino’s reply.

The writing of Ioannes Pannonius is an odd-one-out. Ficino’s collection of letters, as the letters of every humanist, contain studies, teachings as well as philosophical, theological and medical writings,²¹ we very rarely find something not written *by* Ficino, but *to* Ficino; if there is any writing of such sort, there is always a special reason for it, most often – as with the Medici – prestige. The Janus-Ficino correspondence is unlike the Ficino-style *epistola familiaris*. Also, the reprehension of Ficino by a Hungarian letter-writer is the only such letter in the corpus, distinct in its tone.

Hungarian humanists have not received too many letters from Ficino anyway,²² and *none of their letters are included in Ficino’s collection of letters* (with the sole exception of Ioannes – if we consider him Hungarian and a humanist). Not even the correspondence with Janus Pannonius the poet, who was no doubt greatly appreciated by Ficino, but the letters of whom were – rightfully – considered a mutual sign of appreciation, a supplement of sent works, a recommendation, something unfitting for the purposes and concept of a collection of letters.

Ficino wrote this towards the end of his letter: “Quoniam vero te Poëtarum apprime studiosum esse cognosco, rem totam una cum Marone concludam.”²³ And he continued:

Aeneas, id est, heroicus animus descensus ad inferos, et iterum ascensus, id est, secreta divinorum mysteria penetraturus, et obscura editurus in lucem, divina ad hoc ipsum providentia ducitur tanquam et divinitus (ut ait) genitus, quem et aequus amabat Iupiter, et divina ad idem oracula provocabant. Incedit rursus ad idem libero quodam arbitrio, ubi eum ardens evehit ad aethera virtus, et ubi consultat, quid potissimum sit agendum, et sponte oracula consulit, et semper libentissime cum sententia divina consentit. Confert ad idem fatum providentiae serviens ab oraculo designatum.²⁴

Who is this *heroicus animus*, who is Aeneas here? It is the Platonist-humanist philosopher himself. The one and only worthy model of behaviour is described here, the path followed by Ficino and the path that should be followed by the addressee, too. The golden bough should be obtained, in a way described by Virgil’s sibyl; Ficino’s letter continues, as promised, quoting Virgil:

carpe manu; namque ipse volens facilisque sequetur, / si te fata vocant; aliter non viribus ullis / vincere, nec duro poteris convellere ferro.²⁵

This is a credo and a parable for the addressee at the same time, an exemplum.²⁶ The part that comes after the quotation explains the harmony of *providentia* and *fatum*, whilst sentences preceding the goodbye formula rhetorically describe the primacy and importance of (divine) providence, what Ficino summarised in a letter to Bandini (that *directly precedes* the Ioannes Pannonius letter in the collection of letters) as follows: “Ita profecto iubet deus omnipotens hac nos divina providentia ducit, hac ergo sequamur.”

Hopefully, Ficino’s letter landed in fertile soil, Pannonius²⁷ accepted the true idea and became a *heroicus animus*. After all, he received an answer to each and every one of his questions. Also, he helped the master with criticism as both *fatum* and *divina providentia* and became a catalyst for his teachings. And such a good fellow should have been invented, if there ever was none.

Notes

¹ Not as a poet, on official documents, Janus Pannonius also used the “Ioannes” form. The correspondence of Ioannes Pannonius and Ficino was first noticed by Sándor Kovásznai Tóth (1730–92) who copied it from the printed edition of Ficino’s works (*Marsilii Ficini Opera om-*

- nia, Basileae, 1576) into the so-called *Carmina inedita* (Marosvásárhely [Târgu-Mures], Teleki Téka, MS 305).
- ² Ioannes Pannonius writes his letter after reading Ficino's *Platonica theologia de immortalitate animorum* (1482), Platonis's *Opera* (1484) and Ficino's letter to Bandini, hence the *terminus post quem*: the end of 1484 or the beginning of 1485, and the same excludes the authorship of the Janus Pannonius who died in 1472. Cf. Bánfi, Florio (1968) 'Ioannes Pannonius – Giovanni Unghero: Váradi János' *ItK*, 194, note 12. Huszti puts the writing of the letter to 1485 (Huszti, József (1930) 'Tendenze platonizzanti nella corte di Mattia Corvino' *Giornale critico della filosofia Italiana*, 156) and so does Kristeller. Paulus Oscarius Kristeller (1937 [reprint: 1973]) *Supplementum ficinianum*, I, Florentiae, Olschki, CLVII.
- ³ Marsilii Ficini Florentini *Epistolae familiares*, Venetiis, Matteo Cadeca, 1495. (11 March), lib. VIII, epist. 17–18. The edition I used: *Epistolae Marsilii Ficini Florentini*, Antonius Koberger, 1497 (23 February), CXXXI–CXXXII (http://hardenberg.jalb.de/display_page.php?elementId=926). Modern edition: Ábel, Jenő and Hegedűs, István (1903) *Analecta nova ad historiam renascentium in Hungaria litterarum spectantia* (Budapest), 278 (the letter of J. P.), 279–81 (the reply of M. F.).
- ⁴ Huszti, József (1924) 'Platonista törekvések Mátyás király udvarában' *Minerva*, Vol. 111, 216–22; Huszti, József (1930) 'Tendenze...' *ibid.*, 155–6. (In international literature, there are still attributions of the letter to Janus Pannonius the poet.)
- ⁵ Bánfi *ibid.*, 194–200.
- ⁶ The *Új magyar irodalmi lexikon* (New Hungarian Encyclopaedia of Literature) also accepts the identification with János Váradi (entry by György Gömöri). The *Katolikus lexikon* (Catholic Encyclopaedia) (<http://lexikon.katolikus.hu/>) goes even further: "János Váradi, OSA (Várad, County Bihar, ca. 1430): friar – 1449–54: educated in Várad. 1455: the abbot allowed the continuation of his studies. Went to Florence, where he studied Latin, Greek and astrology [!], met Marsilio Ficino [!]. 1463: came home from Florence and worked in the monastery of his order, in Buda. He started the translation of Plato's works to Latin [!]. He wrote a commentary to the Song of Songs. V. S. (1968) *ItK*, 194. (Bánfi, Florio: Ioannes Pannonius – Giovanni Unghero: Váradi János) – Tonk 1979: 259. (1028.)" I put exclamation marks after statements that are unproved and unprovable, which are not from Bánfi.
- ⁷ Pajorin, Klára (1999) 'Ioannes Pannonius e la sua lettera a Marsilio Ficino' *Verbum: Analecta neolatina*, Vol. 1, 60–9.
- ⁸ On the manuscripts: Stegmüller, Fridericus (1951) *Repertorium Biblicum Medii Aevi*, III, *Commentaria* (Matriti), 438, No. 5028. Bánfi's reference, *ibid.*, 196, notes 21–2.
- ⁹ Hegedűs, István (1900) 'Ioannes Pannonius éneke' *ItK*, Vol. 10, 243–5. Bánfi (*ibid.*, 195, note 14), also refers to it. Katona, Lajos (1900) "'Ioannes Pannonius éneké"-hez' *EphK*, Vol. 24, 468–9 – but I could find no such writing of Katona either on the place referred to or anywhere else, it may have been mixed up with the Borsos study that is mentioned in the next footnote, though it refutes Bánfi's theory.
- ¹⁰ Borsos, István (1900) "'Ioannes Pannonius éneké"-hez' *ItK*, Vol. 10, 468–9.
- ¹¹ Pajorin, *ibid.*, 66.
- ¹² Manuscript sources cannot be dated accurately. The one-time Corvina can now be found in Wolfenbüttel (Marsilius Ficinus, *Epistolarum ad amicos libri VIII, cum praefatione Philippi Valoris ad Matthiam regem Hungariae*) and is most often said to be written in 1489, primarily because of the recommendation to King Matthias Corvinus and its subject-matter. The codex contains all the letters of Ficino from 1488–89. Cf. <http://diglib.hab.de/wdb.php?dir=mss/73-aug-2f&pointer=563>. The general dating of the Florentine manuscripts: the second half of the 1480s. Kristeller puts the eighth part of the collection of letters, which includes the

correspondence, between 1484 and 1488, I tend to place the Janus letter and the reply between this timeframe, too. Cf. Kristeller, *ibid.*, I. CII.

- ¹³ The most well-known researcher of Ficino, Michael J. B. Allen's book (*Synoptic Art: Marsilio Ficino on the History of Platonic Interpretation*, Florence, Leo S. Olschki Editore, 1998 [Studie e testi 40]) discusses in its first chapter Ficino's favourite idea, the "prisca theologia", among others in the context of the Ioannes Pannonius-Ficino correspondence. He univocally recites the Bánfi concept of Pannonius = Augustine friar, moreover, he points out Augustinian ideas in J. P.'s letter. John Monfasani's review of the book raises no objections against it either: (<http://jps.library.utoronto.ca/index.php/renref/article/viewFile/10711/7619>). Valery Rees (*Ad vitam felicitatemque: Marsilio Ficino to His Friends in Hungary*, <http://www.btk.ppke.hu/uploads/files/1-1-07>), exactly because of these arguments finds Bánfi's theory more probable than Pajorin's: "The original Janus Pannonius, Bishop of Pecs, had been dead for a decade. The identity of this new John the Hungarian has been the subject of various suggestions of which the two leading contenders are Janos Varadi [...] and Janos Vitez the younger, Bishop of Szerem and, like his relative the famous Janus Pannonius, also a nephew of Matthias' great Chancellor also called Janos Vitez [...]. Yet Michael Allen's demonstration of the strong Augustinian basis of the views expressed rather favours Banfi's earlier proposal." In my opinion, it might be because Bánfi's article was published in Hungarian after the author's death, and international literature took cognizance of it, but – due to linguistic reasons – did not check its arguments. And if the author is an Augustinian friar, it is almost sure that Augustinian ideas (too) can be shown in his writings. And then, an argumentation is already reversed: it is exactly these Augustinian ideas that make an unsubstantiated identification feasible.
- ¹⁴ "...a letter of 1485 to Janus Pannonius in Hungary" (cf. Davies, Clement Salaman 'Echoes of Egypt in Hermes and Ficino' in Michael J. B. Allen, Valery Rees and Martin Davies (eds) (2002) *Marsilio Ficino: His Theology, His Philosophy, His Legacy* (Leiden, Koninklijke Brill NV), 117); "...In Ficino's well-known letter to Janus Pannonius of the mid 1480s..." [Celenza, Christopher S. (1999) 'Pythagoras in the Renaissance: The Case of Marsilio Ficino' *Renaissance Quarterly*].
- ¹⁵ Bánfi, *ibid.*, 195.
- ¹⁶ Bánfi cites Huszti, *ibid.*
- ¹⁷ *Opera omnia*, Basel, 1576; reprinted: Turin, 1962, 1537.
- ¹⁸ This has been noticed by many, e.g., Davies, *Echoes... ibid.*, 117.
- ¹⁹ Cf. http://smu.edu/bridwell_tools/specialcollections/bridwellwesternms/ms34.htm. The manuscript (*Apologia Marsilij Ficini pro multis florentinis ab antichristo Hieronimo Ferrariense, hypocritar[um] summo deceptis: ad collegiu[m] Cardinalium*) can be found in the Bridwell Library (Southern Methodist University), its facsimile and relevant literature on the homepage, its modern edition: Kristeller, *ibid.*, II, 76–9. Cf. *Selected Writings of Girolamo Savonarola: Religion and Politics, 1490–1498*, eds Anne Borelli, Donald Beebe, Maria C. Pastore Passaro, Giuseppe Mazzotta (New Haven: Yale University Press, 2004), 355–6 (*Post-mortem* – Marsilio Ficino: the chapter entitled *Apologia contra Savonarola*).
- ²⁰ Valery Rees has already suggested something very similar (in 1999): "I would like to suggest a further possibility, that this vigorous exchange may represent an imaginary engagement, either with the earlier and famous Janus Pannonius, or indeed with one of the other candidates. Ficino would have perhaps composed the letter from Janus himself." Rees *ibid.*
- ²¹ It is very characteristic how the *De vita libri tres* manuscript is formed: the three books had originally been three different manuscripts: the *De vita sana* (or *De cura valetudinis eorum qui incumbunt studio litterarum*), the *De vita longa* and the *De vita coelitus comparanda*. By the end of the 1480s, *De vita sana* had more than one existing manuscript versions, and to this,

Ficino attached the beginning of the seventh book of his epistles: epistles became incorporated into the studybook-coursebook volume without any genre obstacles.

²² Cf. Rees, *ibid.*, 73. "...to Nicholas Bathory, the Bishop of Vac, Ficino sent three letters, to Peter Varadi one letter, to a Janus Pannonius, whose identity has been much discussed, there is one letter, a response to one included from him, though this may be a literary device. Peter Garazda is mentioned but receives no letters, King Matthias is the recipient of five. This makes ten letters in all, to Hungarians at Matthias' court – not a large number."

²³ "And, for I know you as a studious researcher of poets, I shall conclude with Maro."

²⁴ "Aeneas, that is, the heroic soul will descend into the underworld and will arise again, that is, he will penetrate secret mysteries of divination and will bring light obscure things to light, as someone who was born – as is said – on divine suggestion, loved by Jupiter the Just and called upon the same by divine prophecies. He enters the same place from a different point (of view), arbitrarily, where his flaming virtue will lift him to the skies, where he contemplates on what he should do of all things, he will consult an oracle by his own will and happily consents to divine sentence. Serving it, he always advances the fate designated by providence."

²⁵ Aeneid, VI, 146–8. "take it, of right, in your hand: since, if the Fates have chosen you, / it will come away easily, freely of itself: otherwise you / won't conquer it by any force, or cut it with the sharpest steel..."

²⁶ Tricky advice. For we know that despite the prophecy of Sibyl, the bough does not break voluntarily, by the call of fate it even bends away (*cunctantem*) from Aeneas, who then tears it off, something he should not conquer by force, not even the sharpest steel: "*corripit Aeneas extemplo avidusque refringit / cunctantem, et uatis portat sub tecta Sibyllae.*" (Aeneid, VI, 210–11) We should not regard it as a mere coincidence that Ficino plays with this well-known contradiction. Cf. Segal, Charles (1968) 'The Hesitation of the Golden Bough: A Reexamination' *Hermes*, Vol. 96, 74–9.

²⁷ The letter subtly indicates that this Pannonius is not that Pannonius, he has no title, as opposed to Janus, the Bishop of Pécs; he is Ioannes Budeius Pannonius who lives (if he lives or lived) in Buda, in the distant Hungary – while in other letters, there is usually no indication of the place at all.

TRANSFORMATIONS DE L'ORDRE DES BIBLIOTHÈQUES ARISTOCRATIQUES DANS LA HONGRIE DES 17^e–18^e SIÈCLES

ISTVÁN MONOK

Université de Szeged
Szeged, Hongrie

Dans la pratique de catalogage en vigueur aux 17^e–18^e siècles, les soucis qu'on qualifierait aujourd'hui de *bibliothéconomiques* ne se sont pas affirmés. Cette affirmation porte également sur les bibliothèques dont le fonctionnement est déterminé par des prescriptions d'ordre monacal (*constitutiones*). Puisque les possesseurs ne pouvaient pas prévoir à long terme l'enrichissement de leurs bibliothèques, les possibilités d'acquérir de nouveaux livres sur des critères thématiques furent extrêmement limitées. Seulement une partie infime des bibliothèques fut soumise à un classement thématique détaillé (exécuté soit par le possesseur en personne, soit par son employé).

La structure interne des bibliothèques, ainsi que les transformations thématiques de leur corpus constituent une source historique importante, puisqu'elles permettent d'étudier les tendances générales de la réception des idées occidentales dans la Hongrie de la période en question. Les deux phénomènes que nous devons impérativement retenir sont d'abord la sécularisation (la baisse de la participation des livres théologiques ou ecclésiastiques), puis la formation des collections *patriotica* (consacrées à l'histoire nationale).

Rares sont les *catalogues* qui recensent les effectifs des bibliothèques de la première modernité. Tout aussi rares étaient en effet les bibliothèques dont les dimensions justifiaient le recours à un tel instrument : dans la plupart des cas, les possesseurs ou le personnel de cour se débrouillaient relativement bien parmi les quelques centaines ou milliers de livres, sans avoir besoin de catalogue. De plus, la tâche de l'établissement d'un catalogue doit être assignée à une personne qui soit familière avec la collection, qui connaisse l'ordre en vigueur des sciences et enfin qui dispose d'une grande dose de sens pratique lui permettant de positionner efficacement les livres et d'assurer en même temps leur accessibilité (en numérotant, le cas échéant, les livres ; en réservant de l'espace pour l'enrichissement ultérieur de la collection ; et enfin, en leur imposant un ordre thématique). Cette personne, chargée des tâches d'une telle complexité, on peut la qualifier sans exagération de *bibliothécaire*.¹ De fait, seuls les collectionneurs les plus sérieusement engagés à enrichir leurs bibliothèques firent préparer des catalogues. On peut

donc dire que la naissance des (peu nombreux) catalogues au cours de la période qui nous intéresse ici correspond aux débuts de la bibliophilie en Hongrie. Dans la plupart des cas, le collectionneur se contenta de commettre tel ou tel érudit de sa cour à établir de ses livres un registre (nommé *catalogus* en tête des documents en question). De tels registres sont en général demeurés dans les archives familiales, bien que certains d'entre eux fussent entrés dans les collections officielles après la mort du possesseur, afin de régler quelque question litigieuse. Citons deux exemples : d'abord, on a qualifié de « catalogue » le registre des livres d'István Csáky conservés à Szepesvár. Le recensement – terminé en 1671 – de la collection composée de 300 livres montre que la personne l'ayant préparé a établi une classification thématique élémentaire (*theologi, juridici, medici, historici et politici, philosophi, miscellani, scholares*).² Ensuite, voyons le registre (1690) de György Berényi, dans lequel les livres sont énumérés en ordre alphabétique (soit par le titre, soit par le prénom ou le nom de famille de son auteur).³ Soulignons enfin que faire la distinction entre un vrai catalogue et *un registre des livres conservé parmi les recensements des biens à des fins diverses par un organe non officiel* n'est pas toujours chose aisée (à supposer qu'une telle distinction soit nécessaire). La simple énumération des 168 livres localisés à Sárospatak appartenant à François II Rákóczi (les livres furent apparemment décrits dans un ordre dicté par le plus pur hasard)⁴ ne peut être considérée comme un catalogue, même si son objectif n'est point différent de celui des deux exemples susmentionnés.

On peut néanmoins signaler des tentatives de systématisation beaucoup plus sérieuses que les précédentes. Commençons par la présentation de la collection de la cour de Biccse de György Thurzó : le recensement des livres – exécuté par Samuel Hamel, secrétaire curial – eut lieu à l'occasion de l'équipement de la salle vouée à servir de bibliothèque.⁵ Cette démarche s'aligne de manière, pour ainsi dire, organique sur ce que l'on sait de la carrière de ce grand-seigneur. Le palatin du pays ne se contentait apparemment pas de se procurer les livres indispensables à son activité quotidienne, mais il savait aussi qu'un local servant de bibliothèque devait aussi servir à des fins de représentation et de distinction. Au moment de l'acquisition de chaque livre, il les fit d'ailleurs pourvoir de son *ex-libris* alors en vigueur, correspondant à ses fonctions du moment et aux honneurs auxquels ces dernières l'élevaient.⁶ En 1610–1611, il fit réorganiser le corpus. On peut donc soupçonner qu'il avait l'intention de préparer un catalogue, mais sur le registre et sur les livres eux-mêmes on ne trouve pas de cotes qui puisse permettre l'identification ultérieure des ouvrages. On ne sait pas du tout pourquoi Hamel n'a point achevé le travail, ou, s'il l'a achevé, pourquoi il n'en subsiste que l'index double (*Index geminus*).

On ne dispose aujourd'hui d'aucun recensement des livres appartenant à la bibliothèque de Miklós Istvánffy. La « cote de dépôt » figurant sur les volumes encore disponibles aujourd'hui attestent que la collection devait être recensée et

cataloguée (la cote, sans catalogue, ne servirait à rien).⁷ On peut supposer que cette collection n'était pas mise au service de la représentation du pouvoir de son possesseur, mais bel et bien de ses activités scientifiques. Les volumes qui en subsistent sont, sans exception, des documents historiques qu'Istvánffy utilisa pour la composition de son *Histoire de Hongrie*.⁸ Il s'agit donc d'une collection de *bibliophile*, d'une bibliothèque sélectionnée sur des critères thématiques. On pourrait éventuellement la classer parmi les bibliothèques érudites (*Gelehrtenbibliothek*), mais le peu d'information dont nous disposons à son sujet ne nous permet pas d'affirmer quoi que ce soit avec certitude.

Si Miklós Zrínyi (le poète) a lui-même participé à la mise en ordre de sa collection de Csáktornya, nous avons toutes les raisons de supposer que la part du lion du travail fut exécuté par Mark Forstall, chargé d'écrire l'histoire de la famille. Rien ne prouve que cette mise en ordre ait été reliée à la fabrication de nouveaux meubles de bibliothèque, par contre, ce qui est certain, c'est que le recensement de la collection eut lieu au moment (en 1662) où Zrínyi dressait son testament. L'ordre des livres est indiscutablement moderne : il illustre bien la culture du possesseur. Les livres furent également munis d'un numéro de matricule, ce qui permet de suivre l'ordre de bibliothèque (l'ordre séquentiel physique des livres). Le catalogue, dans lequel on ne trouve que très rarement les numéros de matricule figurant sur les livres, n'est pas achevé.⁹ L'ordre de la bibliothèque de Zrínyi est le suivant : I. *Historici antiqui Romani et alii* ; II. *Historici omnis generis et nationis mixtim* ; III. *Historici Pannoniae et Orientalium* ; IV. *Politici* ; V. *Militares* ; VI. *Geographi et Cosmographi* ; VII. *Poetae Latini* ; VIII. *Poetae Itali* ; IX. *Scholastici* ; X. *Domesticae, Oeconomicae* ; XI. *Miscellanei*.¹⁰

Si l'on compare cette structure à celle des bibliothèques contemporaines, les particularités suivantes sont à noter : le caractère différencié de la section *histoire*, le rattachement de l'histoire de la Hongrie à l'histoire orientale, la distinction de la théorie politique et de la science militaire de l'histoire (mais aussi l'une de l'autre), la séparation de la poésie classique de la poésie contemporaine. Du fait de sa singularité par rapport aux pratiques contemporaines, cette division par matières atteste qu'elle ne pouvait être que la création du possesseur de la bibliothèque. D'ailleurs, en séparant les documents portant sur la Hongrie du reste de ses livres, Zrínyi créa la première collection de *Hungarica*, anticipant ainsi sur le programme des érudits et des magnats du début du 18^e siècle (respectivement Mátyás Bél, Dávid Czvittinger, Johannes Deccard, Péter Bod, etc. et László Radvánszky, Gedeon Ráday, etc.).

Il est hors de doute que les deux collections d'aristocrates majeures du début de l'âge moderne étaient la bibliothèque Nádasdy à Pottendorf, et la bibliothèque Esterházy de Fraknó. Certes, ni l'une, ni l'autre ne nous a légué de catalogue, mais les registres annexés aux procès-verbaux dressés à l'occasion de la confiscation des biens fournissent d'amples renseignements au sujet de la collection Nádasdy.

Il est peu probable que les groupes thématiques qui y figurent aient été conçus au moment même de la confiscation – une partie importante des livres entra dans la collection impériale, d'autres livres furent envoyés aux servites de Lorette. Les passages débutant par les termes *Ex classe...* du registre des livres transportés à Vienne semblent étayer la supposition selon laquelle il s'agissait d'une bibliothèque arrangée.¹¹ Il faut néanmoins noter que sur les livres ayant appartenu à Ferenc Nádasdy que nous avons pu consulter ne figure aucun numéro de matricule qui permettrait leur identification dans un éventuel « catalogue » (qui n'a peut-être finalement jamais existé).

Nous ne connaissons donc l'ordre original de la Bibliothèque que grâce au répertoire du corpus sélectionné afin d'être envoyé à Vienne. Il saute aux yeux que le corpus théologique est très soigneusement distribué en plusieurs classes, tandis que la répartition en sections des livres de thématique laïque est loin d'être moderne. On ne bénéficie en revanche d'aucune information concernant le nombre des livres ayant appartenu à telle ou telle section. Mais on peut facilement imaginer que Nádasdy – personnage dont l'activité de collectionneur et d'organisation culturelle montre des traits typiquement modernes – disposait d'une collection majoritairement laïque et que son employé devait être théologien de formation. Les livres de la collection sont réparties dans les sections suivantes : I. *Scripturistae*, II. *Sancti Patres*, III. *Concionatores*, IV. *Controversistae*, V. *Humanistae*, VI. *Theologi Speculativi*, VII. *Juristae*, VIII. *Medici*, IX. *Philosophi, Politici, Mathematici*, X. *Historici profani*, XI. *Historici ecclesiastici*. Il convient de noter que la théorie politique est classifiée comme faisant partie de la philosophie (et non comme un domaine autonome du savoir, tel que l'a vu Zrínyi).

Les livres qui subsistent de la bibliothèque de Pál Esterházy à Fraknó ne portent pas de cote. Plus précisément, les cotes qu'on y trouve aujourd'hui ont été apposées à la fin du 18^e et au début du 19^e siècle,¹² au moment où les livres conservés dans divers châteaux furent réunis en une seule bibliothèque, à Kismarton.¹³ Or, les sources archivistiques à notre disposition semblent attester qu'il s'agissait d'une bibliothèque soigneusement répertoriée. Mentionnons à titre d'exemple les remarques de Sebastian Ferdinand Dobner sur le corpus géographique et hydrographique de la collection,¹⁴ ainsi que le répertoire préparé en 1756 qui prend en compte les livres transmis de la collection de Fraknó aux franciscains de Kismarton (le palatin Pál Esterházy avait légué sa collection à ce couvent, mais la famille n'a exécuté les derniers vœux du testamentaire que 40 ans plus tard et en retenant une partie des livres).¹⁵

Les deux registres totalisent 1516 titres (1457 titres figurant dans le catalogue de 1756, puis 59 titres supplémentaires dans le répertoire de Dobner). Le lecteur est frappé par le caractère résolument moderne de la répartition thématique des livres. Les bibliothèques contemporaines – celles du milieu du 18^e siècle – se caractérisent par un ordre thématique (*ordo librorum*) beaucoup plus traditionnel. No-

tons le rattachement – assez logique – de la science militaire et de la géométrie, puis la distinction entre la botanique et la zoologie et enfin la séparation de la géographie d’avec la topographie. L’opposition entre la modernité indiscutable de l’ordre des livres et le caractère relativement caduc du corpus – nous allons y revenir – nous amène à penser que le catalogue n’embrasse pas la totalité de la bibliothèque de Pál Esterházy.

La proportion des livres classés dans telle ou telle section n’est pas dépourvue d’intérêt : elle atteste du fait que la famille n’a transmis aux franciscains qu’une sélection des livres ayant appartenu à la collection :

Ecclesiastici	348
Ecclesiastico-Historici	63
Haeretici	334
Scholastici	160
Iuridici	49
Medici	100
Politici et Historici	220
Militares et geometrici	17
Historici de diversis animalibus	2
Botanici	3
Antiqui oratores	70
Astrologi, mathematici et chymici de methalis	16
Geographici	50 (8+42 Dobner)
Topographici	47
(Hydrographici	17 – Dobner)

Il est intéressant d’examiner le catalogage des imprimés et des manuscrits portant sur l’histoire de la Hongrie et des Hongrois. Au cours du 18^e siècle, l’identité commune *hungarus* des peuples appartenant au Royaume de Hongrie s’est progressivement dissolue pour laisser la place aux identités culturelles particulières, dont le processus de formation se prolonge jusqu’au milieu du 19^e siècle.¹⁶ L’étude des inventaires des livres et des catalogues des bibliothèques fournit des renseignements très intéressants sur ce processus. Au 17^e siècle, les ouvrages latins traitant de l’histoire hongroise figurent dans la classe thématique « Historici », tandis que la classe intitulée « Hungarici » renvoyait à la langue des livres y figurant. Citons l’exemple de la collection à Sajókaza de László Radvánszky (1701–1758), dont le catalogue fut préparé en 1750.¹⁷ Parmi les 434 livres recensés, 134 ont été classés « *Scriptores rerum Hungaricarum domestici et extranei* ». Les 28 livres publiés en langues slaves sont regroupés dans une classe à part. Si l’on ajoute à tout cela qu’en 1727, le même comte Radvánszky s’est fait copier 86 manuscrits traitant de l’histoire hongroise, on peut en conclure que derrière cet intérêt historique se cache une identité culturelle spécifique.

Si l'on examine de près le processus de la transformation thématique de la composition des bibliothèques d'aristocrates, on se rend compte de la croissance de la part d'ouvrages à sujets séculier (c'est-à-dire non théologiques et non-religieux). En dehors des livres de jurisprudence, d'histoire et de science politique, apparaissent les ouvrages consacrés aux mathématiques, à la physique, à la chimie, mais surtout aux connaissances économiques. La section « Geographia » s'enrichit de la littérature de voyages, des descriptions de pays lointains et des albums d'art.

Les premiers symptômes de cette transformation sont repérables au milieu du 18^e siècle. Pour s'en convaincre, établissons une comparaison entre la construction thématique des bibliothèques des deux comtes Eszterházy présentées plus haut :

1749. Bibliothèque de József Eszterházy à Cseklesz (Bernolákovo) (881 livres)

« Classes Librorum Bibliothecae Cseklésziensis : Libri prohibiti – Militares et Mathematici – Scriptores Byzantini Graeco Latini editiones Parisiensis – Historici recentiores – Diversi Historici et Scholastici – Libri Sacri – Diversi historici ... Mathematici et diversae delineationes Architectonicae – Oeconomici de cura Equorum – Dictionaria et auctores classici ac Juridici aliqui – Juridici – Scriptores Hungarici et selecti diversi – Geographi ».

Comme il ressort clairement de cette classification, les ouvrages portant sur l'histoire hongroise sont constitués dans un groupe à part, tandis que la jurisprudence, la géographie et l'économie ont également droit à une attention particulière.

1805. Bibliothèque de János Nepomuk Kázmér Esterházy à Lajtakáta (Gattendorff) (740 livres)

« Catalogue des livres de la Bibliothèque de Gattendorff : Théologie – Jurisprudence – Philosophie – Histoire – Philologie ou Belles Lettres – Cartes géographiques »

La composition thématique de la bibliothèque est à certains points déroutante, en partie parce que l'inclusion de certaines sections en classes ne correspond ni à la classification en usage au 18^e siècle, ni à la classification actuelle. Le taux de participation de certains thèmes peut nous laisser également perplexes.

Commençons par la section de théologie, très étendue pour l'époque : 146 volumes sur 740. A l'intérieur même de cette section de théologie, on peut s'étonner de la présence de 23 ouvrages dogmatiques, des 22 livres homilétiques et de 101 ouvrages ascétiques (dont 50 [!] livres de prière). Nous ne connaissons pas en dé-

tail la biographie de cet Esterházy, qui était officier, mais il est peu probable qu'il se préparât à se retirer du monde. Il ne faut pas oublier qu'après le recensement de ses livres, le comte vécut encore 25 ans dans son château. Certes, ses prénoms peuvent témoigner d'une attitude particulièrement pieuse (même si, bien entendu, il n'en est pas responsable).

De nos jours, où le droit n'a plus rien à faire avec la moralité, on peut observer avec une certaine surprise que la section « Jurisprudence » commence par l'éthique (30 ouvrages). C'est également dans cette section que sont classés les 23 ouvrages de science politique et les 11 livres qui relèvent en effet des sciences juridiques. Il s'agit d'un corpus moderne qu'illustre aussi la dénomination de la section « Droit de la Nature de Gens et Droit Civil ».

La section de philosophie est également très variée, à en croire l'auteur du catalogue : logique et métaphysique (17 ouvrages), physique, mathématiques et chimie regroupées ensemble (36 ouvrages). C'est dans cette dernière section que figurent les ouvrages de science militaire, apparentés aux traités de mathématiques. Les 22 ouvrages de pédagogie, constituant une unité séparée (c'est une idée très novatrice), sont également classés parmi les ouvrages de philosophie. La dernière partie de cette section est la sous-classe consacrée à l'économie et ses 85 (!) titres « Economie y compris a) l'Agriculture, b) le Jardinage et Botanique, c) la nourriture de Bétail – l'art vétérinaire et d) les arts technologiques ». Notons que deux tiers des livres d'économie sont en allemand.

La section d'histoire – composée de 250 ouvrages – est non moins contradictoire et instructive que celle de philosophie. Ce qui saute immédiatement aux yeux, c'est le nombre très restreint d'ouvrages portant sur l'histoire hongroise : dans la collection, on ne trouve que 19 titres consacrés à ce sujet (mis à part les livres traitant de l'histoire de la famille). Afin de souligner combien ce phénomène est étonnant, je tiens à rappeler que l'histoire hongroise fait partie de l'unité intitulée « Histoire profane », qui se construit de la manière suivante : « Hongrie (19) France (32) Angleterre (16) Diverses nations (48) ». Les Hongrois ont commencé à s'intéresser à l'Angleterre dans la première moitié du 19^e siècle, ce qui s'explique surtout par les voyages qu'István Széchenyi effectua sur les Îles britanniques. Le fait que le propriétaire ignore plus ou moins l'histoire hongroise, ou que ni les principautés allemandes ni l'Italie ne constituent d'unités séparées, illustre le désenchantement du propriétaire de la collection (ou de son secrétaire/bibliothécaire, inconnu à la recherche). Désenchantement, c'est-à-dire l'acceptation résignée du constat : la lutte des Hongrois pour leurs objectifs nationaux n'a pas été couronnée de succès. Sans doute serait-il trop audacieux de relier cette résignation à la présence des ouvrages ascétiques dans la collection et ainsi d'identifier le propriétaire de la collection à un personnage déçu dans ses ambitions politiques et s'évadant dans la religion. Les 8 ouvrages d'histoire universelle sont également classés dans la section d'histoire, ce qui est un peu particulier, puisque les catalo-

gues en Hongrie ont toujours considéré comme « universel » les ouvrages qui ne traitent pas de la Hongrie. Dans cette dernière unité, on trouve les ouvrages portant sur l'histoire de plusieurs pays. On trouve dans la collection 20 ouvrages relevant de l'histoire ecclésiastique. Je tiens enfin à souligner un phénomène non dépourvu d'intérêt : les « Biographies » (35 ouvrages), la géographie et la littérature de voyages (« Géographie et Voyageur », 28 ouvrages), ainsi que les romans biographiques (« Biographies fictives ou Romans », 44 ouvrages) sont tous rattachés à cette section d'histoire, beaucoup plus large que dans d'autres collections.

Chose étrange, les biographies romanesques ne sont donc pas classées dans la section « Philologie ou Belles Lettres », composée de 110 ouvrages, répartis de la manière suivante : « Grammaires et Dictionnaires » (8 ouvrages) ; « Mythologie » (5 ouvrages) ; « Les auteurs anciens classiques » (18 ouvrages) ; « Traités généraux et les Œuvres de Belles Lettres » (17 ouvrages) ; « Polymathie » (15 ouvrages).

En guise de conclusion, nous pouvons affirmer que dans la pratique de catalogisation en vigueur aux 17^e et 18^e siècles, les soucis qu'on qualifierait aujourd'hui de *bibliothéconomiques* n'étaient pas encore affirmés. Ajoutons tout de suite que cette affirmation porte également sur les bibliothèques dont le fonctionnement était déterminé par des prescriptions d'ordre monacal (*constitutiones*). Puisque les possesseurs n'étaient pas en mesure de prévoir l'enrichissement de leurs bibliothèques à long terme, les possibilités d'acquérir de nouveaux livres sur des critères thématiques restaient extrêmement limitées. Les grands seigneurs – mais aussi les institutions – achetèrent, obtinrent ou héritèrent souvent de collections « en vrac ». Dans ces cas, le corpus nouvellement arrivé pouvait déterminer la répartition en sections de la bibliothèque entière. À titre général, seulement une partie infime des bibliothèques fut soumise à un classement thématique détaillé (exécuté soit par le possesseur en personne, soit par son employé).

La structure interne des bibliothèques, ainsi que les transformations thématiques de leur corpus constituent une source historique importante, puisqu'elles permettent d'étudier les tendances générales de la réception des idées occidentales dans la Hongrie de la période en question. Les deux phénomènes que nous devons impérativement retenir sont d'abord la sécularisation (la baisse de la participation des livres théologiques ou ecclésiastiques), puis la formation des collections *patriotica* (consacrées à l'histoire nationale).

Notes

¹ Monok, István, « Qu'est-ce qu'un bibliothécaire en Hongrie à l'époque moderne (XVI^e–XVIII^e siècle) ? », *Histoire et civilisation du livre. Revue internationale*, 2007/3, 319–328.

- ² Adattár 13/2, 58–65. Cf: Hargittay, Emil, « Megjegyzések Csáky István kiadatlan könyvtárjegyzékéhez » [Remarques sur le registre de livres inédit d'I. Cs.], *Annales Universitatis Litterarum et Artium Miskolciensis*, 1992/2, 61–64.
- ³ Adattár 13/2, 130–137.
- ⁴ Adattár 13/2, 154–159.
- ⁵ Ludányi, Mária, « Könyvtárrendezés Thurzó György udvarában » [L'arrangement de la bibliothèque curiale de Gy.Th.], In Galavics, Géza – Hermer, János – Keserű, Bálint (dir.), *Collectanea Tiburtiana. Tanulmányok Klaniczay Tibor tiszteletére*, Szeged, 1990, JATE. (Adattár XVI–XVIII. századi szellemi mozgalmaink történetéhez, 10.) [Données sur l'histoire des mouvements intellectuels des 16^e et 17^e siècles], 271–278.
- ⁶ Je remercie Helena Saktorová de m'avoir envoyé des photos de la plupart des livres subsistant de la bibliothèque de György Thurzó. J'ai également eu l'occasion d'en examiner personnellement quelques uns.
- ⁷ Berlász, Jenő, « Istvánffy Miklós könyvtáráról » [Sur la bibliothèque de M.I.] *Az Országos Széchényi Könyvtár Évkönyve* (1959), Budapest, 1961, 202–240 ; Berlász, Jenő, « Újabb információk Istvánffy Miklós könyvtáráról » [Nouveaux éléments sur la bibliothèque de M.I.], *Az Országos Széchényi Könyvtár Évkönyve* (1972), Budapest, 1974, 218–228 ; Colta, Elena Rodina, « Un exemplar din biblioteca istoricului maghiar Nicolaus Istvánffy, identificat la Arad », *Biblioteca și Cercetarea*, t. VII. Cluj-Napoca, 1983, 182–187 ; Balázs, Mihály – Monok, István, « Történetírók Báthory Zsigmond udvarában » [Historiens dans la cour de Sigismond Báthory], In Várkonyi, Ágnes (dir.), *Magyar reneszánsz udvari kultúra*, Budapest, 1987, Gondolat, 249–262 ; Monok, István, « Scholars' libraries in Hungary in the sixteenth and seventeenth centuries : reconstructions based on owner's mark research », In Ivan Boserup – David J. Shaw. London (ed.), *Virtual visit to lost libraries : reconstruction of and access to dispersed collections* [Papers presented on 5 November 2010 at the CERL Seminar hosted by the Royal Library of Denmark, Copenhagen], 2011, CERL (CERL Papers, vol. XI.), 57–69.
- ⁸ Istvánffy, Miklós, *Historiarum de rebus Hungaricis libri XXIV*. Coloniae Agrippinae, 1622, Antonius Hieratus sen.
- ⁹ Bibl. Zriniana 1991. Voir surtout l'annexe intitulé *La structure originale de la bibliothèque Zrínyi*, 540–546.
- ¹⁰ Cf. Bibl. Zriniana, 1991, 38, et avec le chapitre Zrínyi du présent volume.
- ¹¹ Adattár 13/2, 73–79, 101–107 ; Adattár 13/4, 114–128.
- ¹² Edina Zvara a examiné des près chacun des livres conservés à Kismarton. Nous avons également étudié les pièces conservées à Moscou. Sur ces dernières, voir Dmitrijeva, Karina A. – Subkov, Nikolaj N. et al., *Knyigi iz szobranija knyazej Esztergazi v moszkovszkih bibliotekah. – Bücher aus der Sammlung der Fürsten Esterházy in Moskauer Bibliotheken*. Katalog. Moszkva, Rudomino, 2007 ; Pour une synthèse sur la question, voir : Monok, István – Zvara, Edina, *Esterházy Pál könyvtára* [La bibliothèque de P.E.] (sous presse dans la série *A Kárpát-medence kora újkori könyvtárai.*)
- ¹³ Pour la bibliographie détaillée portant sur l'histoire de la Bibliothèque Esterházy, voir Adattár 18/2, 264–268. Ouvrages publiés postérieurement : Gabriel, Theresia, « Die fürstlich Esterházy'sche Bibliothek – Zeugnis einer bewegten Vergangenheit », In Wolfgang, Gürtler – Winkler, Gerhard J. (dir.), *Forscher – Gestalter – Vermittler. Festschrift für Gerald Schlag*, Eisenstadt, 2001, Burgenländische Landesmuseum. (Wissenschaftliche Arbeiten aus dem Burgenland, Bd. 101.), 119–130 ; *Idem*, « Egy mozgalmas múlt tanúja, a herceg Esterházy-könyvtár » [Témoin d'un passé agité, la bibliothèque du prince E.], In Czoma, László (dir.), *Arisztokrácia, művészetek, mecenatúra. Az Esterházy-család* [Conférence des 22–23 avril 2004 à Keszthely], 2005, Kastélymúzeum. (Kastélykonferenciák, III.), 76–90 ; Körner, Stefan, « A Bibliotheca Esterházyana », In *Kék vér ...* 2005, 105–127. (paru en anglais, alle-

mand, slovaque et croate) ; Monok, István, *Esterházy Pál könyvtára és olvasmányai* [La bibliothèque et les lectures de Pál Esterházy], In Czoma, László (dir.), *Ibid.*, 91–101.

¹⁴ Adattár 18/2, 159–161.

¹⁵ Adattár 13/4, 195–247.

¹⁶ Pour une exposition détaillée de la question, du point de vue de l'histoire des bibliothèques, voir : Monok, István, « Identité culturelle, identité nationale et les bibliothèques institutionnelles en Hongrie au 18^e siècle » In Andrea De Pasquale, Frédéric Barbier (dir.), *Un'istituzione dei Lumi : La biblioteca. Teoria, gestione e pratiche biblioteconomiche nell'Europa dei Lumi* [Convegno internazionale. Parma, Biblioteca palatina, 20–21 maggio 2011], Parma, 2012 (en préparation)

¹⁷ Adattár 13/5 (voir la note 21.), 159–198.

THE WEDDING FESTIVITIES OF GABRIEL BETHLEN AND CATHERINE OF BRANDENBURG*

ÉVA DEÁK

Institute of Ethnology, Research Centre for the Humanities,
Hungarian Academy of Sciences
Budapest, Hungary

The theme of the present study is the wedding festivities of Catherine of Brandenburg and Gabriel Bethlen. First, the political and diplomatic circumstances of the marriage are summarized. After the proxy marriage in Berlin the Princess Bride's attendants participated in the greater nuptial ceremony in Kassa (now Košice). The proxy marriage in Berlin is briefly reviewed, followed by the festivities in Košice. After describing two major scenes from the wedding the study examines the celebrations themselves, paying particular interest to the protocol, spatial arrangement and appearance of the participants. The ceremonies are followed with an interest in the order of rank and precedence. The environment, the illustrious guests and their appearance added to the splendor of the festivities to a great extent. The entry into the city (March 1, 1626) and the solemn confirmation of the marriage oath (March 2) were key elements of the celebrations. These were followed by pageantry, banquets, fireworks, tournaments, a masked ball, a ballet and other spectacles.

Keywords: wedding, Principality of Transylvania, Gabriel Bethlen, Catherine of Brandenburg

The Principality of Transylvania at the First Half of the 17th Century

Transylvania was part of the Hungarian Kingdom during the Middle Ages. The Ottoman expansion in the region resulted in the division of the Hungarian Kingdom, whereby Transylvania became a vassal of the Ottoman Empire. The country was independent in its home affairs, however, it was subordinate to the Ottoman Empire in foreign affairs and had to pay an annual fee to Constantinople from the second half of the 16th century until the end of the 17th century. (For the history of Transylvania: Makkai, 1946; Sugar, 1994, 121–37; Köpeczi, 2001–02.)

The first half of the 17th century was one of the most prosperous times for the Principality of Transylvania in terms of economy and culture, as well as for its international political role. The reign of Gabriel Bethlen (1613–29) began the

* This work was partially supported by OTKA PD 101560.

‘Golden Age of the Principality’. (For the history of the country during his reign in English: Mezey, 1991, 1–20; Murdock, 2003, 213–44; Péter, 1982, 297–313; Péter, 2002, 1–230; R. Várkonyi, 1987, 151–62.)

Gabriel Bethlen was born into an influential noble family around 1580; his father, Farkas Bethlen was Princely Councilor. Gabriel lost both of his parents when he was a child (Péter, 1981, 744–9). He began his career in the court of Prince Sigismund Báthory (1588–1602) and became an experienced soldier and diplomat. He was one of the most influential politicians of Prince Stephen Bocskai (1602–06) and a pivotal figure during the reign of Gabriel Báthory (1608–13). Bethlen was elected Prince of Transylvania with Ottoman support in 1613. Although he was also elected King of Royal Hungary after his successful military campaign against the Habsburg power in 1620 at the beginning of the Thirty Years’ War, he refused the crown. The Peace of Nikolsburg (1621) acknowledged the increased political significance of the Transylvanian Principality and enlarged its territory.

The Principality reclaimed its international importance under Bethlen’s reign and he sought international recognition as a sovereign European ruler. For this purpose he asked for the hand of Archduchess Cecilia Renata of Habsburg after the death of his first wife, Zsuzsanna Károlyi, daughter of an important Hungarian noble family (1622). After he was refused, the Prince sent his deputies to the Hohenzollern family in 1625 and proposed marriage to Catherine of Brandenburg (1602–44), sister of the Elector of Brandenburg, George William (1595–1640); the marriage contract was signed the same year (Szabó, 1888, 656–63). As a result of this marriage, the Prince of Transylvania became related to the Western European Protestant rulers: King Christian IV of Denmark; Frederick V of the Palatinate; and the brother-in-law to the King of Sweden, Gustavus Adolphus. The Principality thus joined the alliance of the Protestant powers and the Prince led a further campaign against the Habsburg forces. (This array of interests was first investigated by Szekfű, 1929, 241–6.)

Catherine of Brandenburg was daughter of Anna of Prussia (1575–1625) and Elector John Sigismund (1572–1619) (Saring, 1941, 248–95). She grew up in the court of Brandenburg and was often guest in the court of her grandparents in Königsberg (Scheller, 1966, 171–3). She also lived in the royal court of Marie Eleonore and Gustavus Adolphus in Stockholm. She was elected successor of her husband as ruler by the Transylvanian Diet soon after their marriage, in 1626. Although she ruled only for a brief period after the death of her husband (1629–30) who left no offspring, she is a remarkable example of an elected female ruler in Early Modern Europe. (For her reign: Bánki, 1994, 311–26; Deák, 2009, 80–99; Kronos, 1884, 334–58; Ötvös, 1861, 153–244; Schuster, 1901, 121–36; Schultz, 1980, n.p.) After her abdication, she lived in Royal Hungary and moved

thereafter to Vienna where she married Francis Charles of Launenburg in 1639. Catherine died in the court of her widowed sister, Anna Sophie, in Schöningen (Braunschweig) in 1644.

Sources

Archival documents at the Secret Central Archives Prussian Cultural Heritage (*Geheimes Staatsarchiv Preußischer Kulturbesitz*) were used for the study. Research material relating to the marriage of Catherine of Brandenburg and Gabriel Bethlen, as well as Catherine's reign and inheritance are among the documents of the Secret Council (*Geheimer Rat*) that deal with diplomatic relations between the Electorate of Brandenburg and the Principality of Transylvania. These include correspondences, contracts and reports on the marriage negotiations.

The Account Book of Gabriel Bethlen contains the Prince's shopping lists from the period between 1615 and 1627. It was published by Béla Radvánszky in 1888. The recorded entries are primarily luxury items and as such the recorded expenses are luxury expenses (Radvánszky, 1888, 1–157).

Moreover, the following four contemporaneous records give a detailed account of the festivities:

(1) A journal by an unknown member of the train of the Princess of Braunschweig entitled *Bericht aus einem vertrewlichen Schreiben auß Gölnitz, in Ober-Ungarn gelegen, wie des Bethlehem's Beylager seine Entschafft genommen, unndt was darbey zu sehen gewest* (Ingler, 1874, 517–34), referred to it henceforth as *Bericht*.

(2) A report from the legation of Maximilian I of Bavaria subsequently entitled *Des kurbaierischen Abgeordneten Maximilian Kurz Freyherrn von Senftenau Bericht über die im März 1626. vollzogene Hochzeit Bethlen Gabor's Fürsten von Siebenbürgen* (1817, 347–57). The scholar who published the work did not disclose the original title, only its German translation. The reference will be given henceforth as Bavarian report.

(3) A festival book printed in German after the event, also translated into French with a short introduction. The German edition, *Vmbständliche Relation deß Bethlehem Gabors mit der Chur-Brandenburgischen Princessin Catharina zu Caschaw gehaltenen Beylagers, Erstlich Gedruckt zu Wien bey Gregor Gelbhar und jetzt in Prag bey Paul Geste* (1626) was published in the same year the marriage took place, and in three different cities: Vienna, Prague and Augsburg (henceforth *Relation*). The French edition was published in Paris with the title *Le triomphe admirable observé en l'aliance de Bethleem Gabor Prince de Transilvanie, avec la Princesse Catherine de Brandebourg. Ensemble les*

magnifiques présens envoyez de la part de l'Empereur, du Roy d'Espagne, de l'Evesque de Cracovie et autres princes d'Allemagne et celui du grand Turc enuoyé par un Bacha, Paris: Chez Iean Martin, ruë de la vieille Bouclerie, à l'Escu de Bretagne (1626).

(4) The related parts of the Autobiography of János Kemény describing the festivities in retrospect, wherein he gives an account not only of the marriage festivities but also of the proposal in Berlin (Kemény, 1980, 51–65).

The first two writings were published in part. The *Bericht* consists of lengthy selected passages from the original text. The original of the Bavarian report was in Latin, from which selected passages were translated into German in the work used as reference for this study. Although the four contemporaneous accounts are partly or fully published, they have not yet been examined together. The Bavarian report seems to have been forgotten. The French edition of the *Bericht*, published under the title *Le triomphe admirable*, remained unnoticed.

The aim of the above-mentioned works was to record the events of the festivities. However, they represent four different genres and their characteristics in form influence the way of recording as well as the authors' recall and description of the events. The authors' possible bias towards the participants is a further question; the matter of whether the authors had actually seen the events they describe is also a subject of inquiry addressed in this study.

The *Bericht* is written in journal form. A journal is a chronicle of events recorded by frequent entries – in this case daily – based on fresh experiences (Bourcier, 1976, 1–21; Delany, 1969, 1–5; Fothergill, 1974, 3–21; Kagle, 1979, 15–24; Kuhn-Osius, 1981, 166–76; Spengemann, 1980, XI–XIII). Our source belongs to the group of journals written under special circumstances in a person's life (Culley, 1985, 19). In our case, it is the journey and the marriage festivities of Gabriel Bethlen and Catherine of Brandenburg; no entries were recorded in the journal afterwards. The author was a member of Princess of Braunschweig's retinue. According to the text his attitude towards Catherine was positive and it seems that he considered Hungary as a rather exotic place.

The report from the legation of Maximilian I of Bavaria was written for official purposes. It is unclear who among the official Bavarian delegation wrote the report, very likely someone of a lower rank. Maximilian I of Bavaria and Gabriel Bethlen were political opponents during the Thirty Years' War and this fact influenced the attitude of our witness as well. The Bavarian envoy was instructed to arrive late, only after the marriage ceremony, and he was advised to use the weather, the bad roads and sickness as an excuse. Because of the delay of the wedding ceremonies, however, he arrived in time.

The main purpose for publishing festival accounts was to inform the wider public about solemn events of the period. They were usually official propaganda to demonstrate the magnificence of the Prince (for the festival books see Berns,

1984, 295–311; Watanabe-O’Kelly, 1988, 181–201; Wade, 1992, 1–14). In accordance with the characteristics of the genre informing the public seems to have been the main purpose of the *Relation* as well; the number of cities where the German edition was published (Prague, Vienna, Augsburg) and the fact that it was translated into French suggest that the publication was meant for a wider European audience. The promotional purpose of the pamphlet seems fundamental, stressing repeatedly the magnificence of the festivities, although the account allows quite a few critical remarks as well.

It is worth noting that the authors of the Bavarian report and *Relation* describe the events quite similarly. Although written for entirely different audiences, both works exhibit particular interest in the number of the attending diplomats, their retinue and the value of the presents the wedding couple was given.

Autobiographies and memoirs are usually long organized narratives. They reconstruct events in retrospect, often written toward the end of the author’s life. In this respect, the accuracy of Kemény’s memory is a problematic question even though his descriptions are essentially consistent with other descriptions recorded shortly after the marriage. Kemény acknowledged in his work that he had only remembered the appointed date of the wedding celebrations but had already forgotten the actual date (Kemény, 1980, 65).

His dislike of Catherine also bears importance. Since the Autobiography recalls events long after their occurrences, their evaluation is affected by subsequent developments. Kemény wrote his memoirs more than thirty years after the wedding. Catherine had already become the elected ruler of the principality and Kemény had become a staunch and active member of her opposition (Bánki, 1994, 311–26). Consequently, it is not surprising that he failed to notice anything positive about the bride and tried to diminish the importance of her person while commemorating the great festivities and magnificence of Bethlen.

The question arises: did our witnesses actually see what they described? The author of the *Bericht* left us the most hints in this regard. He gives an account of the spatial arrangement of the most important participants at the diplomatic events, including his own, in minute detail suggesting that he could have been present. He is the only witness to give a description of the inside of the gala tent, the scene of the first welcome speeches. He stresses the occasions when he was particularly near Bethlen, for example, upon the first meeting of the Prince and the Princess: “I was not further than three steps from him and could take a good look at him”. He was able to describe the ring Bethlen wore during the ceremonial reception since this was an occasion when he held his hand out for a kiss (Ingler, 1874, 527). In his Autobiography Kemény also emphasized his own role in the course of events; for example he was intermediary in a dispute over the rank of the delegates from Brandenburg and Bavaria, and was sent “four or more times” to each of the interested parties (Kemény, 1980, 62). Other accounts about the events

bring further questions as to whether the authors really saw the proceedings or only heard of them. The author of the Bavarian Report was only a member of the delegation, not the head of it. The narrator consequently refers to the head of the delegation in third person as “the Lord envoy” (“*der Herr Gesandte*”). One knows neither the name of the author nor his role in the delegation. On the basis of the few instances where one has also researched additional data on the actual number of people or deputies in attendance, as for example about their size of the retinue and number of guests and their carriages from Brandenburg (Radvánszky, 1888, 223–6), the information in the *Relation* seems to be rough estimates. Some of the *Relation* data clearly contradicts other sources, for example, in the description of the livery of Catherine’s lackeys. These anomalies question the accuracy of the *Relation*’s information.

The Proxy Marriage in Berlin

After the Habsburg Emperor refused Bethlen’s proposal asking for the hand of Archduchess Cecilia Renata and offer of an alliance, the Prince proposed to Catherine of Brandenburg in the second half of 1625; she said yes in the middle of September and the marriage contract was soon signed (GStA PK, BPH, Rep. 33, W., Nr. 60). Bethlen was not the first candidate to approach the Hohenzollern family either: the negotiations of a projected marriage of Catherine to the Russian Grand Duke Nicholas failed in 1623 (GStA PK, BPH, Rep. 33, W., Nr. 68).

Bethlen’s marriage proposal was a political affirmation as well and the Palatinate relatives of the Hohenzollerns played an especially important role in the arrangement of the union. Through this marriage Bethlen became a relative of the most important European Protestant dynasties. Soon afterwards, he joined the Union of the Hague and led a further campaign against the Habsburg power.

Gabriel Bethlen did not go to Berlin personally to meet his fiancée. Proxy marriages, that is through a representative, were customary among royal families in Medieval and Early Modern Europe (Spieß, 1997, 17–36). Similarly, Medieval Hungarian kings and their wives usually only saw each other at the wedding celebrations in Hungary. Beatrix of Aragon and King Matthias Corvinus had a proxy marriage in Naples in 1476 (Estók, 2000, 86). During the first half of the 17th century for example, the wedding of Eleonora of Gonzaga and Emperor Ferdinand II in 1622, the wedding of Infanta Maria and Ferdinand III in 1631 (Seifert, 1988, 9–18) and the marriage of Christian, Prince-Elect of Denmark and Princess Magdalena Sybille, daughter of the Saxon Elector Johann Georg I in 1634 (detailed examination of the marriage: Wade, 1996) happened in this manner. Sigismund Báthory, Prince of Transylvania, also married Archduchess Maria Christierna *per procuram* in Graz in 1595 (Szádeczky, 1899, 4). However, there

are numerous examples when a ruler decided to visit his bride personally before the marriage, for example, Gustavus Adolphus of Sweden (Pehle, 1927, 33; Barudio, 1988, 151–3) and Frederick V of the Palatinate. (For the wedding ceremony in England and the Palatinate: Yates, 1993, 1–14; Mulryne, 1992, 173–96.) James VI of Scotland (later James I of England) did not go to meet Anne of Denmark at first, but after her journey was interrupted by a storm he anxiously joined his bride in Oslo in 1589 (Abrahamsen, 1967, 13).

Bethlen's representative at the *per procuram* marriage in Berlin was György Rákóczi, later Prince Georg Rákóczi I (1630–48). The following text was recorded in the matrimonial of the court about the event:

Um 12ten Januarii 1626 ist auf dem Churfürstlichen Hause getraut worden, des Durchlauchtigsten Fürsten Herrn Herrn Gabriel, des heil. Röm. Reiches und in Siebenbürgen, Herr etzlichen Antheill in Königreich Hungarn, Graf der Székler und Herzog zu Oppeln und Ratibor, Herr Abgesandter mit der Durchlauchtigsten, Hochgebo-
renen Fürstin Fräulein Katharina, Markgräfin von Brandenburg
(quoted by Bardeleben, 1916, 155–9).

After the church wedding, Catherine and Rákóczi sat on a bed together for a while publicly as a symbol of the consummation of the marriage (Kemény, 1980, 58).

There was only a minor festivity after the wedding in Berlin; the bridal procession, about sixty carriages, departed to Hungary with great pomp in four days (Faden, 1927, 156–7). The bride and her train together with guests and family members traveled to Kassa (Košice) for the greater celebration.

The Marriage Festivities in Kassa

Symbolic forms of action, power and ceremonial have been widely examined, mostly in the preceding decades (Giesey, 1987; Hanley, 1983; Wilentz, 1985; Cannadine – Price, 1987; Schnitzer, 1999). Norbert Elias was first to stress the significance of ceremonies as an instrument for the distribution of prestige in Early Modern courts in his book *The Court Society* (Elias, 1983, further literature on the topic: Ehalt, 1981, 411–20; Straub, 1992, 75–87; Berns – Rahn, 1995).

Magnificent festivities celebrating diverse occasions – as in the Renaissance – were an integral part of European court culture during the period of our study. These celebrations included state and private occasions such as coronations, baptisms, birthdays, funerals and diplomatic events. Attractions such as ballets, tournaments, fireworks, courtly banquets and balls entertained the guests and spectators (Wisch, 1990, XV–XX; Mulryne, 2002, 1–12; Strong, 1973, 11). All these spectacles were present at the wedding festivities of Catherine of Brandenburg

and Gabriel Bethlen during the first week of March 1626. Our study, however, will concentrate on the first two days, when the most important events, the solemn entry into Kassa and the confirmation of the marriage oath took place.

The Setting

Since princely weddings were social and diplomatic events of primary importance, an appropriately festive environment was created. Kassa (Košice), a city of Upper Hungary hosted the marriage festivities. The preparations required considerable effort from the city as well. The walls and gates had to be repaired “in a princely way”; the streets and especially the location where the festivities took place were cleaned (Kerekes, 1908, 85-118; Kerekes, 1943, 43). The Prince supervised most of the preparatory measures personally; that was the reason he arrived there about three weeks before the event.

The first stage of the wedding celebrations was in a field arranged for the meeting of the bride and the groom about a quarter of mile from the city. Several decorative tents were set up. The princely couple together with high-ranking guests and diplomats entered the most sumptuous one – probably that is why only one of our sources describes its interior – where several speeches were delivered. (The written version of the speeches: GStA PK, BPH, Rep. 33. Kurfürst Johann Sigismund, W., Nr. 67. fol. 62–63, 66–69.) According to the one written account the insides of the tents were so nicely decorated with colorful embroidery made in Constantinople, that one would need two days to inspect them completely. The best Persian carpets were laid on the ground to walk on.

Die Gezelt waren so schön inwendig von allerley Farben gestücket, zu Constantinopel gemacht, das Einer 2 Tage zu thune hatte, sie nach Genügen zu besehen. Auf der Erden lagen die schönsten Persische Deppiche, darauf man ginge (Inglar, 1874, 527).

The so-called Lőcsei ház (house of Levoča) was the scene for the indoor celebrations: banquets, balls and masquerades. The house and main hall were decorated with expensive Oriental tapestries. For the day of the confirmation of the marriage oath (March 2) the ceiling of the main hall was decorated with green pine branches and paper ornaments. On one side of the hall was a platform for the musicians and a smaller passage for the Turkish musicians as well. On the day of the wedding only Bethlen's treasury was put on display. According to a description in the *Bericht* gold vessels made in Augsburg, as big as a human head, ‘*Schnecken*’ (probably turban snail), vessels of ostrich eggs, pure jasper and ivory, as well as crystal glasses were exhibited – treasures which have practically disappeared by now. Forty big chandeliers hung above the carpets, and ten oil lamps were placed

at every wall (Ingler, 1874, 531). The number and existence of the chandeliers seem to contradict the inside information of the Venetian ambassador to Vienna; he was informed that the place was illumined by oil lamps, which stank unbearably (Gindely-Acsády, 1890, 112). Since the Venetian ambassador used secondary information, whereas the author of the *Bericht* participated at the events in person, we can assume that the chandeliers were present but they could not illumine the whole room. We can also rely on the information of the ambassador that there were malodorous oil lamps and that the smell disturbed the illustrious guests.

Order of Precedence

The order of precedence played a crucial role at state and diplomatic events and disputes over it were also common incidents; competitions for priority at the sessions of the Imperial Diets are typical examples (Stollberg-Rilinger, 1997, 91–132). This example is interesting for the purpose of our study as well because the order of the imperial session emerged as an argument in a dispute between the Bavarian and Brandenburgian delegations at the wedding festivities in March 1626 as well.

The *Rangstreitigkeit* between the delegations of Bavaria and Brandenburg was one of the major incidents concerning precedence that had to be solved during the festivities and which was described in most of our sources. The problem occurred right before the meeting of the Prince and the Princess. The Bavarian envoy was already in the company of Bethlen. The two processions had to wait several hours close to each other on the two sides of the river Hernád (Hornad), one at the foot of the mountains, the other outside the city because both the Bavarian and the Brandenburgian delegation required precedence over the other. The main argument of the Bavarians was that their elector is above the Elector of Brandenburg in the Imperial session, while Count Schwarzenberg, leader of the Brandenburg delegation argued that he represented not only the Electorate of Brandenburg but also the bride's father. One of our witnesses, Kemény, was the messenger between the two parties, sent back and forth through the river many times. The dispute was settled in favor of Brandenburg, with the consent of the ambassadors present (Kemény, 1980, 62).

Sitting at the table was another typical occasion when disagreements concerning order and rank could occur. The traditional rivalry between the envoys of the Palatine of Hungary and the archbishop of Esztergom also surfaced at the dinner table. (*Des kurbaierischen Abgeordneten*, 1817, 347. To their permanent debate over precedence see Pálffy, 2004, 1063.)

Both the Holy Roman Emperor and the Ottoman Emperor were invited and sent their envoys to the festivities. The possible meeting of their representatives was a delicate affair. To avoid possible encounter, Bethlen had to use his legendary diplomatic skills. He arranged it such that the two ambassadors arriving for the same event did not meet. February 22 was the appointed date of the ceremonies but the bride became sick towards the end of the journey. Although Bethlen inquired about her health, he only informed the envoy of the Holy Roman Emperor regularly about her well-being and the possible new date for the ceremony. He welcomed Pasha Jahia with singular respect and exceptionally valuable presents but did not detain him. It is characteristic of Bethlen's reputation that the author of the *Relation* suggested: the illness of the bride was only Bethlen's idea to solve this particular problem. However, there are other sources that confirm Catherine's illness.

The Solemn Entry into the City

The entry of Catherine and Gabriel into Kassa was the most important spectacle on the first day of celebrations, March 1. The form of the solemn entry was passed down from the Middle Ages and by the end of the 15th century had been transformed into an antique triumph. The word 'triumph' was widely applied to royal entries throughout Europe from the 16th century on (McGowan, 2002, 26–47; Strong, 1973, 21–37; Vocolka, 1977, 135–50). One of the best-documented examples is the "paper-triumph" of Emperor Maximilian I from 1512, a triumphal series planned only for the record (Vocolka, 1977, 143; McGowan, 2002, 27).

Péter Szabó, in his study of the presentation of queens and princely consorts in the Early Modern period pointed out the existence of triumphal elements in the bridal procession of Gabriel and Catherine entering the town (Szabó, 1980, 111–21). He made this claim on the basis of the preparatory ceremonial order for the wedding, the original version of the *Relation* and Kemény's Autobiography. Additional sources used in our study contribute to his arguments substantially. The French translation of the *Relation* already interprets the events by its title *Le triomphe admirable observé en l'aliance de Bethleem Gabor Prince de Transilvanie, avec la Princesse Catherine de Brandebourg*. The *Bericht* also supports this view, mentioning further elements in the entry of Gabriel and Catherine that are generally associated with triumphs, most importantly, that a triumphal arch was built (Ingler, 1874, 529). Arches are considered to be an integral part of these ceremonies.

Foot-soldiers, horsemen and the carriages constituted the main body of the procession, the Princess being at its center. The Elector of Brandenburg took the necessary measures to arrange the carriages according to the latest fashion: noblemen who were ordered to provide a carriage with six horses were also asked to pay at-

tention to the latest innovation, widespread at the ‘Netherlands and other places’, namely, that the coachman was to sit on a coach-box and not on one of the horses, as was previously the custom. It was another invention, that the coachmen wore a special coat. The sixty carriages were made of red leather; the Princess was sitting in a carriage covered with red velvet and richly decorated with silver. (The instructions of George William quoted by Schuster, 1901, 123.)

The bridal carriage, however, in which she entered Kassa, was a present of the groom, according to the customs of the Principality of Transylvania (Szabó, 1980, 116; Szádeczky, 1899, 7). It was prepared in Constantinople. The pillars and the main components were made of pure silver and gold, the fabric of red velvet embroidered with gold. The caparison and the coachman’s coat were similarly made of red velvet embroidered with gold. The six horses drawing the carriage were painted to golden yellow. Bethlen rode beside the bridal carriage.

The Confirmation of the Marriage Oath and the Following Banquet

On the second day of the celebrations, March 2, the first important event was in the main hall: the confirmation of the marriage oath. The ceremony was planned in advance (Radvánszky, 1888, 220–1) and recounted in the Bavarian report and the *Bericht* as well (*Des kurbaierischen Abgeordneten*, 1817, 353; Ingler, 1874, 532). The Prince and the Princess sat in velvet armchairs during the sermon, orations and most of the ceremony, the illustrious guests at their sides, their retinue of lower rank – including the author of the *Bericht* – behind them. For the oath Catherine and Bethlen knelt down on red velvet cushions, raised two fingers high.

After the religious ceremony, tables were installed in the same room for the banquet. The main table was covered with a Turkish style silk tablecloth richly embroidered with gold. The table stood on a dais about 10–15 cm above the ground, enhancing the visibility of the proceedings and the participants sitting there. At the same time, the table and the central figures sitting around it on the platform elevated and separated them from the rest of the room and spectators. The sitting order at the table mirrored the social, political and diplomatic status of the guests. Gender and nationality were taken more into consideration at the ground-level tables than the main one: German and Hungarian ladies and lords of similar rank sat together in smaller groups.

The quality of the tableware, the number and the excellence of the dishes and drinks depended upon the importance of the table. Specialties such as fresh raisins and melons, at the very beginning of March, were presented only at the first one. Rituals at the table, such as access to a wash-basin, cutting of the meals, the possibility for official foretasters to sample foods beforehand as well as the presenta-

tion of the dishes reinforced differentiation at one table (Ottomeyer, 2002, 4–9; for the table ceremony in 17th century Transylvania see: Apor, 1978, 31–54).

Numerous spectacular culinary creations (referred to as *Schau-Essen* in the German sources) were served. Their list as well as the name of their creators – Franz, the German and László, the Hungarian chefs – also survived. (First published by D. G. [Döbrentei Gábor], 1817, 189–91, newly published by Szabó, 1990, 443–9.) However, it is interesting to compare the concise descriptions of the specialties on the list with the experience of one of the guests. An edible elephant is described as follows:

Enormous elephant, [carrying] a tower on it with the coats of arms of our Lord and Lady, decorated on the top, a castle made of cane-sugar under it, decorated with lovely animals (Szabó, 1990, 448).

The author of the *Bericht* gave full particulars of the spectacle. He described it as a huge elephant with a castle on its back; a young boy was hiding in it playing the lute. He also sang in French, recited some Latin and German verses, then sang again. After a while some birds flew out of the castle, small bells on their legs, flying all over the room, then they were taken away. Another work of art described by its creator was a lake in which real fishes were swimming, a savage was in the middle with water spouting from his hands; the whole construction was decorated with flowers (Ingler, 1874, 534–5). The chefs also prepared mythological figures, exotic animals and other strange creatures. Some were very likely burdened with symbolic meanings, others, like the one in which a firework was hidden, simply entertained the guests.

However, we also know about many critical comments on the part of the German guests concerning the food and drinks. The quality of the wine was frequently criticized (Ingler, 1874, 524). According to a sarcastic remark in the *Relation* the Hungarian dishes caused more inclination to leave the table rather than to eat (*Vmbständliche Relation*, 1926, A IV). The Bavarian delegation commented that although the wedding was held during Lent for Catholics, there were only eight or nine dishes of fish, and even those were not fresh but salted fish (*Des kurbaierischen Abgeordneten*, 1817, 347).

Participants and their Appearance

The presence of illustrious guests greatly contributed to the magnificence of the ceremonies. Family members, the domestic nobility, diplomats representing the major European courts participated at these events.

We have information about the foreign diplomats who participated in the events and in some cases also about the size of their retinue. The Holy Roman and the Ottoman Emperors sent representatives; according to the Bavarian report the size of the latter's delegation was about 500 (*Des kurbaierischen abgeordneten*, 1817, 351). The envoy of the Bavarian Elector, the delegation of Walachia, the envoys of different Polish dukes and the bishop of Krakow attended the event as well. Hungarian and Transylvanian cities also sent envoys and presents.

The delegation from Brandenburg was the most numerous (Radvánszky, 1888, 223–6). A letter written from Transylvania to the court of Brandenburg concerning the arrival of the Princess underlines the importance of the retinue, suggesting that the Princess should come with her entire household “in order to be esteemed and respected as she arrives” (quoted by Bardeleben, 1916, 156). The Elector of Brandenburg also paid great attention to the appearance of her entourage at the wedding in Kassa. He invited the guests months earlier, leaving enough time for preparations. In his letter of invitation he asked the recipients to appear in their most festive attire (“*dich ufs Stattlichste mit Kleidungen gefasst machen*”). He also asked them to provide two servants in matching clothing: red livery trimmed with silver or white silk mixed with silver. Since the same letter was sent to the participants, this request aimed at possibly uniform clothing for the servants (Schuster, 1901, 123). The noble pages and lackeys wore black and gold colored liveries.

Military units from both sides contributed to the solemnity of the occasion. Troops from the Guards of Brandenburg led and followed the bridal procession that departed from Berlin on January 26, 1626. This was the first known recorded time when the Guards wore their famous uniform, a blue coat trimmed with white lace (Schwebel, 1882, 307), which in addition is quite an early date in the history of uniform as well (Hingst, 2001, 133).

The Transylvanian troops enriched the colorful tableau in greater number. Accounts of the event are in agreement on the composition and appearance of the troops, although the numbers they give vary. The author of the *Bericht* estimated the number of troops the highest, altogether 10,000 soldiers, including two battalions of German infantry from the Principality, the Hungarian Heyducks, and about 7,000 horsemen with a pike (Ingler, 1874, 526). Diplomatic sources also support this estimation (Roe, 1740, 452–5). The few thousand Heyducks were dressed in blue, the several hundred German soldiers in red and white livery. The *Bericht* gave a detailed description of their appearance, noticing the yellow shoes and the muskets of the Heyducks and the exotic appearance of soldiers wearing skins of rare animals, typical of Hungarian noble soldiers; the *Bericht's* author found it remarkable that there were flags on all the pikes (Ingler, 1874, 526). The troops lined up on both sides and the guests advanced slowly between them, which made their observation easier. The literature also confirms that the German

troops wore red outfits and the court infantry of the Principality of Transylvania was dressed in blue (Szabó – Somogyi, 1996, 36–42).

The Magyar style dress was often strange for the Western European eye. The Hungarian delegation was already awed in Berlin because of the clothing of the noblemen (Faden, 1927, 156–7). At the banquet in Kassa the *Vorschneider* serving at the main table caught the attention of the guests because of his exotic appearance. He had a strange long beard and wore a yellow atlas gown decorated with a huge collar and lined with fox fur. Bethlen's valets were also dressed in yellow atlas. Another remarkable figure was Bethlen's jester, named Mihály, clothed in an eccentric way (“*wunderlich gekleidet*”) suitable to his profession. (For the appearance of jesters: Malke, 2001.) He played a prominent role throughout the festivities.

The center of attention, however, was the princely couple. They were at the center of the ceremonies and the descriptions also focused on them.

The groom was twice as old as his bride at the time of the marriage. According to contemporary descriptions and portraits Bethlen's appearance was rather disadvantageous. He had a large head (Szilágyi, 1879, 355), big eyes and a wide mouth. According to Hungarian fashion he wore a tuft of hair (Angyal, 1898, 421, see also Cennerné Wilhelmb, 1980, 33–51). His beard was already grizzled (Szekfü, 1929, 160). However, Bethlen loved luxury and luxurious clothes (Péter, 2002, 93) and this contributed very likely to the fact that his appearance was described as “respectable” and “majestic” (Inglér, 1874, 528).

The bride was twenty-four years old and a real beauty. Although she was short, she had a shapely figure and a pleasing face (*Vmbständliche Relation*, 1626, A III). Don Diego de Estrada, master of ceremonies at the princely court of Gyulafehérvár (Alba Iulia), described her as follows. “Her skin was snow-white, her eyes and forehead really beautiful; her lips were somewhat thick and limp, betraying the lineage with the House of Austria” (Don Diego de Estrada, 1980, 245).

Bethlen wore Magyar style attire throughout the festivities. According to Kemény's description when he first met his bride he wore a white and silver garment ornamented with flowers, a *mente* lined with marten fur and a *süveg* on his head trimmed with egret feathers (Kemény, 1980, 61–2). This description is in agreement with a more detailed account in the *Bericht*, describing him as he sat on a gold colored steed with white spots, the horse was covered with a red velvet caparison embroidered with gold. He wore clothes embroidered with silver, yellow boots, a larger, Hungarian style coat, similar to the former, fully lined with sable, and a huge [sable] collar. In addition, he wore a brown velvet cap lined with sable. It was decorated with a large black plume and many white egret feathers in a huge diamond jewel.

Er saß auf einen Türkischen weißgeschwemten goldtfauben Roß, mit einer sammeten rothen Decken mit Golde gesticket, hat einen silberstücken Rock, gelbe Stieffeln, einen großen Ungrischen dergleichen Rock, durch unndt durch mit köstlichen Zobeln durchfuttert, auswendig einen großen Koller, eine braunsammeten Mützen mit Zobeln, darauf einen großen schwarzen Regepusch auswendig, unten mit einen großen Diamanten Kleinot inwendig mit vielen weißen Kranchspfedern (Ingler, 1874, 527).

On the second day he wore a silver velvet garment with ruby jewels, the buttons decorated with diamonds; there was a huge diamond jewel on his Magyar style headwear, trimmed with egret feathers. His blue hose was embroidered with silk, his footwear was made of red cordovan leather decorated with gold.

As Patricia Allerston pointed out in connection with 16th century Venetian wedding finery, the bride – wearing exquisite fabrics and dazzling jewels – was a central figure of the wedding display (Allerston, 1998, 30).

In the case of the elites guests not only did the process of dressing require assistance but on certain occasions the wearing of clothes as well. This explains why the ceremonial order of the marriage took the necessary measures to ensure that required help was at hand, noting that “according to the custom princely brides are dressed in a long gown, the tail held by four virgins of noble birth”. The German court suggested that four Hungarian countesses, all dressed in white, could be entrusted with this task. In the absence of these the bride’s own ladies-in-waiting could fill this role (Radvánszky, 1888, 221–2). The train required special assistance during the dance as well. The maidens had to follow the bride while she was dancing with illustrious guests. Besides it being necessary for practical purposes – enabling the movement of the bride –, the identically dressed ladies attending to the task enhanced the beauty of the spectacle.

The preliminary preparations resulted in a festive appearance on the day of the confirmation of the marriage oath. Catherine wore a gown of cloth of gold decorated with flowers in various colors; her train was carried by four of her court ladies, dressed in white atlas, according to the English style, their hair tied simply and adorned with a small feather. The Princess’ gown had a low neckline and she wore dazzling jewels. Not only the Princess and her ladies-in-waiting were dressed according to the English fashion of the time, but also her sister, the Duchess of Braunschweig and all the German ladies. The major elements of this style – a single feather on the head, low neckline and standing lace collar (for further details, see Arnold, 1985; Baclawski, 1995; Cunnington – Cunnington, 1967; Ribeiro – Cumming, 1989) – are observable also on different depictions of Catherine.

The English fashion was not followed in Transylvania or Royal Hungary at the time. The appearance of the Princess and her entourage could have been extrava-

gant for the Hungarian guests. The low neckline worn by the English ladies surprised a Hungarian student and traveler, Márton Szepsi Csombor even at the first half of the 17th century (Szepsi Csombor, 1979, 183).

Jewels and Gifts

Writing about the jewels of the Princess, the *Bericht* described two pieces in particular. One of them was a round, crown-like diadem, 1/4 ells high, encrusted with diamonds that sparkled in the room. The author estimated its value at 100,000 thalers. Her necklace and huge pendant were also decorated with diamonds.

Jewels and other works by goldsmiths played the central role in the morning following the wedding night. According to the German tradition of the morning gift (*Morgengabe*), Gabriel Bethlen presented his wife with a great number of jewels, in the form of diamond necklaces, bracelets and rings. She also received a gown made of an especially valuable cloth of gold made in Constantinople. The *Relation* valued the jewels at 200,000 thalers, the *Bericht* at 190,000 and the Bavarian Report at 125,000 thalers (*Des kurbaierischen Abgeordneten*, 1817, 354; Ingler, 1874, 535; *Vmbständliche Relation*, 1626, A III).

According to the Account Book of Gabriel Bethlen, a great amount of money was spent on jewels in 1625 and the first two months of 1626. There are 130 entries that list jewels, gems or valuable goldsmith's works. The total cost of these items was around 87,100 thalers and 12,800 forints. This intensive purchase of jewelry was most probably connected to the wedding. The most expensive items were a gold chain (17,000 thalers), a short necklace (7,000 thalers) and a diamond (6,000 thalers). Another 14 items cost at least 1,000 thalers. Most of these expensive jewels were purchased in Fogaras (Făgăraș, Fogarasch) between March 18 and 20, 1625. Altogether almost 70,000 thalers were spent there for that purpose. Other places, when specified, where these jewels were bought were Vienna and Krakow and in one occasion Constantinople (Radvánszky, 1888, 1–157).

After the presentation of the morning gift, the foreign delegations and those from the Hungarian and Transylvanian cities also gave gifts to the couple. Most of the presents were goldsmith's works.

Unfortunately, we only know of two pieces today out of the great number of jewels relating to the festivity. A pair of silver belt buckles, most probably made in connection with the wedding, survived from the year 1626 (Museum of Applied Arts, Budapest, cat. nr. 73.149.I–II). Most probably it was made in connection with the wedding. The initials of the couple, the date as well as two hearts aflame are engraved into the inside surface. The outside is decorated with leaf patterns and putti (Héjjné Détári, 1976, 43).

A silver pendant is another decorative item that survived from the wedding memorabilia (Museum of Applied Arts, Budapest, cat. nr. 54.4738). According to tradition, it is one in a series that at the time of the wedding of Catherine and Gabriel consisted of six similar pieces. At the end of the 19th century there were still five very similar pendants – one of them of gold, four of silver – in the property of different Hungarian magnate families (Szilárdfy, 1980, 35–9).

The pendant is made of silver, richly decorated, showing a red enameled heart at the center, held by a pair of hands, each wearing a ring. The frame around the heart is decorated with emeralds and diamonds. Under the heart is a skull, a key in its jaws, symbolizing faithfulness. A crown tops the pendant encircled by two white, enameled doves around it. Further symbols are a green snake and an anchor, the latter also forms a cross (Héjjné Détári, 1976, 51–2).

Archival Sources

- Geheimes Staatsarchiv Preussischer Kulturbesitz, Berlin, Brandenburg Preussisches Hausarchiv, Rep. 33 Kurfürst Johann Sigismund, W., Nr. 62–83.
 Geheimes Staatsarchiv Preussischer Kulturbesitz, Berlin, Hauptabteilung I, Rep. 11 Auswärtige Beziehungen, 255 Siebenbürgen, Nr. 1–9.
 Geheimes Staatsarchiv Preussischer Kulturbesitz, Berlin, Hauptabteilung I, Rep. 11 Auswärtige Beziehungen, 255 a Siebenbürgen, Nr. 1–7.

Bibliography

- Abrahamsen, Povl (1967) *Königliche Hochzeit. Szenerie und Hintergrund* (Kopenhagen: Königlich Dänisches Ministerium des Äusseren).
 Allerston, Patricia (1998) 'Wedding Finery in 16th Century Venice' in Trevor Dean and Kate Lowe (eds) *Marriage in Italy, 1300–1650* (Cambridge: Cambridge University Press), 26–31.
 Angyal, Dávid (1898) *Magyarország története* (History of Hungary) Vol. 2. *Mátyástól III. Ferdinánd haláláig* (From Mathias Corvinus to the death of Ferdinand III) (Budapest: Athenaeum).
 Apor, Péter (1978) *Metamorphosis Transylvaniae* (Bukarest: Kriterion Könyvkiadó).
 Arnold, Janet (1985) *Patterns of Fashion: The Cut and Construction of Clothes for Men and Women c. 1560–1620* (London: Macmillan; New York: Drama Book).
 Baclawski, Karen (1995) *The Guide to Historic Costume* (New York: Drama Book Publishers).
 Bánki, Judit (1994) 'Brandenburgi Katalin az Erdélyi Fejedelemségben' (Catherine of Brandenburg in the Principality of Transylvania) *Történelmi Szemle*, Vol. 36, 311–26.
 Bardeleben, C. von (1916) 'Die Tochter eines brandenburgischen Kurfürsten Herrscherin von Siebenbürgen' *Der Deutsche Herold, Zeitschrift für Waffnen- Siegel- und Familienkunde*, Vol. 47, 155–9.
 Barudio, Günter (1988) *Der Teutsche Krieg 1618–1648* (Frankfurt a. Main: Fischer).

- Berns, Jörg Jochen (1984) 'Die Festkultur der deutschen Höfe zwischen 1589–1730, Eine Problemskizze in typologischer Ansicht' *Germanisch-Romanische Monatsschrift*, Vol. 65, 295–311.
- Berns, Jörg Jochen and Rahn, Thomas (eds) (1995) *Zeremoniell als Höfische Ästhetik im Spätmittelalter und Früher Neuzeit* (Tübingen: Niemeyer).
- Bourcier, Élisabeth (1976) *Les journaux privés en Angleterre de 1600 à 1660* (Paris: Publications de la Sorbonne Imprimerie Nationale).
- Cannadine, David and Price, Simon (eds) (1987) *Rituals of Royalty. Power and Ceremonial in Traditional Societies* (Cambridge: Cambridge University Press).
- Cennerné Wilhelm, Gizella (1980) 'Bethlen Gábor metszet-arc képei' (Engraving portraits of Gabriel Bethlen) *Folia Historica*, Vol. 8, 33–51.
- Culley, Margot (ed.) (1985) *A Day at a Time* (New York: The Feminist Press).
- Cunnington, C. Willett and Cunningham, Phillis (1967) *Handbook of English Costume in the 17th Century* (London: Faber and Faber).
- Deák, Éva (2009) "'Princeps non principissa.'" Catherine of Brandenburg, Elected Prince of Transylvania' in Anne J. Cruz and Mihoko Suzuki (eds) *The Rule of Women in Early Modern Europe* (Urbana and Chicago: University of Illinois Press).
- Delany, Paul (1969) *British Autobiography in the 17th Century* (London: Routledge & Kegan Paul; New York: Columbia University Press).
- D. G. [Döbrentei, Gábor], comp. (1817) 'Néhai Felséges Bethlen Gábor Lakodalmában Cassa 1626' (In the late majestic Gabriel Bethlen's wedding ceremony in Kassa in 1626) *Erdélyi Múzeum* Vol. 8, 189–91.
- 'Des kurbaierischen Abgeordneten Maximilian Kurz Freyherrn von Senftenau Bericht über die im März 1626. vollzogene Hochzeit Bethlen Gabor's Fürsten von Siebenbürgen' (1817) *Zeitschrift für Baiern und die angränzenden Länder*, Vol. 2, No. 2, 347–57.
- [Don Diego de Estrada] (1980) 'Don Diego de Estrada visszaemlékezései Bethlen Gábor udvarára' (The memories of Don Diego de Estrada on the court of Gabriel Bethlen) in László Makkai (ed.) *Bethlen Gábor emlékezete* (In memory of Gabriel Bethlen) (Budapest: Európa Könyvkiadó), 500–40.
- Ehalt, Hubert Christian (1980) *Ausdrucksformen absolutistischer Herrschaft. Der Wiener Hof im 16. und 17. Jahrhundert* (München: Oldenbourg).
- Ehalt, Hubert Christian (1981) 'Die Funktion des Zeremoniells im Absolutismus' in August Buck (ed.) *Europäische Hofkultur im 16. und 17. Jahrhundert* Vol. 2 (Hamburg: Hauswedell), 411–20.
- Elias, Norbert (1983) *The Court Society* (Oxford: Blackwell).
- Estók, János (2000) *Királynék könyve. Magyarország királynői, királynéi, kormányzónei és fejedelemszónyai* (The book of queens. Queens, queen consorts, governor's wives and prince consorts of Hungary) (Budapest: Helikon Kiadó).
- Faden, Eberhard (1927) *Berlin im Dreißigjährigen Kriege* (Berlin: Deutsche Verlagsgesellschaft für Politik und Geschichte).
- Fothergill, Robert A. (1974) *Private Chronicles: A Study of English Diaries* (London: Oxford University Press).
- Giesey, Ralph E. (1987) *Cérémonial et puissance souveraine: France, XV^e–XVII^e siècles* (Paris: Colin).
- Gindely, Antal and Acsády, Ignác (1890) *Bethlen Gábor és udvara 1580–1629* (Gabriel Bethlen and his court 1580–1629) (Budapest: A Magyar Történelmi Társulat kiadása).
- Hanley, Sarah (1983) *The Lit de justice of the Kings of France* (Princeton: Princeton University Press).
- Héjjné Détári, Angéla (1976) *Régi magyar ékszerek* (Old Hungarian jewelry) (Budapest: Corvina).

- Hingst, Monika (ed.) (2001) *Marksteine: Eine Entdeckungsreise durch Brandenburg-Preußen. Eröffnungsausstellung des Hauses der Brandenburgisch-Preußischen Geschichte, 18. August – 11. November 2001. Teil der Gemeinsamen Landesausstellung Berlin und Brandenburg-Preussen 2001* (Berlin: Henschel).
- Ingler, August (comp.) (1874) 'Bethlen Gabor's Hochzeitsfeier. Nach dem handschriftlichen Berichte eines Augenzeugen mitgeteilt von August Ingler' *Deutsche Kulturgeschichte, Neue Folge*, Vol. 3, 517–43.
- Kagle, Steven E. (1979) *American Diary Literature 1620–1799* (Boston: Twayne Publishers).
- Kemény János *Önéletírása* (Autobiography of János Kemény) in Éva V. Windisch (ed.) *Kemény János és Bethlen Miklós művei* (The works of János Kemény and Miklós Bethlen) (Budapest: Szépirodalmi Könyvkiadó), 7–310.
- Kerekes, György (comp.) (1908) 'Kassa város jegyzőkönyveiből. I. Bethlen Gáborra vonatkozó följegyzések' (From the minutes of the city Kassa I. Records concerning Gabriel Bethlen) *Történelmi Tár*, 85–118.
- Kerekes, György (1943) *Bethlen Gábor fejedelem Kassán* (Prince Gabriel Bethlen in Kassa) (Kassa: "Wiko" Kő- és Könyvnyomdai Műintézet).
- Köpeczi, Béla (2001–02) (ed.) *History of Transylvania* Vol. 2 (Boulder, CO: Social Science Monographs).
- Krones, F. R. von. (1884) 'Katharina von Brandenburg-Preussen als Fürstin Siebenbürgens 1626–1631' *Zeitschrift für Allgemeine Geschichte, Kultur-, Literatur- und Kunstgeschichte*, 334–58.
- Kuhn-Osius, K. Eckhard (1981) 'Making Loose Ends Meet: Private Journals in the Public Realm' *German Quarterly*, Vol. 54, 166–76.
- Le triomphe admirable observé en l'aliance de Bethleem Gabor Prince de Transilvanie, avec la Princesse Catherine de Brandebourg. Ensemble les magnifiques présens envoyez de la part de l'Empereur, du Roy d'Espagne, de l'Evesque de Cracovie et autres princes d'Allemagne et celui du grand Turc enuoyé par un Bacha* (1626) (Paris: Chez Jean Martin, rue de la vieille Bouclerie, à l'Escu de Bretagne).
- Makkai, Ladislás (1946) *Histoire de Transylvanie* (Paris: Les Presses Universitaires de France).
- Malke, Lutz S. (ed.) (2001) *Narren. Porträts, Feste, Sinnbilder, Schwankbücher und Spielkarten aus dem 15. bis 17. Jahrhundert* (Berlin: Kunstbibliothek, Staatliche Museen zu Berlin).
- McGowan, Margaret (2002) 'The Renaissance Triumph and its Classical Heritage' in James R. Mulryne and Elizabeth Goldring (eds) *Court Festivals of the European Renaissance. Art, Politics and Performance* (Aldershot: Ashgate), 26–47.
- Mezey, Barna (1991) *Government of the Transylvanian State in the 17th Century. Princely Power during the Reign of Gábor Bethlen* (Budapest: ELTE, Department of Hungarian State and Legal History).
- Mulryne, James R. (1992) 'Marriage Entertainments in the Palatinate for Princess Elizabeth Stuart and the Elector Palatine' in James R. Mulryne and Margaret Shewring (eds) *Italian Renaissance Festivals and their European Influence* (Lewiston, Queenston and Lampeter: The Edwin Mellon Press), 173–96.
- Mulryne, James R. and Elizabeth Goldring (eds) (2002) *Court Festivals of the European Renaissance. Art, Politics and Performance* (Aldershot: Ashgate Publishing Limited).
- Murdock, Graeme (2003) 'Freely Elected in Fear: Princely Elections and Political Power in Early Modern Transylvania' *Journal of Early Modern History*, Vol. 7, Nos 3–4, 213–44.
- Ottomeyer, Hans – Peters, Evelyn – Völkel, Michaela (eds) (2002) *Die öffentliche Tafel: Tafelzeremoniell in Europa 1300–1900* (Wolfenbüttel: Edition Minerva).
- Ötvös, Ágoston (1861) 'Brandenburgi Katalin fejedelemsége' (The reign of Catherine of Brandenburg) *Akadémiai Értesítő*, Vol. 2, No. 2, 153–244.

- Pálffy Géza (2004) 'Koronázási lakomák a 15–17. századi Magyarországon. Az önálló magyar királyi udvar asztali ceremóniarendjének kora újkori továbbéléséről és a politikai elit hatalmi reprezentációjáról' (Festive coronation banquets in Hungary in the 15th–17th centuries. On the survivance of the table ceremonial of the independent Hungarian court in the early modern age and on the representation of the Hungarian political elite) *Századok*, Vol. 138, No. 5, 1005–101.
- Pehle, Max (1927) *Alt-Berlin im Spiegel der Geschichte* (Berlin: L. Oehmigke Verleih).
- Péter, Katalin (1981) 'Bethlen Gábor emlékezete. A fejedelem pályakezdése' (In memory of Gabriel Bethlen. The Beginning of His Career) *Századok*, Vol. 115, 744–9.
- Péter, Katalin (1982) 'Two Aspects of War and Society in the Age of Prince Gabor Bethlen of Transylvania' in János Bak and Béla Király (eds) *From Hunyadi to Rákóczi: War and Society in Late Medieval and Early Modern Hungary* (Brooklyn, New York: Brooklyn College of The City University of New York), 297–313.
- Péter, Katalin (2002) 'The Golden Age of the Principality' in Béla Köpeczi (ed.) *History of Transylvania* Vol. 2 (Boulder, CO: Social Science Monographs), 297–313.
- Radvánszky, Béla (comp.) (1888) *Bethlen Gábor fejedelem udvartartása* (The household of Gabriel Bethlen) (Budapest: Athenaeum).
- Ribeiro, Aileen and Cumming, Valerie (eds) (1989) *The Visual History of Costume* (London: B. T. Batsford).
- [Roe, Sir Thomas] (1740) *The Negotiations of Sir Thomas Roe in his Embassy to the Ottoman Porte from 1621 to 1628 inclusive* (London: London Society for the Encouragement of Learning).
- Saring, Toni (1941) 'Kurfürstin Anna von Preußen' *Forschungen zur brandenburgischen und preußischen Geschichte*, Vol. 53, 248–95.
- Scheller, Rita (1966) *Die Frau am preussischen Herzogshof: (1550–1625)* (Cologne and Berlin: Grote Verlag).
- Schnitzer, Claudia (1999) *Höfische Maskeraden. Funktion und Ausstattung von Verkleidungsdivertissements an deutschen Höfen der Frühen Neuzeit* (Tübingen: Max Niemeyer Verlag).
- Schultz, Helga (1980) 'Katharina von Brandenburg – zweite Gemahlin Gábor Bethlens' Unpublished conference paper. Debrecen: Bethlen Gábor és kora. Tudományos Ülésszak Bethlen Gábor születésének 400. évfordulója alkalmából. I wish to thank Professor Helga Schultz for allowing me to consult her paper.
- Schuster, Georg (1901) 'Eine brandenburgische Prinzessin auf dem siebenbürgischen Fürstenthron' *Hohenzollern-Jahrbuch*, 121–36.
- Schwebel, Oskar (1882) *Kulturhistorische Bilder aus der Deutschen Reichshauptstadt* (Berlin: Verlag von Hans Lüstener).
- Seifert, Herbert (1988) *Der Sig-prangende Hochzeit-Gott. Hochzeitfeste am Wiener Hof der Habsburger und ihre Allegorik 1622–1629* (Vienna: Musikwissenschaftlicher Verlag).
- Spengemann, William C. (1980) *The Forms of Autobiography* (New Haven and London: Yale University Press).
- Spieß, Karl-Heinz (1997) 'Unterwegs zu einem fremden Ehemann: Brautfahrt und Ehe in europäischen Fürstenhäusern des Spätmittelalters' in Irene Erfen and K. H. Spieß (eds) *Fremdheit und Reisen im Mittelalter* (Stuttgart: Steiner), 17–36.
- Stollberg-Rilinger, Barbara (1997) 'Zeremoniell als politisches Verfahren. Rangordnung und Rangstreit als Strukturmerkmale des frühneuzeitlichen Reichstags' in Johannes Kunisch (ed.) *Neue Stücke zur frühneuzeitlichen Reichstagsgeschichte* (Berlin: Duncker und Humblot) *Zeitschrift für Historische Forschung*, Beiheft 19, 91–132.
- Straub, Eberhard (1992) 'Repraesentatio maiestatis' in Jörg-Dieter Gauger and Justin Stagl (eds) *Staatsrepräsentation* (Berlin: Reimer), 75–87.
- Strong, Roy (1973) *Splendor at Court. Renaissance Spectacle and the Theater of Power* (Boston: Houghton Mifflin).

- Sugar, Peter F. (1994) 'The Principality of Transylvania' in Peter F. Sugar (ed.) *A History of Hungary* (Bloomington; IN: Indiana University Press), 121–37.
- Szabó, Gyula (comp.) (1888) 'Bethlen Gábor házassága Brandenburgi Katalinnal' (Gabriel Bethlen's marriage with Catherine of Brandenburg) *Történelmi Tár*, Vol. 4, 640–66.
- Szabó, János B. and Somogyi, Győző (1996) *Az erdélyi fejedelemség hadserege* (The army of the Principality of Transylvania) (Budapest: Zrínyi Kiadó).
- Szabó, Péter (1980) 'Heraldikai elemek és triumphus motívumok a királynéi és a fejedelemszonyi prezentációban' (Heraldic elements and triumphal motives in the presentation of queen and princely consorts) *Levéltári Közlemények*, Vol. 53, No. 1, 111–21.
- Szabó, Péter (1990) 'Bethlen Gábor lakodalmara czinalt ekkessegek' (Ornaments made for the wedding ceremony of Gabriel Bethlen) in Géza Galavics, János Herner and Bálint Keserű (eds) *Collectanea Tiburtiana: Tanulmányok Klaniczay Tibor tiszteletére* (Szeged: JATE), 443–9.
- Szádeczky Kardoss, Lajos (1899) *Régi erdélyi lakodalmakról* (On old Transylvanian wedding celebrations) (Kolozsvár: Ajtai K. Albert).
- Szekfű, Gyula (1929) *Bethlen Gábor* (Budapest: Magyar Szemle Társaság).
- Szepecsi Csombor, Márton (1979) *Europica Varietas* Eds. Iván Sándor, Kovács Péter Kulcsár (Budapest: Szépirodalmi Könyvkiadó).
- Szilágyi, Sándor (comp.) (1879) *Bethlen Gábor fejedelem kiadatlan politikai levelei* (Unpublished political letters of prince Gabriel Bethlen) (Budapest: MTA).
- Szilárdfy, Zoltán (1980) 'Bethlen Gábor esküvői násfái' (The pendants of Gabriel Bethlen from his wedding) *Confessio*, Vol. 3, No. 2, 35–9.
- Vmbständtliche Relation deß Bethlen Gabors mit der Chur-Brandenburgischen Princessin Catharina zu Caschaw gehaltenen Beylagers, Erstlich Gedruckt zu Wien bey Gregor Gelbhar und jetzt in Prag bey Paul Geste: im Jahr 1626.
- Várkonyi, Ágnes R. (1987) 'Gábor Bethlen and Transylvania under the Rákóczi at the European Peace Negotiations 1648–1714' in Kálmán Benda, Thomas von Bogyay, Horst Glassl and Zsolt Lengyel (eds) *Forschungen über Siebenbürgen und seine Nachbarn, Festschrift für Attila T. Szabó und Zsigmond Jakó I* (München: Trofenik), 151–62.
- Vocelka, Karl (1977) 'Manier-Groteske-Fest-Triumph' *Österreich in Geschichte und Literatur, Institut für Österreichkunde*, Vol. 21, No. 3, 135–50.
- Wade, Mara R. (1992) 'Festival Books as Historical Literature: The Reign of Christian IV of Denmark' *The 17th Century*, Vol. 8, 1–14.
- Wade, Mara R. (1996) *Triumphus Nuptialis Danicus. German Court Culture and Denmark. The "Great Wedding" of 1634* (Wiesbaden: Harrassowitz Verlag) Wolfenbütteler Arbeiten zur Barockforschung 27.
- Watanabe-O'Kelly, Helen (1988) 'Festival Books in Europe from the Renaissance to Rococo' *The 17th Century*, Vol. 3, 181–201.
- Wilentz, Sean (ed.) (1985) *Rites of Power. Symbolism, Ritual and Politics since the Middle Ages* (Philadelphia: University of Philadelphia Press).
- Wisch, Barbara and Munshower, Susan Scott (eds) (1990) *All the World's a Stage. Art and Pageantry in the Renaissance and Baroque. Part 1. Triumphal Celebrations and the Rituals of Statecraft* (University Park, PA: Department of Art History, Pennsylvania State University Press).
- Yates, Frances A. (1993) 'A Royal Wedding: The Marriage of Princess Elizabeth with the Elector Palatine' in Frances A. Yates *The Rosicrucian Enlightenment* (London: Routledge), 1–14.

A MAN FOR ALL SEASONS: EXILE, SUFFERING AND MARTYRDOM IN THE AUTOBIOGRAPHY OF MIKLÓS BETHLEN*

ZSOMBOR TÓTH

Institute for Literary Studies, Research Centre for the Humanities,
Hungarian Academy of Sciences
Budapest, Hungary

This paper attempts to evaluate the historical anthropological process of self-fashioning performed by count Miklós Bethlen. In doing so, the aim of my interpretation is to delineate those cultural and historical contexts that influenced Bethlen's habit of constituting and fashioning a self in his ego-documents. Taking as a point of departure Bethlen's twofold liminality, I argue that he identified himself with the prototype of the early modern Calvinist martyr, so that he could provide an account of his life imitating the so called *récit martyrologique* as a narrative genre. Bethlen's self-fashioning displayed in his memoirs, letters and political projects, reveals his special commitment to Puritan theology and devotional culture as well.

Keywords: Chancellor of Transylvania, ego-documents, autobiography, self-fashioning, Puritanism, *récite martyrologique*, l'anthropologie Calvinienne

I. Introduction

The life and destiny of Count Miklós Bethlen (1642–1716), superbly depicted in his memoirs, is a thrilling and captivating narrative about his afflictions, successes and tragedies, hence, it has been regarded as a valid and reliable testimony of the turbulent times he experienced. Moreover, his account mastered from the overlapping narratives of his private life and contemporary history, promoted him as an eyewitness and an outstanding historical personality of the epoch. It is this story of his life, which overtly qualified him as a subtle connoisseur and victim of the persons, institutions or events he recalled in his written account. Indeed, his relatively long life coincided with the major changes and the unavoidable decline of the Principality of Transylvania; a haunting series of unfortunate events, from the loss of independence to the Habsburg invasion and occupation. The tragic course of his life transformed his destiny, in the eyes of the contemporaries, in one

* This paper was written with the support of the Bolyai-scholarship (2012–15) offered by the Hungarian Academy of Sciences.

of the most significant examples of misfortune; for it must have been quite a sensation to have seen the chancellor of Transylvania charged for high treason and sent to prison. Although initially sentenced to death, Bethlen was never executed, but kept in prison in Vienna until the end of his life. The allegedly most brilliant mind and statesman of Transylvania died on the 27th of October, 1716 in isolation and neglect. Not even a single portray envisaging him survived to posterity, though he mentioned in his autobiography that he had ordered a smaller and larger one from a painter, while in Vienna, in 1665.

However, in default of the missing effigies that might have preserved the face(s) of Bethlen, the literary historian can exclusively rely upon a number of texts, functioning as ego-documents, produced by the chancellor. Thus, there is this remarkable possibility to examine the process during which Bethlen represented himself, his personality, his spirituality, and eventually his face. Accordingly, the main preoccupation of this paper is to construe the process of constituting and fashioning a self in the ego-documents written by Bethlen during his imprisonment from 1704 to 1716. My approach, as one committed to the methodological convictions of historical anthropology, claims that Bethlen wrote his autobiography and the other ego-documents in a special, twofold liminality, for his overall condition must have been determined by his imprisonment and his ageing. Therefore the habit of writing, the need to utilize literacy must certainly have been a reaction ensuing from his liminal status, both spiritual and physical. The aim of my interpretation is to sketch this historical anthropological process of self-fashioning,¹ pointing out and surveying the cultural patterns and blueprints assimilated by the author in order to forge a credible identity in front of posterity. I will conclude by claiming that Bethlen's self-fashioning equally illustrates his intellectual excellence and the unrevealed significance of early modern Hungarian, Puritan-oriented literacy and devotional culture.

II. Contexts and Antecedents

In order to decipher the subtleties of Bethlen's discourse, we have to distinguish some relevant historical and cultural contexts which might have provided the historical anthropological frame of his oeuvre, and the ego-documents subject of this analysis. Indeed, a contextual explanation helps to disentangle the particular conundrums of his mental world and life course as well. For many of the events of utmost importance in Bethlen's life were inseparably related to the fate of the Principality. As a matter of fact, the distant observer may remark that all the significant changes and decisions, Bethlen opted for, were often derived from events,

actions or happenings that would influence the existence of the little state. Bethlen was born in the “Fairyland” under the rule of Prince George I Rákóczi, but soon he was to learn the decline and final collapse of the Principality (1658–1662). Then, the Habsburg occupation and its aftermath ensued (1687–1690), during which he managed to obtain the *Diploma Leopoldinum* (1691) offering legal guaranties for the privileged nations (Hungarians, Szeklers, and Saxons) and confessional communities living in Transylvania. Towards the end of his life, he was to witness the plundering and ultimate peril of the Fairyland, during the rebellion lead by Francis II Rákóczi. Disappointed by this unfortunate turn of events, he made a last effort and proposed a political solution to the emperor, but the project (*Columba Noe cum Ramo olivae...*, Hgae, 1704) written for this purpose had been confiscated and transformed into the major evidence of his alleged intention of committing high treason. As innocent as he was, deserted by the coward and jealous fellow members of the *gubernium*, he was sentenced to death. Notwithstanding his repeated attempts to exculpate himself, he had never been officially pardoned or rehabilitated. One cannot omit the striking parallel; while Bethlen was born in the Principality referred to as the Fairyland, when he died in prison, the Fairyland also vanished, and just a ruined and extremely poor Habsburg province remained. Both of them disappeared far too easy, far too sudden.

Besides these woeful events, frequently recalled in oral and written accounts of the contemporaries, the heritage of the Fairyland represented cultural values, institutions and artefacts as well. The rulers of the semi-independent states embraced Reformation from the early beginnings, thus by the time Bethlen was born, and started his studies, a Calvinist, Puritan-oriented religious culture and educational system had been developing. Furthermore, Bethlen, having enjoyed all the privileges of those belonging to aristocracy, had been provided an outstanding education. Under the guidance of first, Pál Keresztúri, a supporter of Comenius’s pedagogy, and then, János Csere Apáczai, a committed follower of Alsted’s encyclopedism, he assimilated an up-to-date package of knowledge centred upon the Ramist dialectics and incorporated into the Puritan theological teaching of Ames and Perkins. Since Bethlen’s father, an eminent literate man and statesman as well, insisted on his son’s impeccable education, Bethlen was provided an impressive tour in Europe, a mixture between a Cavalier’s Tour and Peregrinatio Academica. During the prolonged time he had spent in Europe, the young Bethlen not only assimilated new knowledge but also fulfilled some kind of political missions as well, consisting mostly in exchange of information and delivering letters.

All in all, Bethlen commenced his adulthood and public service soundly prepared with Puritan piety inculcated in his soul, and with an encyclopaedic knowledge assimilated and stored in his mind. Though he had intensely relied on this outstanding education during his political career, he did not manage to avoid the

unfortunate and sad ending of his public service and life as well. Not even the unofficial title of being the most learned man of his age saved him from imprisonment.

III. Bethlen's Account as Self-Fashioning

Due to this aforementioned overview comprising some relevant historical and cultural contexts framing up Bethlen's life as a sequence of historically relevant events, it is possible to delineate the most influential cultural antecedents that brought about the creation of the ego-documents narrating the chancellor's life story. These ego-documents undertook the twofold function of informing the contemporaries and the posterity, first, about the afflictions, tragedies and revolting injustices suffered by Bethlen, and then, to have exemplified his deep, personal and spiritual commitment to both *Ecclesia* and *Patria*, that is, the Calvinist Church and the Principality of Transylvania. Thus, Bethlen not only provided his contemporary and future readership with his own version of his flagrant case, but also managed to perform a multifaceted and complex identity, casting himself as a victim, in fact, as a martyr. All those ego-documents both Latin and Hungarian, representing several genres, conveyed one major role, that of a martyr of both church and fatherland.

Bethlen's self-fashioning circumscribed a great variety of texts displaying this major role of a martyr, which clearly stemmed from his liminal status. His prevalent preoccupation to evaluate or to decipher the hidden meanings of his liminoid status and identity followed the behavioural patterns of those in exile. The imprisonment he suffered, much alike to the living conditions of an émigré, may have well recreated the experience of political exile. Bethlen's discourse bears the mark of those typical features which qualify it as one belonging to early modern culture of migration.² Furthermore, this liminality and its textual representations linked to the experience of exile, persecution and suffering reveal Bethlen's special concern to imitate an influential and highly esteemed cultural pattern of contemporary Calvinism. For Bethlen may have considered that only the identity pattern of the *Calvinist martyr* would beseem his role. In order to incorporate it in the narrative(s) about his life, from poetical, theological and political considerations, he decided to imitate the narrative structure of the so called *récit martyrologique*. It is this special type of narrative genre that was primarily assigned in early modern Calvinism to promote the life story of martyrs, so much different from the Catholic saints of the Middle Ages. Bethlen's choice to acquaint his future readers with the detailed story of his life relying on the *récit martyrologique* was motivated in a suggestive manner:

...the persecution of the world upon me has been extraordinary from my youth up, and in particular my twofold bitter imprisonment...³

III. 1. The Quintessence of Bethlen's Self-Fashioning: *Via Salutis*

Reiterating the findings that Bethlen's procedure of constituting a self, implied the incorporation of two major components – I have referred to the prototype of the martyr and the *récit martyrologique* as a narrative genre – of contemporary Calvinist devotional culture, one can rightly impel for further revealing investigations, concerning the historical anthropological explanation of self-fashioning acts. For it is almost certain that Bethlen aforementioned choices were not incidental at all. Due to his excellent Puritan theological education, he assimilated the Calvinist teaching of double predestination and *via salutis*. The concept of the *via salutis* or *gratiae gradus* also favoured by the Puritan divines, including Perkins and Ames, envisaged human existence as a process, strikingly resembling the anthropological concept of *rite de passage* during which the elect individual performed a ritual journey of his existence. Ames, the Puritan theologian, conceived this process as consisting of predestination, vocation, justification, adoption, sanctification and glorification. This phenomenon during which the elect individual discovering its election could improve his person and character, in fact, it is a certain *rite de passage* because is focused upon the last lifecycle event, death, and afterlife. This particular vision of human existence had been originated from Calvin's theology promoted by Puritanism and later on defined as Calvinian anthropology (*l'anthropologie calvinienne*).⁴ Bethlen also shared this view:

...you [God], before the creation of the world, had unconditionally elected me in our Lord Jesus Christ, first for holly, unblemished life and then for eternal life. ... You cleansed me from all my sins with the blood of your beloved Son in baptism, then adopted me and made me one belonging to your house.⁵

Consequently, Bethlen's narration followed this pattern as a script, confirming the thesis that God's elect people would endure suffering and afflictions for they gained eternal life. Thus, persecutions, injustices and afflictions became the ultimate proof of martyrdom, patiently undertaken by those very few, the chosen ones. Bethlen's access to Calvinist martyrdom – besides the Puritan classics, Ames and Perkins, he had certainly read – was granted by Hungarian Puritans as well. István Nagy Szőnyi (1632–1709), he himself a victim of religious persecution during the 1670s, not only assimilated Calvinist theology and martyrology, but he wrote the very first Hungarian martyrological book, inspired partially from his own experiences. The book published in 1675, may have well entered Bethlen's library. Moreover, taking into account the fact that Szőnyi as a refugee came from the Hungarian Kingdom and undertook service in Transylvania in different locations, Bethlen must have met him. For Bethlen followed closely the destiny and the case of the persecuted Calvinist and Lutheran priest; he wrote a

Latin letter to all the priests sent to the galley, as a gesture of his solidarity with their noble cause and to focus the attention of the other Protestant states on the events taking place in the Hungarian Kingdom.⁶

All in all, Szőnyi's definition of martyrdom is unmistakably echoed by Bethlen's self-fashioning, for it is very clear that they shared the same convictions. Szőnyi claimed:

All those who are patiently suffering their afflictions are martyrs.⁷

This motif of the patient suffering, frequently recurring in Bethlen's discourse, was meant to ease his liminality and point out his very special condition and status. Accordingly, Bethlen seemed to intimately follow Szőnyi's argumentation about Calvinist martyrdom, for when he equated his imprisonment with martyrdom suffered for the church and fatherland, he might have relied on Szőnyi's view, who asserted:

Martyrs are those persons, who witnessed the Justice, suffered prison or any kind of affliction, even though they were not killed.⁸

It is possible to surmise that Bethlen's attempts to provide posterity with an account of his life were designed with the declared aim to construct an identity accommodated to the Puritan theological teaching of *via salutis* and the Calvinist patterns of martyrological tradition. Bethlen's conviction of his being a martyr was directly ensuing from his creed of being elect, *homo electus*. He often claimed that religious despair, *desperatio* never overwhelmed him, for his belief in salvation and eternal life would always prevail.

III. 2. Applications

Having surveyed some of the most influential theological, devotional and poetical contexts that had certainly articulated Bethlen's narratives, it became clear the nurturing influence of Calvinism and Puritanism. Moreover, Bethlen's theological and devotional choices were of paramount importance, since they carved purposefully the representations of his personality, life and deeds. The Calvinist concept of the martyr's prototype, often referred to as saint too, but with no relation whatsoever to medieval hagiography, provided Bethlen with the optimal frame for poignantly describing himself and the relevant events of his life. He seems to have chosen deliberately it, despite the rancorous contemporaries discrediting attempts, which did not bother him too much:

Let us speak briefly of the saints. What harm has the world's wicked judgement, persecution and condemnation ever done the saints...⁹

It is this particular intangibility of the saints or martyrs, for they usually act, write and speak to a sympathetic posterity that may have motivated Bethlen to bring forth his story, prove his innocence, and unmask the injustices committed against him relying on the *récit martyrologique* as the optimal narrative genre for exhibiting his martyrdom. This rationale explains the writing up of the very first narrative about his life in Latin: *Sudores et Cruces Nicolai Comitis Bethlen* (1704). The prevailing motif of being persecuted, maliciously charged and unjustly sentenced did not only explain away his extremely difficult situation but it was equally part of his self-fashioning. It seems to me that, as early as 1704, Bethlen had already created a basic design for a self that was to be further articulated and fashioned. While his claim that all his life he served only God, his earthly rulers and his own conscience and did not intend to harm anyone,¹⁰ may have sounded in 1704 as a standard confession of the politician kept under arrest; this formulation of loyalty toward the Calvinist church and Transylvania, his fatherland, would become the main argument of his martyrdom after 1708. Indeed, one can sense that the second and third narratives of his life, strongly interrelated and both written in Hungarian, *The Prayer Book of Miklós Bethlen*¹¹ and *The Autobiography of Miklós Bethlen*, between 1708 and 1710, not only targeted a different readership, but augmented the importances of his persecutions and sufferings as an expression of his martyrdom. The two texts written consecutively display such coherence that I shall treat them as one narrative. Bethlen decided to put on the story of his life profiting of the advantages of a *récite martyrologique*, thus he suggested that a Latin translation published together with the Hungarian version would be for the benefit of the Calvinist Church.

However, the light ambiguities of the Latin narrative were eliminated in the Hungarian version, which unmistakably imposed Bethlen's character as a martyr. In addition to this, the whole narrative seemed to be organized in such a way as to exhibit the intimate and personal history of Bethlen's martyrdom. For instance, there is an intelligently figured up and permanently sustained balance between the account of the events with almost historical accuracy, and their personal interpretation provided by Bethlen himself. This biased intertwining of personal history with real historical events occurring in Bethlen's time, the chancellor was often eyewitness to some of the happenings, produced a strange effect. The fictitious and clearly biased narrative of the imprisoned count was so powerful and authoritative that it was taken by contemporaries as *real* history. That is to say, Bethlen's sincerity as a poetical device inventively incorporated into the genre and narrative potential of the *récit martirologique* gave such a convincing authority to his fiction, as if it were a totally objective and unbiased account of historical events. This

is how Bethlen's martyrdom, we have to admit, though fabricated from his subjective impressions, experiences and interpretations, was conveyed to historical reality.

Thus, the liminality of imprisonment vanished, and the torturing and senseless waste of life had spectacularly been replaced by a sacrifice undertaken for the sake of both Ecclesia and Patria. Bethlen, the martyr, developed the strong creed that his patient suffering is a penitence to temper God's anger and soften his sentences. The prisoner may have lost all his earthly power and high offices he used to hold, still, he gained the most important position; he became the martyr of the church and the fatherland:

...for I do believe, dear God, that it was for my benefit to be kept here in this grievous prison so that I could cry and mourn for all the sins committed by my nation and my house; in order to soften your sentence by prayer, lent and penitence.¹²

Bethlen's self-fashioning centred upon the idea that the imprisonment was his act of martyrdom, after 1710 prevailed in his other ego-documents as well. No doubt that his advancing in aging also contributed to the urge of a final, great and ethically immaculate identity pattern to be assimilated. Still, it is remarkable how this twofold liminality influenced his communication with his family members as well. When he heard about his daughter, Julia's sadness and crying because of Bethlen's long imprisonment, he comforted her, rather surprisingly, in a letter dated to 1712. There is a remarkable passage, which reads like this:

My beloved daughter, I have heard that you lament a lot because of me. Do not cry for me, but instead thank God for allowing your father to suffer for His glory and the benefit of our fatherland. For my affliction is the infallible mark of His blessing cast on you.¹³

In a similar way, a letter dated to 1715 recalls the same self-fashioning. Bethlen had instructed his wife about some tasks he wanted to be executed, and then, made a very special reference to his imprisonment.

...I approach crying my grave, but not because of my imprisonment, for that is my crown.¹⁴

Bethlen's assertion that his imprisonment was a crown, he probably proudly worn, points to a very special connotation. Apart from biblical textual antecedents, this particular motif of the crown constituted a direct link to the Hungarian Calvinist martyrology. We have already seen that Szőnyi, as the very first martyrologist, had a remarkable influence upon Bethlen's mental world and self-fashioning in particular. The image to which reference was made in Bethlen's letter,

is, in fact, the ritual act of identifying one's martyr status, for he who wore this crown of the martyrs, was certainly one of them. Therefore, this letter wrote shortly before Bethlen's death, was the last expression of his martyr status and identity. Moreover, Bethlen's gesture as a remarkable act of self-fashioning imitated the praxis of the Calvinist priests of his age, who often were attributing the crown of martyrs to their older colleagues, when they wrote congratulatory poems saluting and honouring their persons, careers or newly published books. For instance, when János Zilahi the senior published his *Igaz vallásnak világos tüköre* [Plain Mirror of True Religion], in 1672 at Kolozsvár, seven of his fellow priests wrote congratulatory poems to the book. One of the recurrent motifs of these short texts was the crown of the martyrs that Zilahi would justly expect for his lifetime achievements as a persecuted priest. Thus, Bethlen's usage of the crown motif as a reference qualifying imprisonment as martyrdom was not incidental at all. For Zilahi's book, just like Szőnyi's book might have been within his reach as he, a committed Calvinist and patriot, was eagerly observing and collecting all kinds of knowledge related to refugees and their martyrdom. All in all, this also testifies for the fact that Bethlen's deliberate imitation of an extant early modern practice of honouring recalling the motif of the crown, was due to his extensive knowledge of Hungarian martyrological literature.

It is possible to conclude that Bethlen's preoccupation to come to terms with his twofold liminality corroborated with his attempts of proving his innocence, brought about the emergence of a spectacular self-fashioning. The imprisoned chancellor, allegedly the brightest mind of his age, with an unusually sound education was good enough a writer to produce several texts in various genres, and have them as ego-documents promoting his self-definition as a martyr. The very first text, written in Latin, was just the opening act of a carefully designed and diligently constructed process of self-fashioning. The second long narrative, written in Hungarian, reflects Bethlen's preoccupation to cover newer segments of a possible readership and augment the fictitious history of his martyrdom. The last phase of his self-fashioning shows Bethlen's inventiveness of constructing a self at its perfection, but also testifies for a total assimilation of martyrdom as primary identity pattern.

IV. Conclusion

The conclusion is, perhaps, unavoidable that Bethlen's self-fashioning is the ultimate proof of his intellectual and spiritual excellence. For this contextual explanation revealed those impressive areas of knowledge he had assimilated, and then, incorporated in his self-representations. Furthermore, the variety and richness of texts superbly written were often promoted as ego-documents so that they would

display this unique and outstanding process of self-fashioning. Having evaluated Bethlen's case of self-fashioning, which implied the partial reconstruction of his mental world, or at least, a plausible version of it, the question still remains open: was the example of an extraordinary men's extraordinary life, fragmentally preserved in several texts, good enough to claim that self-fashioning may have been a standard cultural practice of early modern Hungarian literacy? Probably not, for Bethlen's oeuvre was an exception, exceeding the standard production of texts in every possible respect. Still, it does constitute a powerful example pointing to the unexplored significance of Hungarian Puritan-oriented literacy and devotional culture.

Notes

- ¹ I am relying on Stephen Greenblatt's term, who grasps the process of self-fashioning in the following way:
 "... it describes the practice of parents and teachers; it is linked to manners or demeanour, particularly that of elite; it may suggest hypocrisy or deception, an adherence to mere outward ceremony; it suggests representation of one's nature or intention in speech or actions (...) it invariably crosses the boundaries between the creations of literary characters, the shaping of one's own identity." Greenblatt, Stephen (1980) *Renaissance Self-fashioning from More to Shakespeare* (Chicago–London: The University of Chicago Press) 3. Greenblatt's concept was applied often to describe the process of shaping a religious identity in early modern Protestantism, especially in Puritanism.
Protestant Identities. Religion, Society, Self-Fashioning in Post-Reformation England (1999) eds. Muriel McClendon, Joseph Ward and Michael MacDonald (Stanford: Stanford University Press); Margo Todd (1992) 'Puritan Self-fashioning: The Diary of Samuel Ward' *Journal of British Studies*, July, 236–64; John Martin (1997) 'Inventing Sincerity, Refashioning Prudence: The Discovery of the Individual in Renaissance Europe' *American Historical Review*, December, 1309–42.
- ² Smout, Christopher (1995) 'The Culture of Migration' *History Workshop Journal*, Vol. 40 (Autumn), 108–17.
- ³ *The Autobiography of Miklós Bethlen* (2004) transl. Bernard Adams (London–New York–Bahrain: Kegan Paul) 19.
- ⁴ El Kenz, David (1997) *Les Bûcher du Roi. La Culture Protestant des Martyrs (1523–1572)* (Champ Vallon: Seyssel) 11.
- ⁵ *Kemény János és Bethlen Miklós művei* (The Works of János Kemény and Miklós Bethlen) Ed. Éva V. Windisch (Budapest: Szépirodalmi Könyvkiadó, 1980), 985.
- ⁶ The letter was published in the Netherlands: *Epistola Nicolai Bethlen Sedis Siculicalis Udvarhely, Capitanei Supremi, ad Ministros Exules tam Helveticae quam Augustanae Confessionis, Ex Hungaria per hodiernam persecutionem ejectos* (Ultrajecti: 1677).
- ⁷ Szőnyi, István Nagy (1675) *Mártírok Coronája...* (The Crown of the Martyrs) (Debrecen), 5.
- ⁸ *Op. cit.*, 6.
- ⁹ *The Autobiography...* (2004), *op. cit.*, 17.
- ¹⁰ *Kemény ...* (1980), *op. cit.*, 1183.

- ¹¹ Much to my surprise, Bernard Adam when translating Bethlen's autobiography, ignored the *Prayerbook*, despite the fact that it also contained an account of Bethlen's life, and it had preceded the writing of the autobiography. The *Prayerbook* constituted the most important textual antecedent of the autobiography for it displayed a great number of intertextual and cultural links illustrating the interrelatedness of the two texts. For the *Prayerbook*'s significance in shaping Bethlen's mental world see. Tóth, Zsombor (2011) *A koronatanú: Bethlen Miklós* (The memoirs of Count Miklós Bethlen and the 17th century Hungarian and English puritanism) 2nd edition (Debrecen: Kossuth Lajos University Press), 35–40.
- ¹² *Op. cit.*, 997.
- ¹³ *Bethlen Miklós levelei* (The Letters of Miklós Bethlen) (1987) Ed. József Jankovics, transl. Péter Kulcsár (Budapest: Akadémiai Kiadó), 1066.
- ¹⁴ *Bethlen ...* (1987), *op. cit.*, 1122.

DER BRIEF ALS DIE APPELLSTRUKTUR DER GESTALTUNG IN KEMÉNY ZSIGMONDS ROMAN *GYULAI PÁL*

BORBÁLA PINTÉR

Eötvös Loránd Universität
Budapest, Ungarn

Die neue Tendenzen suchende Kemény-Rezeption ist bis zu einer bedeutenden rezeptionsgeschichtlichen Tradition geworden. Vorliegende Arbeit schließt sich der Tradition des Wiederlesens von Keménys Werk an und beschäftigt sich mit Zsigmond Keménys Roman *Gyulai Pál*. *Gyulai Pál* als Experiment schöpft aus einem großen Formenrepertoire, strebt auf den Normen der Romantik beruhend nach der Veränderung der Funktionen der Gattungselemente. Während der Roman einerseits erst die sprachlich-poetischen Normen der einzelnen Gattungskonventionen erschafft, stellt er das Artistische des Verfahrens in den Vordergrund. Von den verschiedenen Gattungskonstruktionen konzentriert sich die Verfasserin dieser Studie auf die in dem Roman integrierten Briefe, die als strukturelle Einlagen interpretiert werden, sich in der Fiktion in den Haupttext einbauen, die ineinanderknüpfende Dynamik der diskursiven und narrativen Schichten unterbrechen. In dem Fall der Briefeinlagen wird ein eingebetteter Textkörper angenommen. Die Ordnung der herkömmlichen Diegese wird aufgehoben, um den Leser über Ereignisse und Charakterzüge zu informieren, für deren Bekanntgabe die bisherige Erzählweise sich nicht als geeignet erwies. Der Wechsel der Sprechsituationen und der Gattungskonventionen, das Drama, den Epos, den Brief und das Tagebuch in Einheit verschmelzende Form schafft eine Metanarrativik, die die Konstruiertheit des Textes betont, und von dem jeweiligen Leser erwartet, sich in dieser konzeptionell geschaffenen Welt auszukennen. In dem romantischen Plotentwurf und der Realitätsnähe entdecken wir außertextuelle Elemente der Wirklichkeit, während im Erzählen und in der Konstruiertheit die modernen Merkmale der Textualität zur Geltung kommen.

Schlagwörter: Gestaltung, Brief, Gattungsvielfalt, Leerstellen, narrative Methode und Struktur, dynamisches Motiv der Handlungsgestaltung, Metalepse, selbst-reflexive Konstruktion

Die literaturgeschichtliche Tradition hat die Kemény-Werken lange in der Dialektik der Romantik und des Realismus interpretiert. Später begann sich der disjunktive Charakter dieses Verhältnisses zu verstärken. In den letzten Jahren eröffnete die Monografie von Mihály Szegedy-Maszák¹ die Möglichkeit vor einer neue Tendenzen suchenden Kemény-Rezeption – eine Bestrebung, die bis in un-

sere Tage zur rezeptionsgeschichtlichen Tradition wurde. Die Romane von Kemény wurden glücklicherweise von der gegenwärtigen Interpretation aus der erwähnten oppositionellen Betrachtungsweise herausgehoben.² Generell ist die moderne Lesart ein immer häufigeres Thema in der heutigen Interpretation, wodurch immer mehr Werke des 19. Jahrhunderts einen neuen Stellenwert im gattungsgeschichtlichen Kanon erhalten.

Vorliegende Arbeit beschäftigt sich mit den Briefen in Zsigmond Keménys Roman *Gyulai Pál*. Das sich auf die Briefe konzentrierende Verfahren verstärkt gewisse Interpretationstendenzen auch dadurch, dass es einigen Textteilen eine besondere Wichtigkeit verleiht, während andere Perspektiven in den Hintergrund gerückt werden. Letztere werden auch nicht völlig außer Acht gelassen, nur liest dieses Verfahren diesmal nicht in den von diesen bestimmten rezeptionsgeschichtlichen Traditionen. Keménys Prosa näher betrachtend ist eine konzeptionelle Gestaltung des Themenkreises ihrer Romane zu beobachten.³ In seiner Dramen und Romane vergleichenden Poetik betont er die Themenwahl und Form betreffende Freiheit des Romans der strengen Proportionalität und Ordnung des Dramas gegenüber. Seiner Ansicht nach verfügt der Roman über ein viel reicheres Formenrepertoire, seine Originalität wurzelt in der Genauigkeit der Charakterdarstellung oder der komplizierten Handlungsführung.⁴

Das Streben nach einer enzyklopädischen Gattung und die in Einheit organisierte Gattungsvielfalt zeigen sich am spektakulärsten in seinem ersten Roman *Gyulai Pál* (1847), wo das die Personen aufzählende Titelblatt, die aus zahlreichen Szenen bestehenden, mit Regieanweisungen versehenen dramatischen Teile immer wieder von Gedichten und Epen unterbrochen werden. Der Zusammenhalt der epischen Teile wird durch essayartige Erörterungen, Parabeln, erörternde Exkurse, Brief- und Tagebuchfragmente weiter zerstückelt.

Dieses Konstruktionsprinzip kann als Synthese der Gattungen,⁵ als Streben nach einer umfassenden Ausdrucksform,⁶ als romantische Mischung der Gattungen, als absichtliche Gattungsfreiheit⁷ oder Freizügigkeit⁸ sowie als Versuch, eine im Schlegelschen Sinne über den Gattungen stehende Gattung zu schaffen,⁹ interpretiert werden. Thomas Cooper, der amerikanische Kemény-Forscher setzt den Roman wegen seiner konzeptionell in Einheit konstruierten Gattungsvielfalt in den europäischen Kontext, und behauptet, dass der Roman eine Collage der europäischen literarischen Vorbilder schafft, die gegensätzliche Traditionen miteinander konfrontiert und die traditionellen Formen der Struktur abschafft.¹⁰ Kemény schuf in der ungarischen Literatur des 19. Jahrhunderts also eine Gattung, deren Vorläufer in der deutschen Romantik zu suchen sind.

Die verschiedenen Gattungen, das gesungene Lied, das aufgeführte Drama, die textartige Epik und in unserem Fall der geschriebene und gelesene Brief schafft verschiedene Sprechsituationen, und setzt dadurch verschiedene Pakte zwischen Leser und Autor in Kraft. Die unterschiedlichen, sprachlich-poetischen Zielset-

zungen fordern verschiedene Gattungskonstruktionen. Mit veränderter Erwartung hört der Leser die gesungenen Lieder an, verfolgt das dramatisierte Schicksal der Schauspieler des italienischen Ensembles, blickt auf die Gestalten einer verschwundenen Zeit zurück oder verfolgt die Entstehung bzw. den Empfang eines Briefftextes.

Auch innerhalb der Epik strebt der Roman nach einer Vielfalt der Gattungen: Außer der die Formensprache der Mündlichkeit benutzenden, auf dem kollektiven Wissen basierenden Sage oder der Gleichnisartigkeit der lehrreichen Fabel findet man erklärende, analysierende Essays, persönliche Gattungen der Bekenntnishaftigkeit: den Selbstaussdruck, Selbstdefinition und Selbstverständnis bezweckenden Monolog, das Tagebuch oder den Leser ansprechenden, ihn zu einem Dialog anregenden Brief.

Es ist weiterhin wichtig festzustellen, dass man sich dem Pakt des Lesers mit dem Autor auch anschließen kann, indem man das Werk als historischen Roman liest.¹¹ Unter historischem Roman versteht Kemény – sich von den Zeitgenossen betont distanzierend – nicht die sachliche Beschreibung der Vergangenheit, vielmehr deren künstliche Neugestaltung durch Fiktion und Vorstellungskraft.¹² Das Lesen eines historischen Romans bringt unvermeidlich die Frage der Fiktionalität und Konstruiertheit ins Spiel, da die Themen- und Figurenwahl den Leser ständig an die Realität vorangegangener Texte erinnert, wobei es uns nicht vergessen lässt, dass die einzelnen historischen Figuren und Ereignisse in dem Kunstwerk in dem neuen Kontext ihre ursprüngliche Funktion verlieren, eine neue ästhetische Qualität erhalten und zum Bestandteil einer künstlerisch gestalteten Welt werden.¹³

Gyulai Pál als Experiment schöpft aus einem großen Formenrepertoire, strebt auf den Normen der Romantik beruhend nach der Veränderung der Funktionen der Gattungselemente. Während der Roman einerseits erst die sprachlich-poetischen Normen der einzelnen Gattungskonventionen erschafft, stellt er das Artistische des Verfahrens in den Vordergrund. Entlang dieser Gattungsgrenzen entstehen Leerstellen, durch die der Roman funktioniert; die Kombination der Textschemata wird der jeweiligen Leserfantasie überlassen und es wird dadurch für die Vielfalt der Kombinierbarkeit der Schemata gesorgt.¹⁴

Die oben dargestellte Gattungsvielfalt hat einen automatischen Einfluss auf die narrativen Methoden, auf die Behandlung der Sprechsituationen und Perspektiven und zeigt deren Komplexität. Die Sonderstellung des Erzählers und die Komplexität der Geschichtsführung lassen sich nicht bezweifeln.¹⁵ Charakteristisch sind eine äußerst starke erzählerische Anwesenheit,¹⁶ das selbst reflektierende Bewusstsein des Erzählers,¹⁷ die Vielfalt der die Abschaffung der diegetischen Ordnung bezweckenden Methoden. Die Auffädung der Geschichten,¹⁸ die zeitlichen Sprünge, das System der Vor- und Rückblenden,¹⁹ die Unterbrechungen,²⁰ das Verschweigen²¹ oder wortreiche Exkurse,²² die Kommentare des Erzählers zu

den dramatischen Teilen,²³ die Menge der die Erzählzeit ins Spiel bringenden,²⁴ den Leser ansprechenden, sein außertextuelles Wissen aktivierenden Anreden des Lesers,²⁵ die das Füllen der Leerstellen und die Aufdeckung des bis dahin Verschwiegenen bezweckenden Äußerungen²⁶ und das diesem Zweck dienende letzte Kapitel²⁷ zeugen alle von der digressiven Rolle des Erzählers.²⁸ Der häufige Wechsel der Sprechsituationen und der Gattungskonventionen, das Drama, den Epos, den Brief und das Tagebuch in Einheit schmelzende Form schafft eine Metanarrativik die die Konstruiertheit des Textes betont, und von dem jeweiligen Leser erwartet, sich in dieser konzeptionell geschaffenen Welt auszukennen.²⁹

Sich der Tradition des Wiederlesens des Kemény-Werkes anschließend konzentriert sich die Verfasserin dieser Studie unter den Details vor allem auf die Briefe, die als strukturelle Einlagen interpretiert werden, die sich in der Fiktion in den Haupttext einbauen, den prosaischen Textfluss, die ineinanderknüpfende Dynamik der diskursiven und narrativen Schichten unterbrechen.³⁰

In dem Fall der Briefeinlagen wird ein eingebetteter Textkörper angenommen. Die Ordnung der herkömmlichen Diegese³¹ wird aufgehoben, um den Leser über Ereignisse und Charakterzüge zu informieren, für deren Bekanntgabe die bisherige Erzählweise sich nicht als geeignet erwies.

Der Brief spielt nicht nur in der Struktur des Romans eine ausgezeichnete Rolle, er ist auch ein bestimmendes, dynamisches Motiv der Handlungsgestaltung.³² Obwohl der Erzähler mehrmals darauf hinweist, kennen wir den Inhalt des von Sofronia an Boldizsár adressierten *billet doux* nicht, er lässt sich nur aus den Allusionen und zahlreichen Komplikationen erahnen. Wir kennen die Umstände seiner Entstehung, sein bewegtes Schicksal, wir können verfolgen, wie er in die Hände von Unbefugten gerät, und wie immer mehr von ihnen in das Geheimnis eingeweiht werden. Schließlich sind wir an der Szene beteiligt, in der der Brief in einem Kästchen zu seinem Absender zurückgelangt und dessen Schicksal besiegelt.

Den Weg des Briefes verfolgen wir aus Raumgründen nicht, und konzentrieren uns nur auf bestimmte Stationen der Entfaltung dieses Motivs, namentlich darauf, zu was für Konflikten der Besitz oder der Verlust dieses Schreibens führen kann. Genga nennt Pierro einen Verräter, verdächtigt ihn seine Aufgabe als Bote absichtlich nicht erfüllt zu haben. Schon fast am Ende der Versammlung der Muderisen in der Komjáti-Burg beschuldigt István Farkas den Studenten Gergely, alias Ali csausz, beim Stehlen des Briefes seine astrologische Hilfe in Anspruch genommen, ihm aber den Brief nicht gezeigt und sein Geheimnis nicht verraten zu haben, was den Gesetzen der Muderris-Gesellschaft widerspricht.³³ Der gestohlene Brief und der Makel an Sofronias Ehre führt zum Duell zwischen Genga und Gergely, das mit dem Tod des Adligen endet. Der Brief ist der eigentliche Grund, warum Zsigmond Sofronia sowohl aus seinem Bett als auch aus dem Land verbannt.

Auch im Zusammenhang mit dem Brief wird der Akt des Spurenlesens kontextualisiert, in einer interpretativ-verkleinerten Spiegelszene, wo István Farkas Sofronias *billet doux* von Pierro stiehlt. István Farkas, um den Brief von Pierro zu beschaffen, gibt sich für einen Astrologen und Handleser aus und spielt vor, die besondere Sprache der Magie zu kennen, wobei er seine Informationen von Gergely erwirbt. In Pierros Handfläche sieht er zuerst das Zeichen von Venus, dann von Merkur erscheinen. Mit der Deutung des Ersteren warnt er seinen Zuhörer zu Vorsicht in Herzensangelegenheiten, im Letzteren sieht er das bewegte Schicksal des Boten. Pierro findet beide Deutungen richtig und fühlt sich als Postbote des Liebesbriefes immer unangenehmer, bis er mit schmerzhaftem Gesichtsausdruck zu seiner Tasche, in dem der Brief steckt, greift und dadurch dessen Fundort verrät.

Hermes ist aber nicht nur als Bote bekannt, er ist gleichzeitig auch der Gott der Diebe – eine Funktion, die Farkas absichtlich nicht erwähnt. Am ersten Tag seines Lebens warf Hermes ein Auge auf Apollos Kühe und stahl sie, indem er sie rückwärts führte und dabei umgekehrte Spuren hinterließ. Farkas führt also einen Akt der Dekodierung aus, in dem er den sich auf die konkrete Situation beziehenden, deiktischen Sinn verschweigt. Pierros Blickwinkel und Dekodierungstätigkeit sind begrenzt, er konzentriert sich nur auf die von dem Irreführenden beabsichtigte Dekodierung, während für den eingeweihten Leser die Situation der Dekodierung zugleich die Situation des Diebstahls bedeutet: Dieses Symbol zeigt sich für ihn in der Komplexität seiner Denotaten.

Auch die Umstände der Entstehung des Briefes sind ungewöhnlich: Durch den Brief von Boldizsár Báthory ins Leben gerufen, bietet Sofronia dem Grafen ihre Reize als Gegenleistung für die Rettung Sennos an. Dem Rat Gengas folgend, ihre Ehre und den Erfolg der zu erfüllenden Aufgabe vor Augen haltend, tönt sie ihr ursprüngliches Versprechen ab. Der Brief wird in Sofronias Handschrift aber nach den Anweisungen Gengas geschrieben, sie sind also beide die Autoren des Briefes.³⁴ Der Brief gelangt in sieben Hände (Genga, István Farkas, Gergely, Jancsi Boros, Pál Gyulai und Fürst Zsigmond); seinen Inhalt kennen fünf Personen (Sofronia, Genga, Gyulai, Gergely und Zsigmond Báthory).

Das Außergewöhnliche an diesem Brief ist also, dass während er mehrere, verschiedene Handlungsstränge anbietet, zahlreiche Abenteuer und Konflikte generiert und Charaktere zur Handlung bewegt, erfüllt er seine ursprüngliche, ontologische Funktion nicht, da er nicht zu Boldizsár, dem eigentlichen Adressaten gelangt, der nicht einmal von seiner Existenz weiß. Das Ziel, das zur Entstehung des Briefes geführt hat, nämlich die Befreiung Sennos, taucht nicht einmal auf. Der Brief erfüllt also nicht seinen ursprünglichen Zweck, seine Kommunikationssituation wird aber durch die Eindringlinge verkompliziert. Die verschiedenen Figuren schreiben dem Brief verschiedene Bedeutungen zu: Für Cecil ist er ein Beweis von Sofronias Untreue, für Gergely die Möglichkeit der Vertiefung des Zwistes zwischen den beiden Verwandten, für Gyulai ein weiteres Flehen um

Sennos Freilassung, für Zsigmond aus verschiedenen Perspektiven ein Verrat der Schauspielerin, da sie ihm nicht nur als Geliebte untreu wurde, sondern auch von Boldizsár, des Fürsten Nebenbuhler, die Freilassung seines Gegenspielers unterstützt.

Sofronias Brief erreicht seinen Zweck nicht, der Dialog zwischen der reizvollen Schauspielerin und dem übermütigen Boldizsár kommt nicht zustande. Ihre Pläne, Senno zu befreien, gehen nicht in Erfüllung, und der Brief kommt nach einer abenteuerlichen Rundreise in spöttischem Ton ergänzt zu ihr zurück. Zsigmond schenkt der Schauspielerin eine Kiste mit drei Fächern. In dem ersten Fach steckt Gold – höchstwahrscheinlich, um die Kosten der Reise zu decken. In dem zweiten eine vermutlich von Gergely verfasste Schrift mit dem Titel *Fräulein Sofronias Reise*, die detailliert über Sofronias Verlassen des Landes berichtet, während das dritte Fach den Originalbrief, mit Zsigmonds Handschrift ergänzt, birgt, in welcher Ergänzung er die ehemalige Prostituierte zum Verlassen des Landes auffordert. Sofronias Brief erreicht also den Adressaten nicht, stattdessen gelangt er in die Hände der Person, die ihn am wenigsten lesen soll, und von der er ergänzt wird, wodurch die ursprüngliche Absicht destruiert, der Absender vernichtet und als unerwünschte, zu entfernende Figur identifiziert wird, der ihr bisheriger Status und ihre Privilegien entzogen werden.³⁵ Darüber berichtet die Schrift in dem zweiten Fach. Der Brief mit dieser Ergänzung wird zur Drohung, das Supplement setzt die subversive Kraft der Sprache in Betrieb, die so gegen seinen Absender wirkt und ihn vernichtet.

*

In die immer wieder unterbrochene Prosa des Romans *Gyulai Pál* werden sieben vollständige Briefeinlagen eingebettet, an anderen Stellen wechselt die Prosa zu dramatischen Szenen des Brieflesens, wenn Boldizsár Báthory und sein Sekretär Briefe lesen, und zu einer dramatisch dargestellten Situation, wenn Gyulai über die an ihn adressierten Briefe von Brutus, Senno, Boldizsár Báthory oder Márkházy nachsinnt.

Diese Arbeit beschäftigt sich mit zwei Briefen von Alfonso Cariglia näher, die wesentlich umfangreicher sind als die restlichen Briefe im Roman. Beide sind an den Grafen Tiefenbach geschrieben, der ein einziges Mal am Anfang des Romans erscheint, in einer dramatischen Szene, wo er als Geheimbote mit der Aufgabe des Wiederanschlusses von Siebenbürgen ankommt, um sich mit Alfonso und Lazintzky zu verschwören. Persönlich erscheint er im Roman nie wieder, sein Name taucht aber in verschiedenen Kontexten auf, seine geheimnisvolle Figur enthüllt sich nur durch seine Beziehungen zu anderen Figuren und an ihn adressierte Texte. Einerseits ist er in seinen geheimen Plänen der Komplize Alfonsos, andererseits wird er zum zweiten Ehemann Eleonoras. Dass die unerschütterliche, ihrem

Mann treue Eleonora plötzlich als Gräfin Tiefenbach erscheint, wird im letzten Kapitel erklärt.³⁶ Hier gibt der Erzähler bisher verschwiegene Einzelheiten bekannt, die Supplemente, die der Vervollständigung der Geschichte dienen sollen, bis zur letzten Sekunde zurückhaltend. Sie komplizieren aber die bereits bis dahin schon komplizierte Geschichte noch weiter, da die neuen Informationen aus den rückblickenden Textstellen den Leser zur Neudeutung der Geschehnisse zwingen. Es stellt sich zum Beispiel heraus, dass Senno ein entfernter Vewandter Tiefenbachs, das ausgesetzte Kind Hugos ist, das dieser während seines abenteuerlichen Lebens nicht findet, dem er aber ein gewisses Vermögen hinterlässt. Das Erbe wird von dem Baron an Sennos Witwe in der Hoffnung ausgezahlt, Erfolge bei ihr zu haben. Dadurch gelangt sie an ein Vermögen und einen legalen Namen, um ihre Pläne gegen Gyulai verwirklichen zu können. Ähnliche Verknüpfungen, sogar Verwicklungen der Handlungsstränge gehören zu den typischen Verfahren im Roman, die einerseits der Erfahrung der einzelnen Details, dem Füllen der Leerstellen dienen, andererseits wird der Leser gerade in Bezug auf die Kohärenz des Ganzen verunsichert.

Beide Briefe nutzen nur den Paratext der Anrede und des Abschlusses. Über das Datum wird der Leser nur durch den einbettenden Text informiert: Der erste Brief entsteht am 31. Mai 1591, der zweite am 3. Juni. Das erste Datum erfährt man nur aus dem Abschluss des Briefes, als Ereignis desselben Tages, an dem der Fürst, eine Palastbesetzung befürchtend, aus Alvinc nach Gyulafehérvár zurückfloh. Diese unglückliche Handlung verschlimmert die vergiftete Beziehung zwischen den beiden Báthorys noch weiter, und bewegt die Aristokratie von Siebenbürgen zur Entscheidung zwischen den zwei Söhnen. Der Brief entsteht und plädiert für die Versöhnung der Báthory-Söhne also genau an dem Morgen, an dem die Beziehung zwischen diesen sich endgültig verschlimmert. Diese Veränderung erfährt der Jesuit erst später, als er seine Pläne den neuen Informationen entsprechend gleich ändert und worüber er seinen Komplizen in einem weiteren Brief benachrichtigt.

Mehrere metanarrative Bemerkungen deuten auf die isochrone Erscheinung voraus. Der Leser ist also in die simultanen Ereignisse eingeweiht, und dadurch darüber im Klaren, dass das Schreiben des Briefes so viel Zeit in Anspruch nimmt, dass dessen Inhalt von den simultanen oder darauf folgenden Ereignissen annulliert wird.³⁷ Die Entstehungsdaten der Briefe umrahmen also den Wendepunkt in der historischen Binnengeschichte, die Sitzung des Senats am 1. Juni und dessen Urteil über Boldizsár Báthorys Untergang, worüber – nach wiederholter Verletzung der Schweigepflicht – der zweite Brief des Paters berichtet. Während der erste also die zukünftige Versöhnung der Gebrüder Báthory planend und sich auf Boldizsárs Aufstieg konzentrierend an Prolepsen reich ist, benutzt der zweite Brief vor allem Analepsen, da er über die Umstände der Entstehung der vorangehenden Entscheidung und deren Bekanntgabe berichtet.

Trotzdem enthält auch der erste Brief retrospektive Teile. Cariglia wiederholt, ergänzt und begründet mehrere Paragraphen der früheren Sitzung und, um seinem Versprechen getreu den Grafen über den Stand ihrer Angelegenheit informieren zu können, über Ereignisse berichtet, die der Leser bis dahin aus einer anderen Perspektive gekannt hat. Durch die Vergegenwärtigungen hat der Leser angesichts der Möglichkeit der Technik der Selektion und Kombination die beiden Narrationen miteinander zu vergleichen.

Aufgrund des ersten Briefes halten wir Alfonso für einen guten Menschenkenner³⁸ und Diplomaten, da die Charakterisierung von beiden, Zsigmond und Boldizsár, mit den Früheren zusammenfällt, obwohl diese persönliche Perspektive gewisse Eigenschaften der kommunikativen Intention entsprechend speziell behandelt. Die zentrale Figur von Zsigmond wird in dem Roman stratoskopisch aus mehreren Perspektiven artikuliert,³⁹ angefangen von István Báthorys Nachsinnen über Zsigmonds Porträt oder seine Charakterisierung von Kendi in dem Geheimrat, die in dramatischen oder erzählten Szenen weiter nuanciert werden. In seinem detailliert konstruierten Porträt malt der Erzähler ein komplexes Bild des Fürsten. Die Erzählzeit mit der erzählten Zeit konfrontierend zeigt er die Veränderung in der Interpretation und Beurteilung der historischen Figur und grenzt seinen erzählerischen Standpunkt betont und individuell von der allgemeinen Meinung ab. Aus der historischen Zukunft zurückblickend schildert er seinen geheimnisvollen, veränderlichen Charakter unabhängig von der aus der Geschichte bekannter Figur des Gewaltherrschers.⁴⁰

Aus dieser komplexen Charakterzeichnung hebt Alfonso – wie er das mündlich vorher schon getan hat – in seinem Brief die Schwäche und Erschütterlichkeit des Fürsten hervor,⁴¹ durch welche Charakterzüge er als sein Beichtvater möglichst großen Einfluss auf seinen Günstling üben will. Die Beeinflussbarkeit des Fürsten ist in der früheren detaillierten erzählerischen Charakterzeichnung genauso betont,⁴² wie auch im zweiten Brief des Paters, außerdem wird es mit der Zeit zum entscheidenden Faktor des Handlungsfortgangs. Auch was die Figur Boldizsár Báthorys anbelangt, scheint der Briefschreiber eingeweiht zu sein, da er seine Jugend, seine Erziehung und seine Rolle in der nahen historischen Vergangenheit betreffend das Wissen des Lesers mit neuen Elementen erweitert, während er aufgrund der dem Leser schon bekannten Ereignisse ein – der Konklusion des Lesers ähnliches – treues Porträt des Grafen aus Fogaras zeichnet.

Alfonso – die Eitelkeit Boldizsárs analysierend – kommt zu der gleichen Konklusion⁴³ wie der Graf in einer in dem Gedächtnis des Lesers noch gegenwärtigen Szene⁴⁴ über sich selbst. Weil das Ziel der Verbündeten der Aufstieg Boldizsárs und die Versöhnung der Gebrüder Báthory ist, wird der Ausgangspunkt des Báthory-Konfliktes, der Streit Boldizsárs mit Jósika, wachgerufen – eine Szene von Wichtigkeit nicht nur im Brief, sondern auch in dem ganzen Roman. Obwohl die Angelegenheit zwischen den Verbündeten bereits ins Gespräch gekommen

ist, wird jetzt von dem fleißigen Briefschreiber über die Geschehnisse im Detail berichtet – unparteiisch, dem erzählerischen Diskurs getreu macht er aus den bekannten Ereignissen Auszüge. Er annotiert weiterhin die Verfestigung von Jósikas Position als Günstling, was auch gegen die Interessen der Prager ist, die die Versöhnung der Parteien und die Normalisierung der Situation in Transsylvanien vorläufig in dem Untergang des Günstlings garantiert sehen. Der Brief trifft noch keine Entscheidung in der früher mündlich schon diskutierten Frage, ob die hochstrebenden Pläne betreffend Jósikas oder Gyulais Absturz günstiger ist. Die Veränderungen entscheiden aber die Frage: Gyulai, der im Geheimrat mitgewirkt und über dessen Entschluss den Fürsten informiert hat, muss untergehen.

*

Der zweite Brief von Alfonso⁴⁵ folgt bald dem ersten, obwohl der die Briefe einbettende Textteil nur sehr wortkarg über die Ereignisse dieser denkwürdigen Tage berichtet. Einerseits werden die Flucht nach Alvinc und die darauf folgende geheime Versammlung des Senats in Erinnerung gerufen, andererseits werden diejenigen Ereignisse bewusst verschwiegen, die den Jesuiten zum Schreiben des Briefes bewegt haben. Es wird also Ereignismosaiken geben, von denen der Leser nur durch persönliche Mitteilung erfährt.

Der zweiten Schrift geht folgende Einführung voran:

„Über die in der abgeschlossenen Zelle im Flüsterton geführten Gespräche gibt der zweite Brief Alfonsos, den er an den Grafen Tiefenbach richtete, Aufschluss, dessen Text wir jedoch ohne Auslassungen mitteilen.“⁴⁶

Der oppositionelle Konnektor der erzählerischen Zwischenrede wirft die Frage auf, mit welchem Textteil diese oppositionelle Beziehung bestehen vermag. Als Rückblende kann es sich auf den in der Zelle verschwiegenen Dialog beziehen, den der Leser bis dahin nicht einmal in Fragmenten kennt, also wird seine dadurch geweckte Neugier durch das letzte Drittel von Alfonsos weitschweifigem Brief erst viel später gestillt. Die Distanz zwischen Signifikaten und Signifikanten fällt durch diese lange Verzögerung auf. Syntaktisch ist diese Bemerkung auf einen früheren, bekannten Brief zwischen Alfonso und Tiefenbach rückführbar, als Anspielung auf die Fragmentiertheit des ersten Briefes.

Möchte man diese Leerstelle auf die erste Schrift beziehen, wird man enttäuscht, da keinerlei Spuren der Verkürzung zu finden sind, der erste Brief scheint auch nach dem Wiederlesen vollkommen und abgeschlossen zu sein.

Zu dieser Feststellung kommt man aber nur nach wiederholtem Lesen des Briefes vom 31. Mai. Unabhängig von der Interpretation zeigt die erzählerische Bemerkung, dass der Erzähler die einzelnen Abschnitte teils nur andeutend, teils

aus verschiedenen Perspektiven schildernd, teils verschweigend oder in Details fast wörtlich wiedergebend dem Leser präsentiert – und sie so auf seine eigene Art und Weise gestaltet. Der Leser wird immer wieder an die Erfahrung der Textgestaltung erinnert, und der Erzähler erscheint in der Rolle des wohl informierten Narrators, der die Ereignisse vor der Veröffentlichung, sogar der Entstehung des Briefes zu kennen scheint.

Analeptische Allusion trifft der Leser an einer hervorgehobenen Stelle, wenn er über ein Ereignis erfährt, das sowohl die Ergänzung als auch den ganzen Roman betreffend von größter Wichtigkeit ist, nämlich die Geschehnisse und die Entscheidung der geheimen Sitzung des siebenbürgischen Senats. Cariglias Brief lernt der Leser aus der Perspektive des Schreibers kennen, er verfolgt den Text aus seiner Sicht.⁴⁷ Der Brief berichtet über Ereignisse, denen er selber beigewohnt ist, wenigstens als Zuhörer, seine Position ist also im Vergleich zu den Geschichten ausschlaggebend, die Personen-, Raum- und Zeitverhältnisse werden im Verhältnis zu ihm interpretiert. Der Brief ruft mehrere Äußerungen von Anderen hervor, so entstehen mehrere ineinander verschachtelte erzählerische Zentren. Der Horizont der dadurch entstandenen erkennenden oder erzählerischen Ichs, ihr Zugang zu den Geschichten ist begrenzt und parteiisch, wodurch der Leser über die Geschehnisse aus verschiedenen Perspektiven mit unterschiedlichen Interpretationen erfährt. Bei der Darstellung dieser Äußerungen arbeitet der Schreiber mit verschiedenen Redeweisen. In seinen Part werden auf dramatische Weise Dialoge eingebaut, so wird die Rede der einzelnen Figuren lebendig. Denken wir nur an die Gergely zugeschriebene floskelhafte Einleitung des Briefes, deren Stil und Gleichnisartigkeit an frühere Äußerungen des Gesinnungslosen erinnern. Dieser umfangreiche Textteil kann auch als Verspätung betrachtet werden, die, weil Erzählzeit und erzählte Zeit zusammenfallen, die Spannung aller Zuhörer – Alfonsos, des ehemaligen Studenten, Tiefenbachs als des Angesprochenen und des Lesers – weiter steigt. Andere Textteile werden von dem sich gerade äußernden Subjekt syntaktisch getrennt, in freier indirekter Rede, mit den Bemerkungen, Eindrücken, Erklärungen des Schreibers ergänzt dargestellt.

Die Struktur der ineinander eingebauten narrativen Ebenen wird durch eine außergewöhnliche⁴⁸ Fußnote oder in anderen Ausgaben durch eine eingeklammerte erzählerische Zwischenrede⁴⁹ noch weiter kompliziert. In dieser Metalepse überschreitet der Erzähler die Rahmen seiner gerade erzählten Geschichte, spricht den Leser an, macht ihn aufmerksam darauf, dass das durch den Pater Geschriebene und Gesagte nicht zusammenfallen.

Die Metalepse⁵⁰ selbst erfüllt ihre Funktion, lässt das System der metadiegetisch ineinander gebauten fiktionalen Schichten nicht vergessen. Die konnotative Art des Ansprechens des Lesers motiviert zum Wiederlesen, weil man sich über die Existenz dieser Unterschiede nur dadurch Gewissheit verschaffen kann.⁵¹

Weil die Anrede des Lesers als Wegweiser gelesen wird, nimmt man an, dass die erwähnten Textteile wirklich existieren, sie existieren aber teilweise gar nicht oder nicht so, wie sie vom Narrator zitiert werden. Der Inhalt des Briefes und die Entscheidung des Geheimrates unterscheiden sich, gerade nicht an der Stelle, auf die der Erzähler die Aufmerksamkeit des Lesers lenkt, wesentlich voneinander. Zwischen Kendi und Gyulai gibt es keine Auseinandersetzung. Gyulai nimmt an und erfüllt ohne ein Klagewort die ihm auferlegte Aufgabe.⁵² Obwohl die Prämisse des Erzählers nicht stimmt, führt seine Schlussfolgerung zu einer äußerst interessanten Konklusion: Dadurch, dass er die Komplexität der narrativen Situation betont, spricht er den Pater von der Schuld der Lüge frei, da der Pater das von Zsigmond Gehörte weitergibt, und den durch die Entscheidung betroffenen Fürsten als primären Erzähler der Geschichte für die Verzerrungen verantwortlich macht. Der unbeständige Charakter des Fürsten zeigt sich auch in den – auch erzählten⁵³ – Veränderungen seiner Rezeption, wenn die Freude des ersten Hörens mit der Zeit zur Paranoia, die Dankbarkeit dem Boten gegenüber zum Ärger wird. Die Situation ist die wohl bekannte Situation des Missverständnisses in den Kemény-Romanen:⁵⁴ Gyulai – als einziger seinem Eid getreu – darf nicht mehr sagen, der Fürst baut aus den Fragmenten einen paranoiden Geschichtsrahmen auf, in dem der Bote allmählich aus der Position des Günstlings in Ungnade fällt. Das zeigt sich darin, dass während der Fürst Gyulais aktiven Einsatz gegen Boldizsár in dem geheimen Rat erwartet, hält dieser nicht nur keine begeisterte Rede in dieser Angelegenheit, murmelt aber sogar seine hoffnungsvolle Worte nur vor sich hin.⁵⁵ Trotz der komplizierten narrativen Situation wird aus der freien indirekten Rede klar, dass es sich hier um Zsigmonds Meinung handelt.

Die grenzüberschreitende Anrede des Lesers verletzt nicht nur die narrativen Rahmen, sondern hebt auch die komplizierte erzählerische Position hervor. Im Gegensatz zu dem allwissenden Erzähler der Einleitung wird der Leser hier mit der Ungenauigkeit der Kenntnisse des Erzählers, mit seinem mangelhaften Wissen konfrontiert. An dieser Stelle kennt der Narrator die Geschichte nicht gut oder führt den Leser bewusst irre, aber mit diesem Aufruf lenkt er die Aufmerksamkeit auf jeden Fall auf die falsche Wiedergabe der Inhalte, sich als Entwirren der Stränge schildernd, während er diese Stränge eigentlich noch weiter kompliziert.

Man darf aber einen weiteren wichtigen Faktor des Systems der Sprechsituationen nicht vergessen, nämlich dass die Veröffentlichung des Briefinhaltes nur durch den Bruch mehrerer Eide und die Verletzung mehrerer Schweigepflichten möglich ist. Gyulai ist der Einzige, der seinen Eid sowie sein Versprechen an den Senat und István Báthory hält,⁵⁶ aber – wie man sehen wird – seine Treue zu dem gegebenen Wort führt zu seinem Untergang.⁵⁷ Die in Cariglias Brief geschilderten Ängste des Fürsten rufen die ehemaligen Eide auf das Kreuz und das Schicksal der Verletzten dieser Eide wach, wodurch ein weiterer, bereits erzählter Teil evoziert wird.⁵⁸ Aus dem dramatisch wortwörtlich hervorgerufenen Dialog zwischen

dem Fürsten und Alfonso geht hervor, dass der Brief gerade den eigenen Entstehungsursprung erzählt, so, dass er mit verschiedenen Geschichten des Eidbruchs in einen historischen Kontext, eine Art Tradition des Eidbrechens eingebettet wird, wenn der Pater, um Zsigmond zu beruhigen, die unterschiedlichen Schicksale der Eidbrecher schildert. Wir haben also eine Geschichte der wiederholten Verletzung der Schweigepflicht – Gyulai, von der Schweigepflicht befreit, teilt dem Fürsten sein Geheimnis mit und nimmt dessen Eid ab, das Geheimnis zu bewahren. Der Fürst beichtet jedoch dem Abt, der die Schweigepflicht verletzend das Geheimnis mit Tiefenbach und Boldizsár verrät. Der Diskurs, der gerade gelesene Textteil offenbart sich dem Leser nur durch die Verletzung des Beichtgeheimnisses, durch den Einblick in das intime Geheimnis des Briefes. Dieses meta-diegetisch auf verschiedenen Ebenen erzählte Motiv der Verschwiegenheit kann als selbstreflexive Konstruktion interpretiert werden, das ein analoges Verhältnis zwischen den Ebenen annehmend erlaubt, die eingebetteten Elemente, sogar die Narration als verkürzte Variante des Briefes (als *mise en abyme*) zu lesen.

Dieser Brieftext enthält als Intertext die Geschichte von Absalom aus dem zweiten Buch des Salomon aus dem Alten Testament,⁵⁹ in das Zsigmond nach der Entscheidung des geheimen Rates, um sich beruhigen zu können, hineinblättert und anschließend über das Schicksal von Don Carlos nachdenkt.⁶⁰ Die Parallele mit dem Alten Testament kommt nicht zum ersten Mal vor: In der Versammlung des Senats greift Kendi genau zu dieser Quelle bei der Charakterisierung der Báthory-Söhne.⁶¹ Boldizsár entspricht Absalom, Zsigmond entspricht Dávid, aber er beschäftigt sich mit der zwischen ihnen bestehenden Beziehung nicht, und die Lehre des Psalms soll sich nicht auf sie beziehen. Im Gegenteil dazu hebt Zsigmond aus der ersten Geschichte, aus dem Schicksal des Absalom, den inneren Kampf des gegen den Vater rebellierenden Sohnes, aus der zweiten des den rebellierenden Sohn auf das Schafott schickenden Vaters hervor.

Die Parallelen sind eindeutig,⁶² lassen den Leser trotzdem nachsinnen, weil sie statt des Kampfes zwischen Bruder und Cousin das Vater-Sohn-Verhältnis darstellen. In demselben Brief erwähnt Pater Alfonso zwar den gegen seinen Bruder jahrelang Krieg führenden und sein Land dadurch ins Chaos stoßenden Ludwig XI,⁶³ aber er erwähnt ihn nur im Gespräch mit Tiefenbach als Gleichnis, Zsigmonds Parabeln gibt er keine weiteren Interpretationsmöglichkeiten.

Zsigmond sinnt in beiden Fällen über die Parabel von Vater und Sohn nach, im Sinne derer er Boldizsár als den gegen seinen Vater rebellierenden Sohn identifiziert, und daraus folgend sich selbst mit dem den Sohn zeugenden, ihn teilweise schaffenden Vater gleichstellt. Das Sohn-Sein ist dem Vater-Sein einerseits ähnlich, da er diese wiederholt, fortsetzt, vererbt, andererseits unterscheidet er sich in seinem Anderssein von ihm.

In dem Vater-Sohn-Verhältnis artikuliert sich die Wiederholung und die Fortsetzung. Die Macht wird aber von Vater zu Sohn weitervererbt, der Sohn folgt

dem Vater nach dessen Tod oder durch seine (sakrale) Ermordung auf dem Thron, während der Bruder oder der Cousin nur in der Abwesenheit des leiblichen Nachwuchses oder nach dessen Tod an die Macht kommen kann.

Um seine Erregung gegen Boldizsár zu legitimieren, positioniert er sich nicht nur als Fürsten, sondern auch als Ursprung, als Vater über seinen Neffen, so dass ein angenommener Aufstand gegen ihn nicht nur die Verletzung der kollektiven Ordnung, sondern auch die Konfrontation mit der individuellen Abstammung bedeutet, was die Möglichkeit der Fortsetzung in Frage stellt. Durch den Sohnesmord wird sie aber unbedingt vernichtet.

Die Ähnlichkeit zwischen Zsigmond Báthory und seinem Vater, István, wird in der von Alfonso zitierten Traumszene deutlich,⁶⁴ wenn Zsigmond an der Grenze von Traum und Wirklichkeit die Ähnlichkeit zwischen dem königlichen Porträt an der Wand und Boldizsár bemerkt und sogar den anklagenden Blick seines Sohnes in Istváns Gesicht erkennt.⁶⁵

Die Umdeutung der Rollen wird auch aus einer anderen Perspektive problematisiert, weil István Báthory seinen Günstling um Treue seinem Neffen, dem Woiwoden gegenüber bittet. Der Eid verliert aber mit dem Tod des polnischen Königs seine Gültigkeit, der Woiwode wird nämlich zum Fürsten, dem Gyulai, dem Text nach, keine Treue mehr schuldet. Seine inneren Kämpfe werden auch in seinem Tagebuch verewigt – aus dieser narrativen Situation kann der Leser die früheren Ereignisse aus der Perspektive der Titelfigur wiedererzählt kennen lernen. Gyulai sieht, dass Zsigmond seinem Vater nicht gewachsen ist und erfährt seine – bereits von István Báthory prognostizierte – Metamorphose und die Wendung seiner Taten ins Extreme, trotzdem kann er die Rolle des Kindes und des Fürsten nicht trennen, so garantiert er selbst die Kontinuität zwischen ihnen. Darauf, dass die veränderten Umstände seine Position als Günstling umgedeutet haben, reflektiert er nicht. Wie er selber ahnt und vorausdeutet, hilft er Zsigmond durch die Tötung Boldizsárs seine Macht zu behalten, der aber ihn opfert und Siebenbürgen ruiniert.

Als Roman mit historischem Kern ist *Gyulai Pál* im Zusammenspiel von Geschichte und Literatur entstanden, das heißt, die wachgerufenen historischen Ereignisse und Personen wie auch ihre literarische Repräsentation erscheinen im Bewusstsein des Lesers simultan. Der historische Roman konstruiert seine Handlung aufgrund der als festgelegt betrachteten Ereignisse einer ausgewählten Epoche, zu deren authentischen Wiedergabe er sich jedoch nicht verpflichtet hat, kann also seiner fiktionalen Absicht nach von diesen Ereignissen abweichen. Infolgedessen wird der sich vor den Augen des Lesers entfaltende historische Roman als Konstruktion in zwei Diskurse eingebettet, die historischen und ästhetischen Horizonte sind im ständigen Zusammenspiel.

Einerseits sind die historischen Figuren, die bereits geschehenen und folgenden Ereignisse sowie ihr Ausgang gewissermaßen bekannt,⁶⁶ andererseits werden

den Tatsachen, die mit dem fiktionalen Mediumwechsel in einen neuen Kontext gesetzt werden, von den ursprünglichen unterschiedliche, neue Funktionen zugeteilt. Deshalb achtet man notwendigerweise darauf, wie sich seine geschichtlichen Vorkenntnisse, Vorurteile in einer künstlerisch geschaffenen Welt bestätigen.

Die Figur von Zsigmond Báthory ist also aus der kontinuierlichen, unveränderlichen historischen Person und aus der in dem Roman aus verschiedenen Perspektiven gezeigten Figur des jungen Woiwoden, später Fürsten und dem im Vergleich zur Erzählzeit zukünftigen Despoten zusammengesetzt. Das komplexe Charakterbild besteht also aus der historischen und der literarisch geschaffenen Figur, wobei die historische ebenfalls das Ergebnis einer historischen Erzählung ist.⁶⁷ Dieser Zwiespalt bewegt den Leser dazu, bei dem Charakter des Fürsten zu verweilen, um die Kohärenz der Figur mit dem Anspruch auf ein textartiges Lesen zu schaffen.⁶⁸

Zsigmonds Herrschaft bedeutet das Ende von Siebenbürgens Blütezeit. Abwechselnd verlässt und besteigt er den Thron mehrmals, was auch nicht dem Interesse des Landes dient. Seine unausgeglichene Politik führt zum Untergang des Fürstentums. Mit der Umgestaltung der Familienverhältnisse gibt Zsigmond eine Prognose seines eigenen Schicksals, nämlich dass sich die unter István Báthory herausgebildete Kontinuität des Fürstentums mit ihm auflöst.⁶⁹

Cariglias zwei Briefe sind auch im Verhältnis zueinander von Interesse, besonders, weil die Zeilen des späteren Briefes die früheren immer wieder umschreiben. Indem nur Gyulais Schicksal erwähnt wird, bleibt in dem ersten Brief der Untergang der Günstlinge noch offen, aber die späteren Geschehnisse stabilisieren Jósikas Position Gyulai gegenüber. Gyulai ist kein aktiver Held, er ist durch Eid und Schweigepflicht gebunden, sein Schicksal ergibt sich aus den ihm zugeteilten Rollen. Er ist das jüngste Mitglied des geheimen Rates und als solcher hat er die Aufgabe, die Entscheidung des Rates dem Fürsten mitzuteilen – eine Rolle, die zu seinem Untergang führt, weil er dadurch den Zorn des Fürsten sowie von Boldizsár auf sich zieht. Statt eine historische Rolle zu spielen, wird er zum Mittel und Opfer von Verschwörungen.

Der Text erfüllt also einerseits die Erwartungen des Lesers: Nach einer Reihe von Komplikationen kommt der Brief – sein Ziel nie erreichend, aber mit einer Ergänzung erweitert – als Antwort an seinen Absender zurück. Die divergierenden Handlungsstränge treffen sich – der romantischen Handlungsführung entsprechend – zusammen. Andererseits spielt der Vergil ähnliche Erzähler mit seinem Leser in diesem romantischen Labyrinth und führt ihn absichtlich irre. So wie diese hypodiegetisch ineinander gebaute narrative Struktur, die Vervielfältigung der erzählerischen Rollen, die Unzuverlässigkeit der Erzähler und die Deformation der von ihnen gestalteten Geschichten und Nachrichten, fordert auch

die selbstreflexive Konstruktion des *mise en abyme* eine aktive Anwesenheit des Lesers.

Diese zwei Verfahren funktionieren simultan und parallel. In dem romantischen Plotentwurf und der Realitätsnähe entdecken wir außertextuelle Elemente der Wirklichkeit, während im Erzählen und in der Konstruiertheit die modernen Merkmale der Textualität zur Geltung kommen.⁷⁰

Anmerkungen

- ¹ Szegedy-Maszák, Mihály: *Kemény Zsigmond* (Pozsony: Kalligram, 2007) (Erste Erscheinung: Budapest: Szépirodalmi, 1997).
- ² Eine ähnliche Lesart präsentieren unter anderen folgende Studien: Benkő, Krisztián: *Szinekdoché és önkívület. Apokalipszis-értelmezések Kemény Zsigmond A rajongók című regényében*. In: B. K.: *Önkívület. Olvasónapló a magyar romantikáról* (Pozsony: Kalligram, 2010) 192–239; Béneyi, Péter: *A történelem és a tragikum vonzásában: a történelmi regény műfaji változatai és a tragikum kérdései Kemény Zsigmond írásművészetében* (Debrecen: Debreceni Egyetem Kossuth Egyetemi Kiadó, 2007); Eisemann, György: *Elhallgatás, beszéd, szubjektum Kemény Zsigmond regényeiben*. In: *Iskolakultúra*, 2007/1, 41–47; Gönczy, Mónika: *Az Özvegy és leánya szövegvilágai*. In: *Studia Litteraria*, Jg. 38. 2000, 84–113; Hites, Sándor: *Prognózis és anakronizmus: A Zord idő mint politikai példázat*. In: H. S.: *A múltnak kútja. Tanulmányok a történelmi elbeszélések köréből* (Budapest: Ulpus-ház, 2004) 25–101; Kunkli, Enikő: *A közösségi narratívák és egyéni önnarratívák összehangolásának esélyei Kemény Zsigmond Férj és nő című regényében*. In: *Studia Litteraria*, Jg. 43. 2005, 115–143; Szegedy-Maszák, Mihály: *Az újraolvasás kényszere (A rajongók)*. In: SZ-M. M.: *Irodalmi kánonok* (Debrecen: Csokonai, 1998) 72–93; Z. Kovács, Zoltán: *Példázatosság és (romantikus) ironia Kemény Zsigmond három regényében (A szív örvényei, Férj és nő, A ködképek a kedély láthatárán)*. In: Z. K. Z.: „*Vanitatum Vanitas*» Maga is a humor“. *Az ironia (korlátozásának) változatai a magyar romantika irodalmában* (Budapest: Osiris, 2002) 139–186.
- ³ Zu der Romankomposition von Kemény und deren Rezeption siehe noch: Szegedy-Maszák, Mihály: *Az elbeszélő nézőpont összetettsége Kemény Zsigmond regényeiben*. In: *MTA I. Osztályának Közleményei*, 1979, 411–441, 428.
- ⁴ Kemény, Zsigmond: *Eszmék a regény és a dráma körül*. In: K. Zs.: *Élet és Irodalom* (Budapest: Szépirodalmi, 1971), 191–212, 208–209.
- ⁵ Martinkó, András: *Töredékes gondolatok Kemény Zsigmond palackpostájáról* 358–365. In: M. A.: *Teremtő idők* (Budapest: Szépirodalmi, 1977) 328–386, 368.
- ⁶ Szegedy-Maszák 2007, 86.
- ⁷ Kemény 1971, 200.
- ⁸ Barta, János: *Kemény Zsigmond írói világa*. In: B. J.: *Évfordulók* (Budapest: Akadémiai, 1981) 235–267, 237.
- ⁹ Friedrich Schlegel: *Levél a regényről*. In: August Wilhelm Schlegel, Friedrich Schlegel: *Válogatott esztétikai írások* (Budapest: Gondolat, 1980) 370–382, 375.
- ¹⁰ Thomas Cooper: *Zsigmond Kemény's Gyulai Pál: Novel as Subversion of Form*. In: *Hungarian Studies*, 2002. Jg. 16/1, 29–50.
- ¹¹ Paul Ricoeur: *A történelem és a fikció kereszteződése* (Üs. Jeney, Éva) In: P. R.: *Válogatott irodalomelméleti tanulmányok* (Budapest: Osiris, 1999) 353–372.
- ¹² Kemény 1971, 196.

- ¹³ Bényei 1999, 75.
- ¹⁴ Wolfgang Iser: *Az olvasás aktusa. Az esztétikai hatás elmélete* (Üs. Hárs, Endre) In: Kiss, Attila Atilla, Kovács, Sándor sk – Odorics, Ferenc (Hg.): *Testes könyv I* (Szeged: Ictus und JATE, 1996) 241–264. Vgl. Kemény, Zsigmond: *Gyulai Pál II* (Budapest: Szépirodalmi, 1967) 228.
- ¹⁵ Vgl. Szegedy-Maszák 1979, 411–441 und Szegedy-Maszák 2007, 89–97.
- ¹⁶ Kemény 1967, I. 259, 306.
- ¹⁷ Szegedy-Maszák, Mihály: *A történet és az elbeszélés szereplői Kemény Zsigmond regé-nyeiben*. In: *Irodalomtörténeti Közlemények*, Jg. 1978/4, 475–494, 491.
- ¹⁸ Kemény 1967, II. 128.
- ¹⁹ Kemény 1967, I. 360, 326.
- ²⁰ Kemény 1967, II. 304.
- ²¹ Kemény 1967, I. 48.
- ²² Kemény 1967, I. 141.
- ²³ Kemény 1967, I. 111.
- ²⁴ Kemény 1967, I. 185.
- ²⁵ Kemény 1967, I. 221.
- ²⁶ Kemény 1967, I. 188.
- ²⁷ Kemény 1967, II. 324.
- ²⁸ Kemény 1967, I. 329.
- ²⁹ Vgl. Cooper 2002, 30. Zu der Wichtigkeit der interpretativen Tätigkeit siehe noch Kemény, Zsigmond: *Gyulai Pál* (Hg.) Dobás, Kata (Budapest, Napkút, 2011) 282.
- ³⁰ „... mindig kikapcsolja a főszöveg terét és idejét [...] ott kezdődik, ahol az értelmező az addigi szinekdochikus vagy metonimikus előrehaladás megszakadását állapítja meg, és ott végződik, ahol ennek folytatását érzékeli.” [...] er schaltet Raum und Zeit des Haupttextes immer aus ... es beginnt dort, wo der Interpret den Abbruch des bis dahin synekdochischen oder metonymischen Fortgangs feststellt und endet, wo er die Fortsetzung dessen wahrnimmt.] [In meiner Übersetzung] Szegedy-Maszák, Mihály: *Az irodalmi mű alakítási hatásméletről*. In: SZ-M. M.: *Minta a szönyegen* (Budapest: Balassi, 1995) 24–66, 39.
- ³¹ Den Begriff der Diegese benutzen wir in Anlehnung an Gérard Genette. In seiner Studie *Diskurs der Erzählung* unterscheidet er drei verschiedene Bedeutungsschichten der Erzählung. Die Erzählung in individuellem Sinne interpretiert er als Ergebnis des Prozesses der Textgestaltung, als narrative Aussage, d. h. als mündliche oder schriftliche Mitteilung bestimmter Ereignissequenz. Das Nacheinander der den Gegenstand des Diskurses bildenden wahren oder fiktiven Ereignisse nennt er Geschichten oder Historien, Narration nennt er den Prozess der Textgestaltung, den Akt des Erzählens der Geschichte. Bei der Aufstellung der erzählerischen Kategorien hält Genette auch den Gesichtspunkt vor Augen, ob der Narrator in der Geschichte als aktiv Mitwirkender, Teilnehmer, d. i. homodiegetisch, auftritt oder in einer heterodiegetischen Position des Außenseiters erscheint. Er untersucht, ob der Erzähler und der Akt des Erzählens Teil der Erzählung sind, er unterscheidet extradiegetische und intradiegetische erzählerische Situationen. Unter Ersterem versteht er die Narration ersten Grades, die Rahmenerzählung, wenn der heterodiegetische Erzähler die Geschichte einer Figur darstellt. Im Vergleich dazu ist die intradiegetische Situation von zweitem Grad, wo die erzählerische Tätigkeit einen Teil der Erzählung bildet, eine Figur der Erzählung zum Narrator wird und eine Geschichte erzählt. Die intradiegetische Narration ist also Narration innerhalb der Narration. Gérard Genette: *Die Erzählung*. (Hg.) Jochen Vogt (Üs. Andreas Knop) (München: Wilhelm Fink Verlag, 1998) 33–41, 48–53, 178.
- ³² Borisz Tomasevszkij: *Irodalomelmélet* In: *A modern irodalomtudomány kialakulása*, (Hg.) Bókay, Antal – Vilcsek, Béla (Budapest: Osiris, 2001) 268–286, 273.

- ³³ Kemény 1967, II. 26.
- ³⁴ Kemény 1967, I. 248.
- ³⁵ Kemény 1967, II. 162.
- ³⁶ Die Figur der Gräfin Tiefenbach hat Kemény sehr beschäftigt, er plante sogar einen Roman mit diesem Titel, der Roman ist aber nie erschienen, ein Manuskript ist nicht bekannt. Siehe dazu den Brief von Kemény an Miklós Jósika vom 24. Februar 1847. Somogyi, Gréta, Pintér, Borbála (Hg.): *Kemény Zsigmond levelezése* (Budapest: Balassi – ELTE, 2007) 84. Vgl. Papp, Ferenc: *Báró Kemény Zsigmond* (Budapest 1922) Bd. I. 382.
- ³⁷ Kemény 1967, I. 441–442.
- ³⁸ Mit dem Fortgang des Textes müssen wir auch diese Feststellung unter Revision nehmen. Gergelys Charakterisierung von Alfonso kommt aus der Perspektive sowohl der Figur als auch des Erzählers falsch vor. Siehe: Cariglias Brief an Eleonora und Eleonoras Notizen in ihrem Tagebuch. Vgl. Kemény 1967, II. 273, 275.
- ³⁹ Zu der unmittelbaren Charakterisierung Zsigmonds siehe noch: Szegedy-Maszák 2007, 106–107. Barta János rechnet Zsigmond zu den unberechenbaren, pathologischen Charakteren: Barta 1981, 244. Zu der Vielseitigkeit der Charaktere siehe noch Kemény 2011, II. 283.
- ⁴⁰ Kemény 1967, I. 297–306.
- ⁴¹ Kemény 1967, I. 440.
- ⁴² An dieser Stelle hat man im Roman mit einer sehr komplizierten syntaktischen Situation zu tun. In dieser Charakterisierung kommt nämlich diese Eigenschaft als Frage vor, und die Antwort darauf entsteht nur nach langer Erläuterung. Vgl. Kemény 1967, 302, 305.
- ⁴³ Kemény 1967, I. 407, 438.
- ⁴⁴ Die äußerst geschickte Verwicklung der Stränge, die Verschachtelung der narrativen Ebenen zeigt auch die Tatsache, dass Boldizsár diese Aussage nach dem Lesen von Raelighs Brief macht, wonach er gerade von Alfonso aufgesucht wird, um ihn über das geheime Rat zu informieren, wie das im zweiten Brief des Paters erscheint.
- ⁴⁵ Die Benutzung der Briefe und Tagebucheintragen bezeichnenden Anführungszeichen ist inkonsequent. Sowohl hier als auch in der neuesten Auflage von 2011 fehlen die sekundären Mitteilungen bezeichnenden Anführungszeichen, vielleicht weil der Brief das Kapitel IV. des dritten Bandes abschließt. Vgl. Kemény, Zsigmond: *Gyulai Pál* (Pest: Hartleben, 1847). Bd. III. 106; Kemény 2011, 281.
- ⁴⁶ Kemény 1967, I. 442 [in meiner Übersetzung].
- ⁴⁷ Vgl. Szegedy-Maszák 1979, 423.
- ⁴⁸ In den die Einführung oder den Abschluss der Briefe begleitenden Texten fügt der Erzähler den Äußerungen oft Kommentare hinzu oder unterbricht den Brief mit Zwischenreden der Figuren, aber von den in Keménys Romanen vorkommenden Briefen ist dieser der einzige, in den der Hinweis auf die Interpretation eingebaut ist.
- ⁴⁹ In der von uns verwendeten Ausgabe von 1967 steht diese Ergänzung in Fußnote, während in der Erstausgabe und in der neu aufgelegten durchgesehenen Auflage von 2011 sie in Fußnote steht. Vgl. Kemény 1847, III. 95; Kemény 1967, I. 453–454; Kemény 2011, I. 275.
- ⁵⁰ Auf das Phänomen der Grenzüberschreitung trifft man an mehreren Stellen, bei manchen Überschreitungen der Rahmen der verschiedenen narrativen Ebenen wird der Unterschied der Chronotopoi der Erzählung und der Geschichte besonders betont. Vgl. Kemény 1967, I. 185. Hier weist Kemény auf die zwischen 6.–17. Juli 1845 im *Budapesti Híradó* [Budapester Nachrichten] erschienenen Artikel von Emil Dessewffy hin, die er beim Schreiben des Roman *Gyulai Pál* gelesen hat. Für weitere Einzelheiten siehe den Brief an Miklós Jósika vom 15. Dezember 1845. Vgl. Somogyi, Pintér 2007, 59–60.
- ⁵¹ Kemény 1967, I. 453, I. 176, I. 179, I. 332.
- ⁵² Kemény 1967, I. 179.

- ⁵³ Kemény 1967, I. 454–455.
- ⁵⁴ Die Ausgangssituation des Missverständnisses ist in mehreren Kemény-Romanen ausschlaggebend. Die Rollenwechsel in *Ködképek a kedély láthatárán* oder *Özveggy és leánya* erinnern an das Missverständnismuster der Shakespeare'schen Komödien, aber bei Kemény münden sie immer in Tragödien. Die Verwechslung der Rollen und die Fehlinterpretationen haben auch in *Zord idő* einen tragischen Ausgang, wie in *A rajongók* auch wortwörtliche Missverständnisse, also falsche Zeichendeutungen, zu dem Tod von Kassai Elemér führen. Siehe noch: Szegedy-Maszák 2007, 97, 105.
- ⁵⁵ Vgl. Kemény 1967, I. 453, mit 176.
- ⁵⁶ Schon als Farkas Kovalszky Gyulai in einem Brief zur Versammlung des Senats einlädt, bittet er ihn in seiner kurzen Schrift, die Versammlung geheim zu halten.
- ⁵⁷ Vgl. Németh G., Béla: *Kemény Zsigmond*. In: N. G. B.: *Türelmetlen és késlekedő fél század* (Budapest: Szépirodalmi, 1971) 131–139, 135.
- ⁵⁸ Vgl. Kemény 1967, I. 168, mit 451.
- ⁵⁹ Absalom ist Davids Sohn, der sich als Erbe des Thrones gegen seinen Vater auflehnt. David flieht vor ihm aus Jerusalem. Absalom suchte seine Nebenfrauen auf, was ein Zeichen dafür ist, dass er die Macht übernahm. Vgl. 2 Sam 16, 21–22.
- ⁶⁰ Die Chronologie nicht außer Acht lassend muss es sich hier um die historische Figur von Don Carlos eine bei weitem nicht sympathische Figur der Geschichte handeln. Er organisierte eine ungeschickte Konspiration gegen seinen Vater und wurde wegen Hochverrats und Konspiration für schuldig erklärt und zum Tode verurteilt. Don Carlos wird durch Schillers Drama aus dem Jahr 1787 und Verdis Oper zu einer positiven Figur gemacht.
- ⁶¹ Kemény 1967, I. 173.
- ⁶² Kemény 1967, I. 447.
- ⁶³ Ludwig XI. kämpfte lange Zeit gegen seinen Bruder Karl den Kühnen, der gegen ihn sogar eine internationale Verschwörung organisierte, am Ende aber in der gegen Ludwig geführten Schlacht bei Nancy ums Leben kam. Seine Figur wird im Roman mehrmals erwähnt, zum Beispiel bei der Schilderung Zsigmonds Brutalität. Vgl. Kemény 1967, I. 298.
- ⁶⁴ Kemény 1967, I. 455.
- ⁶⁵ Zu der Wichtigkeit der Porträts siehe noch: Bence, Erika: *Báthory Zsigmond arcképe: festmény és esszé Kemény Zsigmond Gyulai Pál című regényében*. In: *Híd* 2007. Jg. 5. 67–73.
- ⁶⁶ Zsigmond Báthory überlässt Boldizsár den Thron für ein paar Tage, dann lässt er ihn ermorden und nimmt seine alte Position wieder ein. Zu der Bearbeitung der Geschichte von Zsigmond und Boldizsár Báthory siehe noch z. B. Márton, László: *A nagyratörő* (Budapest: Jelenkor, 1994), Passuth, László: *Sárkányfog* (Budapest: Szépirodalmi, 1960).
- ⁶⁷ Siehe noch: Szegedy-Maszák, Mihály: *Megfordított időrend*. In: Sz-M. M.: *Az újraolvasás kényszere* (Pozsony: Kalligram, 2011) 220–225, 225.
- ⁶⁸ Vgl. Szegedy-Maszák, Mihály: *A Tündérgert műfaja és vilásképe*. In: Sz-M. M.: *A regény, amint írja önmagát* (Budapest: Korona Nova, 1998) 57–79, 44.
- ⁶⁹ Vgl. Hites, Sándor: *Prognózis és anakronizmus: A Zord idő mint politikai példázat*. In: H. S.: *A múltnak kútja* (Budapest: Ulpius-ház, 2004) 25–101, 58.
- ⁷⁰ Viktor Žmegač, *Történeti regényepoétika. A huszadik századi regény alapvető kettőssége* (Üs. Rajslí, Emese) In: Thomka, Beáta (Hg.): *Az irodalom elméletei I* (Pécs: Jelenkor, 1996) 99–170, 104–115.

PORTRAIT OF THE INVISIBLE. A MEDIODOLOGICAL APPROACH TO ZSIGMOND KEMÉNY'S *PÁL GYULAI*

GERGELY HODJÁK

Eötvös Loránd University
Budapest, Hungary

In terms of poetic composition, Zsigmond Kemény's *Pál Gyulai* is probably the fanciest Hungarian romantic novel, although this is the first literary work the excellent Transylvanian writer published, in 1847. It could easily win international acclaim among specialists in Romanticism, if it had a translation into one of the widely spoken foreign languages.¹ This essay attempts to interpret the novel from a primarily mediological point of view, focusing on a small number of scenes, and discussing some relations between certain images, poetic interpretation and ethical issues.

Keywords: Zsigmond Kemény, novel, Romanticism, Hungarian literature, hermeneutics, inter-arts

Around a Fictitious Portrait

In terms of cultural history, the plot of this *romantic novel* takes place in the *late Renaissance Period* of Transylvania, roughly between 1581 and 1613 (from the funeral of Voivode Kristóf Báthory to the death of Prince Zsigmond Báthory). In the first chapter of the novel, the elite courtier, Pál Gyulai presents a *fictitious* portrait of the later prince of Transylvania, the nine-year-old Zsigmond Báthory. The portrait had been ordered by István Báthory, the present Prince of Transylvania, who is also King of Poland (Transylvania and Poland formed a personal union then). Old Báthory wishes to take a good look at his successor-to-be, who lives far from the Polish court. Essentially, the scene draws upon the *Hungarian Historia* of Johannes Michael Brutus,² which may have been pretty popular in Kemény's political club.³ As a matter of fact, the portrait of the prince is in a position of multiple mediations: in the first place, it is supposed to bridge the spatial, geographical gap between Poland and Transylvania; in the second, it is destined to give a 'truthful description' of the young prince's character to the old king. Finally, as for us only some portraits of the *adult* Zsigmond Báthory are available, the fictitious picture may symbolize the essential absence of the 'self', while, together

with the later portraits, it may also contribute to a whole ‘visual narrative’ about the transformation of a personality.

My hypothesis is that the fictitious portrait is the allegory of an ungraspable and mediologically problematic self, being a common problem of the Renaissance Humanism and the Romantic Period. The poetic difficulties in portraying this hypothetical self reveal the structure of the modern subjectivity, i.e., a modern person’s ‘sojourn’ behind (or before) him or herself (‘*praes-entia*’), the constitutive factor of which is its being exposed to the eyes of the others – including somebody’s own eyes watching him- or herself in the mirror, or, especially, from a good portrait of his or her own.⁴ Jean-Luc Nancy remarks, concerning this modern paradigm of the self, that the artistic portrait does not recall any specific matter (neither a Hegelian Idea, nor God’s confirmatory presence like a sacred icon), but disclosed the constitutive deficiency of a human subject in and for itself – which is evidently the source of personal desires and suffering.⁵ The desirable resemblance of the portrait and the model – being a central problem in Kemény’s novel – is actually an illustrative ‘*différance*’, or, in other words, the allegory of a hermeneutical void. This modern allegoresis ‘rhymes with’ the progressive poetic form of the novel (in the spirit of Friedrich Schlegel),⁶ together with the monologues of Pál Gyulai referring back to the moral-theological debates of the Humanist era on ‘predestination’ and ‘free will’,⁷ which returns in the German idealism as the central question in the philosophy of history.⁸ Prince Zsigmond and Pál Gyulai, being two contrapuntist characters of the novel in respect of morality, represents also the extreme poles of the Romantic authorship, i.e., a willful steadiness (a will to ‘superior values’) and an ironic ‘*capriccio*’, meanwhile the hermeneutic space between the two opens up a wide range of interpretations for the readers.

In an interesting prelude or introduction to the scene, the narrator, acting the part of somewhat a cultural mediator between the 16th century (time of the plot) and the 19th century (time of his own and of his ‘implicit readers’), compares the Renaissance painting with 19th century photography (i.e., the daguerreotype).⁹ In ‘his’ opinion, the rise of photography indicates the down-grading of culture, preferring a ‘servile imitation’ to the ‘half-idealization’ technique of the Renaissance. The concept of *half-idealisation*, allegedly being a parameter of the Renaissance painting, may refer to a primarily romantic expectation towards painters, that is, they express the *authentic* personality of the model by highlighting the most peculiar features in the picture.

The example for ‘half-idealisation’ (the allegedly Renaissance representation technique) given by the narrator seems to be a pretty obvious, still not ‘identifiable’ allusion to one the many paintings (maybe a fictitious one also)¹⁰ visualizing the ancient myth of Diana and Acteon:

It followed from the principle of 'half-idealization' that for instance the patrician woman who blushed if a knight's gaze wandered to her alabaster shoulders, but who stepped into her bath in front of her male servants naked like the virgin Diana next to the hunting dogs because she didn't consider them beings comparable to her, expressed far more haughtiness on the canvas than she did in the depressing hours that she spent sitting for the artist. (*Vol. I. 9.*)

Accordingly, the painting is considered to re-present the 'true' personality of the model better than his or her own face, which might as well be a good mask, the organ of play-acting. At this stage of the novel, the narrator seems to be firmly convinced of this very 'truth' of the portrait:

And was their not, in this approach, a higher fidelity than in the miserliness of stingy imitation? The portrait of the Transylvanian prince was astonishingly perfect, but in the former sense. (*Vol. I. 9.*)

This notion of painting was somewhat typical in the early Romantic aesthetics as I will shortly describe it. It must be emphasised that the above expectation is not obvious at all, rather the outcome of certain changes in the history of culture. In Hans Belting's view, for instance, portrait painting had nothing to do with psychological investigations at an early stage. Belting discusses portraits, in contrast to the coat of arms, that is, the historical medium of the aristocrats' 'dynastic I', as a new representation technique for the early bourgeoisie – both media were made by the same guilds and there were hybrid media also (e.g., 'portraits' representing allegories or family features instead of the proper face). The first portraits served clearly a religious function at church donations or family prayers, and only later, as the bourgeois political endeavours interwove with the Humanist philosophy, did become a supplementary medium of linguistic 'I-constructions'.¹¹ Now, the Romantic 'image' of portraits seems to have inherited the Humanist tradition in a way.

An elaborated intuitive approach to the reception of images, which sounds the possibility of a direct insight into the model's psychological profile by 'reading' the traces of divine revelation and of the nature, conceived of the early Romanticism. For example, *The Disciples At Sais*, a fragmented novel by Novalis in 1799, refers to a wonderful cryptography consisting of inextricable letters, which could be the key to human cognition, i.e., the sounding language.¹² In other words, the 'hieroglyphical art' of this kind is a visual representation of the Romantic proto language (die Ursprache).¹³ The *Outpourings of an Art-Loving Friar* (1797), a short aesthetic writing by Wackenroder, also declares the 'hieroglyphical nature' of art, which connects the observer to the 'heavenly phaenomena' intuitively, that is, by re-presenting the true image of the things in the susceptible human heart.¹⁴

A more ‘positive’ but epistemologically similar approach is attributable to the physiognomy-studies, which assigned face-typological observations to the traditional forms of behaviours. This paradigm was transplanted to the mainstream of European literature through Goethe, shortly a friend of Johann Kaspar Lavater, the famous physiognomist. Later on, many illustrious writers (including Balzac, Dickens, Poe, Hardy or Oscar Wilde) tended to describe the face as a visual synthesis (or symbol) of the character’s socio-cultural milieu and of his or her main drives in life.¹⁵

So far as I see, Kemény’s novel consciously draws upon the remarkable topoi of the early Romanticism (e.g., reading the letters of the souls, which ‘shine through’ the face, hieroglyphs etc.), but instead of following these often-obscure theories closely, it tries to bring them into an inventive hermeneutical play, that is, a sort of literary jigsaw, which let ‘secret’ (unconscious) motives in the space of reading.

In presenting the portrait to the king, Pál Gyulai makes positive comments on its workmanship first: “both the depiction of character and the execution demonstrates remarkable skill” (*Vol. I. 12.*). Apropos of its fancy cadre, Gyulai remarks that “the precious *materials* competed with the mastery of fashioning, and finally they got subjected to it” (*Vol. I. 12.* – italics mine). However, his great monologue on the artistic spirit, which allegedly vanquishes even the most precious materials, is suddenly interrupted by the king’s cry of pain because of his gouty knees. When Gyulai looks at him with compassion: “Nothing – says the king, being ashamed that the tyranny of the *material* is about to overcome his spirit” (*Vol. I. 13.* – italics mine). It is somewhat remarkable that only a few words after Gyulai announced the final triumph of the artistic spirit over the precious materials, the precious material in a different sense (i.e., the king’s body) is set against the spirit again.

The mediological confusion even escalates in the following paragraph. As the proud king discovers that the features of his nephew resembles those of her mother in the portrait – who was the offspring of an inferior family – he declares ominously:

I am weak and old... and the picture of him – he shook his head – displeases me. Gyulai, it displeases me. (...) I augur no good for Transylvania. I do not. (*Vol. I. 16.*)

In answer to this, Gyulai, being a symbol of immovable fidelity throughout the novel,¹⁶ delivers a long apology in defence of the child prince, which is, from another point of view, a passionate oration against the portrait, or, to be precise, against the visual representation of human personality in general. Gyulai’s oration necessarily rewrites his former *positive* opinion about the given portrait, while it undermines the previous self-confidence of the narrator, too:

My dear Lord – Gyulai replied impassioned. The hand of the artist creates even when it imitates. If it should place two lines a hair's breath closer, the transgression appears in the shift of distance. If it emphasizes a wrinkle, the machination is clear. If the artist's brush is but a shade paler than the tinge of life... lo, the whole legion of dark intentions swarms onto the canvas. Thus the last layer, that completes and cleanses a painting, is not of dead or false substance, but originates in our hearts and shines through our eyes onto the canvas... this affinity. And, Your Majesty, according to old sayings portraiture was invented by a love struck shepherd girl, and in centuries long past was more an instrument of reverence around the funeral pyre. It's ancient purpose, it seems, was more to appease the heart than to deliver up accusatory information regarding some character to the judgment of our acquisitive minds. (...) This picture has many flaws. – Gyulai gazed closely at Torino's work. – Distortions and blunders everywhere. I do not know where, in which spots, or with which compounds. The Italian captivated my mind and put a veil over my eyes. This painting is bad: because Your Majesty does not approve of Zsigmond. But – who would deny it – there are some strokes, there must be, that are flawless copies and strikingly faithful. I would not dare say which, and I cannot choose. For Your Majesty considers the man designated to rule an ill omen. But the ability to read the countenance of a man is no science, it is barely groping, not even that. Perhaps someday our descendants will read the secret writings of the pyramids, the chronicle of Egypt that has been carved into granite, as tirelessly as we read of the wisdom of Salomon and the sentiments of David. Perhaps the stone animals, the cinnamon sealed off from the air, the dappled garments of the mummies someday will tell dumbstruck humanity the stories of one-thousand mute years, must as ink and paper divulge to us the secrets of more recent centuries, the sufferings, joys, deeds, and dreams of muscles that have turned to dust, blood that has vanished into thin air, and paling bones. This is all quite possible. But nature forges its riddles more cunningly than man. This face will never reveal more to our presentiments than misleading information. The letters of the soul are deeds, not strokes. (Vol. I. 16–18.)

Gyulai's oration is self-contradictory. On the one hand, he points out how important function painting serves in human *recollection*, that is, in recalling (the traces of) the absent. The allusion to the 'love struck shepherd girl' may recall Pliny's myth about the young Corinthian girl (*Historia Naturalis*, 79 BC) who, being deeply in love with a young man about to depart on a long journey, traced the profile of his shadow as it was thrown upon the wall by a lamp. The young man never returns, and the drawing, in time, becomes a substitute for him in his absence.¹⁷ But after all, Gyulai's argumentation concludes in the firm belief that the first impressions gained from visual representation (e.g., a portrait) must be put to moral

investigations, which study the personality in a wider context (“the letters of the soul are deeds, not strokes”). In the meantime, the oration abounds in ethically laden expressions such as “transgression”, “machination”, “dark intentions”, etc.

Discussing the hierarchy of the moral ideas and of different visual representation techniques (including writing and hierographs), it almost seems as if Gyulai got mixed up in his own argumentation. Accordingly, the ‘letters of the soul’ (the spirit or character) get legible by a mediation through different media: they shine through the model’s eyes and face, the canvas or the paper, and, finally the receiver’s eyes and mind. At every stage of the mediation process distortions may occur since: 1. the prime medium (face) is an extremely elaborated product of Nature, i.e., a quasi-divine entity, also serving as the source of imagination (this is still very much in line with the Romantic tradition); 2. the secondary medium (the portrait) is the product of an artist, who is inclined to alter ‘reality’ (i.e., nature) because of his excessive phantasy (“The hand of the artist creates even when it imitates”); 3. The receiver’s mind tends to ‘read’ the strokes (as letters) according to their own affinities. This argumentation is completely in line with Gyulai’s character, who is an ethical person par excellence in the novel. However, it is not unproblematic to imagine a judge who is able to put certain elements of the visual representation aside, including the reconstruction of the case he considers and the telling gestures of the participants in the case under scrutiny.

Mediological Implications

The traditional primordially of the language in our culture seems to strike back in the today discourse of cultural issues. Thinking in terms of the ‘pictorial turn’, we are encouraged to derive the language from our more primordial visual experience.¹⁸ It makes it so much more interesting why W. J. T. Mitchell, a prominent theorist and critic of ‘visual culture’, who always stresses that the theoretically dissociated senses and signs are unified in real life, and refer to each other in the process of a sensuous and hermeneutical round dance, still insists on maintaining the Romantic privilege of poetry even from a primarily mediological point of view:

The crucial rule of ekphrasis, however, is that the ‘other’ medium, the visual, graphic, or plastic object, is never made visible or tangible except by way of the medium of language. One might call ekphrasis a form of nesting [one medium appears inside another as its content] without touching or suturing, a kind of action-at-distance between two rigorously separated sensory and semiotic tracks, one that requires completion in the mind of the reader. This is why poetry remains the most subtle, agile master-medium of the *sensus communis*,

no matter how many spectacular multimedia inventions are devised to assault our collective sensibilities amalgamate in a more adequate mediological practise.¹⁹

Now, the question is if Mitchell's expressive description was not influenced by the old humanist reflex as well, which regards the language as, if not literally superior, but a morally favoured medium – a (band)master medium, which is destined to ensure the harmony of the 'less civilised' senses. I can accept this favorization providing it is not regarded as an epistemological categorisation, rather the rhetoric of invitation for a more 'humanistic' way of life.

In contrast with his protagonist, Kemény seems to have regarded painting as a true model for writing. He entered the following words (this time a 'real' *ekphrasis*) into his diary on 13 August, 1846, that is, during the time he was working on the novel *Pál Gyulai*:

There were three beautiful landscapes – from foreign lands. One of them made a particularly unusual impression on me. It depicted an evening sky with lightening. The depiction was not strained, and everything in it had been attained with the simplest means. A single stroke indicated that in the middle of the landscape there was a lake, on the waters of which the glimmer of the lightening was shone back. It was as grand in its genre as the scene in one of Sophocles' dramas when the father chides a young Greek leader at length and the girl sighs: father, how you have begrieved me! – and in these few words the girl's love for the boy is revealed. – As a draughtsman I could never use a mere single stroke to create an impression, and as an author I would never hit upon such exquisitely simple phrasing in my dialogues. I am a declamatory man, full of sparkle.²⁰

In a study on Miklós Wesselényi, a famous politician and orator of the time, Kemény makes a telling remark concerning the state of the contemporary Hungarian language, including his own linguistic skills. He claims there are numerous prominent orators all over the house, but there are only a few of them, who "... would have sought the majestic in the simple, and would have achieved great merits with few tools."²¹

Presumably, Kemény's 'sparkling' way of writing could owe a lot to his affinity toward painting. It is a recurring statement in the reception history that Kemény's language yielded somewhat a reformation to the Hungarian prose.²² I try to enlighten my own argumentation better by referring to Gottfried Boehm, the German philosopher and art historian, who considers the flexible and well-proportioned balance between the accurate narration of what is actually taking place in the picture ('facts') and the rhetorical techniques apt for making them 'picturesque' as the *linguistic basis* for the neat *ekphrasis*, which is, in this sense, a direct offspring of the ancient rhetorical tradition.²³ Now, in my view, the prose of

Kemény goes after the rhetoric traditions as well. It bears a permanent tension between ‘action’ (generally restricted to laconic statements which accelerate the action) and rather intellectual ‘dissections’ on social, political or psychological motivations (Kemény was an analytic journalist in ‘civil life’). The language of the novel consists of vernacular speech, archaic tenses and syntaxes of the old Transylvanian chronicles, neologisms – I could describe it as a permanent fluctuation between different styles or registers of the present Hungarian language.

But in *Pál Gyulai*, the revolutionary intellectual deepness of the language seems to be continually undermined by the prolific metaphors, in other words, by the loss of a rhetorical balance – that is why Jenő Péterfy, one of Kemény’s first literary critics likened the young Kemény’s style to a “smouldering plant” or a “volcanic eruption”.²⁴ It was probably Miklós Nagy, who first declared, in relation to this very novel, that such a tropological exaggeration could be a symptom of a linguistic crisis. Is it really necessary to write a 10-line passage evoking the “whole” wildlife of the jungle – the monographer asks – in order to express the protagonist’s astonishment at the decision of the royal council?²⁵

Characterising the Romantic period, Gerhard Neuman and Günter Oesterle speak of a ‘mediological crisis’, which resulted in regular games played with letters, sounds and tropes inside the semiotics of the language.²⁶ Novalis described the poetic language as a transition between painting and music, that is, a flexible capable of overbridging huge sensory (and semiotic) contrasts and great distances.²⁷ According to Ernő Kulcsár Szabó, the Romantic language revealed the danger being inherent in an universalist approach to language, which may jeopardise “the heterogeneity principle of the world as the linguistic and cultural basis for individuality”.²⁸

The Image of the Emperor Nero

Taking Kemény’s outstanding sense for hermeneutical speculations into consideration,²⁹ we may not regard the above argumentation as the ‘final lesson’ of the novel or either that of the protagonist. I consider it as a literary trick provoking reflection on complex philosophical (aesthetic-moral) questions. The implicit purpose of the faithful Gyulai’s oration could be reassuring the worried king (and himself) about the successor’s capabilities and talents, and thus, indirectly, about the strength of the feudal order. It is a telling detail that Gyulai plays an important court role in the spectacular funeral scene opening up the narrative of the novel. He is the privileged noble vassal, who breaks the lance of the departed prince in two against the wall of the cathedral at Kristóf Báthory’s funeral. The powerful symbols in this scene (four silver crosses pointing at the cardinal points forged from the family coat of arms, a black silkflag depicting the squelch of the blason

by a skeleton, and the resurrection on the other side, etc.) seems to have a duplex denotation as well: on the one hand they show the bereavement of the family, on the other hand they reinforce the feudal order. Accordingly, the power passes on inside the present dynasty; the dead vaivode's son, Zsigmond, takes a seat at the catafalque, supported by the representatives of the church and those of the allied dynasties.

It is also true that the prideful king is right about Zsigmond's dangerous personality, although not because he gets a mystical insight into the soul of the young prince but because of his experience with what we today call 'genetics'. That is, the prince inherited the features of his 'inferior' mother, which is a truth acknowledged by Gyulai as well ("there are some strokes, there must be, that are flawless copies and strikingly faithful"). Still, the protagonist reconsiders the judgement of the king in the name of subtler ethical standards, which is one of the most problematic issues in the novel, as in spite of its 'higher' point of view, Gyulai's scruples lead him to a seemingly logical conclusion to murder Senno, the insignificant artist.

The narrative unfolding the 'real personality' of Gyulai, Zsigmond and the other characters, continually confronts the national-romantic values with the crisis of the same values, the substance with the irony and thus it offers very different readings at the same time.

On one hand, the novel can be interpreted as an ardent criticism against Romantic irony, i.e., a featureless either-or. A mature interpretation of this kind would definitely focus on Prince Zsigmond, who is an ironic character par excellence. The central point of his dangerous personality, which unfolds gradually from various points of view in the novel around the image of Emperor Nero, is actually the *absence* of a center. His main feature is in fact a kind of narcissistic and (consequently) theatrical *irony*, springing from the lack of a stable identity. As Sopfronia remarks, he falls into melancholy about/for himself from time to time, very much like Søren Kierkegaard's Nero³⁰ in *Either/or* (1841) (as for that, Suetonius' description in *The Twelve Caesars* may have served as a common model for both):

Because you see, my dear Genga, once every three months the Prince catches a disease, which is cured not by his regular doctor, but the Jesuit. On such occasions, His Royal Highness deigns to fancy, as Nero once did, that in him a great musician of the world is perishing, who could have made the whole Europe dance to his fibre. On such occasions he never makes love or luxuriates, but – reigns. He signs the official letters with his own hands, he himself ties them up with red silk, seals them with three dragon's teeth and hands them to the court postman, for he wants to make the public believe he, who will be overthrown by Boldizsár as he states, was formed as a man whose every fiber was destined to govern, out of a material from which content-

ment trickles, as naphta from the moorland, for the people. (*Vol. I. 201–2.*)

According to the following description by the narrator, Zsigmond cultivates a pre-moral or amoral relation with himself, and consequently, with the others – like the extremely elaborated characters in the first part of the *Either/Or* (the ‘aesthetic phase’):

Does a kind of monomania rule over his highness Zsigmond that is flirtation with the thirst for power without the bleak and steady vigour of ambition, the monomania that strives to keep the world in a state of uncertainty regarding its nature, that issues its historical proclamations for reckoning, that mixes the most natural sentiments with the most affected, until in the end its essence becomes an inexplicable enigma, even to itself? For because of the forced oppositions the delicate ties that bind the ideas of such a man to his worldview, his resolutions to his principles, his desires to his inclinations, his feelings to his temper stretch and slowly break, (...) the harmony of the intellectual world ends, and a raving force in the man who has despaired of himself begins to rule over the furious tumult that rushes from one extreme to the next, seeking the compensation in the bleak delight of variety for the peace he has forever lost. (*Vol. II. 90–1.*)

Another common point between the Nero-image of Kemény and Kierkegaard is that the irony of the tyrant is somewhat an *unconscious* one (‘shadowgraph’ is the key word in Kierkegaard, while in Zsigmond’s case, it may have a lot to do with the fact he was taken to see executions as a child in order to acquire the rigor necessary for his reign (II., 90). The immense irony, being a constitutive element of Zsigmond’s personality, comes into light when, while taking opium, he speaks to Sofronia, whom he suspects to be a false lover and intends to banish in a little while:

Beautiful Sofronia – the prince said obligingly – I wish to keep the jester to drive the poets and those who pursue original ideas to ruin. What do you imagine, meek damsel, if my faithful people were to get their hands on this smoking nostrum which I hold in my mouth, and which drives away cares more than the strongest drink can exorcise the devil, how rapidly would the already enormous sheaf of ironic notions and witty remarks proliferate? (*Vol. II. 158.*)

Note the ‘jester’ or ‘buffoon’ (the Hungarian word is ‘bohóc’) plays a primarily ironic poetic function in the plays of Shakespeare or to Schlegel’s famous characterization of irony as ‘transcendental buffoonery’.³¹

Gyulai’s tragic fall during the reign of prince Zsigmond reads, by the same token, as a revenge of Romantic irony on the ‘imperative’ moral stability demands,

a kind of irony Kemény must have been familiar with because of his strict education.³² Certain biographical elements could come under discussion in order to support this reading, *The life of love* (an autobiographical short novel by Kemény) portrays a severe mother who tries to keep up strict discipline and morality in an ex-noble family reduced to poverty, while the real wish of her child is just lolling on a tree in the garden of a beloved girl. Sámuel Köteles, one of Kemény's favorite teachers in Nagyenyed, was the main interpreter of Kant's moral philosophy in the Transylvania of that time.

Similarly to Prince Zsigmond, the personality of Pál Gyulai has got psychological curiosity, too. In the beginning of the novel the narrator reveals Gyulai got an excellent humanist education in Padua, the 'grounds' of his complex personality and that of his powerful demand for the 'plenitude of life'. He is primarily a high courtier, a 'stateman', who roams in the field of 'historiae' as well. In the meantime he languishes for the love of the mysterious Eleonóra (who conceals a morganatic marriage with Senno) in line with a 'literary seclusion' on his family estate called 'Abafája'. While reading and studying all night, he often contemplates over his faith in typical Hamletian monologues:

In my mind photographs happen to appear, from time to time, to me as pleading for a shape, a cod, and they call me their murderer because I did not call them into being. (*Vol. II. 150.*)

The reader is also informed that he took part in a rebellion on the side of his first patron, Gáspár Békessy (who paid for his studies in Padua), but was pardoned because of his honesty by the voivode. As a result, he is under a serious obligation towards the royal family. "Be faithful to Prince Zsigmond with your deeds, your advice, and even in time of sufferings..." (*Vol. I. 19.*) – this is how his 'categorical imperative' would sound like.

However, paradoxically, it is his immense sense of duty which prevents him from balancing the delicate contradictions he encounters both in the anarchy that slowly prevails in Transylvania, and in his personal life. 'Maze' (tömkeleg, téveg) is a recurring key word in the novel, threatening the desired 'balance' (súlyegyen),³³ while the protagonist's 'fate' continually assaults his faith in providence. He continually alludes to how 'right' history is, at least from a retrospective point of view, in its 'judging' people and events, while the chief feature of the milieu (i.e. the court) Gyulai lives in, is hypocrisy and pretending. The symbol of this is Johannes Michael Brutus, the Italian humanist and chronicler of Transylvania, who, while being a good pen-pal, never appears personally in the novel, even as the studies on History does not play an important role in the life of historical people. Gyulai lives under the spell of poetry and love, while, driven by a 'sense of duty', he gets Senno, the eccentric artist and the secret husband of his

beloved Eleonóra, executed. While Gyulai feels as if he were predestined, by his gratitude to the royal family, to maintain a consistent and strict character in a very chaotic world around him, he does not realize in time that because he caused someone's death unnecessarily, his own life-narrative tends to fall apart as well – coupled with the poetic-linguistic structure of the novel. To sum up, I tend to read this as an allegory for a linguistic revenge on the moral imperative, which suppresses the ironic tendencies being inherent in language.

Unconscious Images

As an introduction to the nuanced description of Zsigmond's personality I analysed above, the reader encounters the narrator in the *process of recollecting* the portrait of the prince again,³⁴ which 'he' allegedly studied very attentively:

Many both sought and found in the lines of the youth, who my reader now must certainly suspect is prince Zsigmond, the terrifying signs that immediately enable one to recognize the monster, the despot, the thirst for blood, the Nero of Transylvania. I studied his portrait attentively, and now it appears before my mind's eye in all its tiny details, but I am compelled to confess in all honesty that I could not come to a similar conclusion. Perhaps my views of his character have clouded my vision. (*Vol. I. 86.*)

That is, the traditional mental image of Zsigmond, imprinted by certain historians on collective memory, is considerably altered by the personal hermeneutical effort of the narrator (the part of which is a free imagination in front of his portrait.) So the narrator claims the right to distance his *personal* opinion from the image of Prince Zsigmond provided by 'real' and official historians, who tried, in a pretty unreflected way, to imprint the image of the Emperor Nero into the minds of the general public instead of creating an own narrative (based on the figure's psychological profile). Somewhat ironically, Pál Gyulai reads Suetonius' *The Twelve Caesars* in the novel, comparing his own situation to that of Seneca.

As Hans Belting remarks, the question of images is always a question of politics as well: 'iconoclasm' means that people attempt to prevent political forces from imprinting their favourite images (statues, religious icons, electoral placards etc.) on their minds.³⁵ Belting traces the apparently troubled and paradoxical attitude toward images within Western culture – hedonistic consumption on the one hand, and a primarily *ethical* frame of perception (e.g. the claim of authenticity and of piety) on the other – back to the Reformation period, and the attitude to images in the Old Testament (e.g., the tragical encounter of Moses carrying the Commandments and the people adoring the golden calf at the foot of the Mount

Sinai).³⁶ In Miklós Almási's view, this parallel shows that while the internalized protestant iconoclasm (the one directed against *mental* images), in line with the distribution of vernacular Bibles, effectively enhanced the believers personal communication with God (that is, a biblical hermeneutics), it could evidently not satisfy the thirst for more emotional, genuine communion, the cult – which is a primarily *visual* medium.³⁷ According to Almási, this 'productive paradox' resulted in the emergence of deeply personal mental images coupled with a largely individualised hermeneutics beyond a collective morality.³⁸ Many of Kemény's novels (especially *Pál Gyulai*, *Widow and Daughter* and *The Fanatics*) represent the consequences of such an individual hermeneutics exposed to the danger of fanaticism and exploited by political manipulations.³⁹ In his monography, Miklós Nagy calls Pál Gyulai to account exactly for this fatalistic disposition, which tends to 'predestine' the protagonist to make a mental image of the political Enemy impersonated by count Boldizsár and the bandmester Senno.⁴⁰

But as the novel clearly indicates, such mental images take a cruel revenge on their owners. The soul of the noble Eleonóra is completely transformed when she sees the fresh corpse of his beloved husband, executed by the oldish mansion-guard and double agent Márkházy, who, under the name of Gyulai (represented by his ring), takes a revenge on his pique as a refused lover (in front of the eyes of the portraits of his long-ago lovers). As a result, Eleonóra gradually transforms from a "luno who went astray in the labyrinth of wordly love" (*Vol. V. 167.*) into a vengeful fury, who can easily be manipulated by political forces. She (now a secret agent of the Catholic Habsburg-party) pretends to be in love with Gyulai in order to promote his fall by making Zsigmond jealous. The rather narcissistic monarch, led by the nose by Eleonóra, directs even a sort of theatrical play for Gyulai (squirring between his duty as a statement and his passionate love to Eleonóra) in order to display his 'ownership' of the beautiful Eleonóra, who notes in her diary posteriorly:

Incomprehensible was his dissimulation of this kind, and it made me feel for the first time I also play a role with my heart. (Note on 26 September – *Vol. V. 213.*)

After the successful conspiracy, which overthrows both Gyulai and Zsigmond (and play the country into the hand of the Habsburgs), the broken Eleonóra leads a secluded life haunted by the images of the past and that is, of death. Nevertheless, the terrifying images of the past do not let her alone, and finally, triggered by a call to prepare for a new funeral (namely that of Prince Zsigmond), she will be driven to death by them. As a rather obvious poetic contrapuntist, her fellow nun and intimate friend, Cecil appears as the 'genius of resignation' in the end of the novel, thanks to the fact she managed to keep off the memories of her love-affair with

Boldizsár. In this sense, the recurring ideal of ‘resignation’ in Kemény’s works seems to be a synonym for the hermeneutical concentration of being-toward-death. The resigned, contemplative characters gain redemption by getting rid of their ‘spiritual ballasts’, the maniac ‘repetition’ (Kierkegaard), i.e., the haunting text-images which cannot be integrated into a coherent life narrative. However the resigned individuals of this kind are completely aware of the finiteness of their life time and possibilities, they spend a lot time on processing what they have experienced, by which they avoid the harmful mental images (‘idylls or idols’).⁴¹

In the Wake of the Uncapturable Self

The novel continually calls the adequate reading of the letters of the soul, that is, the direct accessibility of the self in question, and thus it challenges the self-representation of the humanist and romantic subject. Just when the reader might think he/she has got a key to the bottom of the soul of the characters, the self ‘jumps the tracks’ suddenly again. In addition to Zsigmond’s chameleon-like personality and the incomprehensible murder of the noble, humanist Gyulai, the novel offers many interesting examples of this experience being so decesive in Kemény’s world.

The motif of theatrical *acting* is subtly intertwined with *literary mimesis* in the novel, which constitutes a certain ‘theatre-in-the-theatre’. The dramatic form always belongs to those scenes which represent the life of the Spanish-Italian actors, employed by the Transylvanian court. For example, the first dramatized scene (in Book One, Chapter Two) presents a fancy ‘face ball’ (a kind of masque), during which everybody shows an inauthentic (literary or political) face. Guzman, the Portuguese ‘romance hero’ prides himself on great chivalry fights ahead of his fellow actors, but finally it turns out he fought, at the most, in order to seduce a nice maid with his friend. In the meanwhile, various groups of *secret agents* (those of the Habsburg and the Turkish Empire) mingle with the crowd waiting for the Biblical play to begin. But the scene ends in the very moment the play (about the siege of Jeriko) would actually begin, right before the rise of the curtain... The second dramatised scene (Book Two, Chapter One) is set in a dressing cabin, where the future lovers, Genga (the director of the troupe) and Sofronia (the prima donna) are conversing about their wish not to play *at* life. Just when the love of the two ‘soulful’ characters, who know the people’s falsity very well, would come to life, unexpected events occur, and Sofronia becomes the kind of actor playing one single role forever inspiredly: that of the abandoned lover. In the third dramatised scene (Book Two, Chapter Twelve) the abovementioned Genga argues heavily with Pierro (the clever bajazzo-pickpocket) whether that one is actu-

ally playacting or not when he states that he was robbed of a politically dangerous letter (namely that of Sofronia) by a stumbling grotesque figure called Gergely diák (a student). The actors do not know Gergely is always playacting in order to carry his 'dark plans' out as a double agent, craving for social rise. When Genga finally unmasks Gergely, and challenges him to a duel, the student, who pretends to be a verdant fencer, kills the enraged Genga with a feint. After all, the novel implicitly confronts the relative sincerity of the Renaissance court actors with the hypocritical pretending of the corrupt courtiers.⁴²

'Virtual' and 'real' faces (or masks) come into conflict also in the story of count Boldizsár, the uncle of Prince Zsigmond, who is an admirer of knightly ideas and shows but for long his chivalry has been confined to present spectacular parades and to seduce a naive young actress, Cecil. But from the time he realises that the royal council keeps an eye on him with the purpose of murdering him should he *appear as* a potential pretender, he is compelled to stay in hiding. Finally (Book Five, Chapter Nine), Boldizsár triumphs secretly (that is, wearing a full face visor) in a tournament, the one originally organised in order to display Prince Zsigmond's heroism (actually his best knight, Mózes Székely fights on behalf of him).

Finally, there is an interesting scene in the novel (Book One, Chapter Six) which describes a *secret room* in the royal palace furnished by Zsigmond János (the last prince of Transylvania before the reign of the Báthorys) a long time before. The walls of this room are decorated with portraits all around. The narrator explains that all the women's figures in these portraits (without consideration of their ethnotypes) are blond straight-haired females, like Zsigmond János's mother (Queen Isabella), and all the men have long faces with bony and bald foreheads, bushy eyebrows and wide chins like friar György Martinuzzi, her main political enemy. There is also an enigmatic figure in the pictures – probably a potential pretender as the narrator remarks – whose model is unknown either for the beholder of the painting or the reader of the chronicles and historical letters (NB: the narrator tends to get into the role of the audience, a reader or viewer many times in the novel).⁴³ The poetic function of this passage is not obvious at all, but a close reading may find some points of interest linking it to the mainstream(s) of the story. The secret room furnished by Zsigmond János now (in the present tense of the novel) belongs to Zsigmond Báthory, who has the same first name. The secret royal council, which deliberates whether to put Prince Zsigmond or his uncle Boldizsár away (the latter considered to be a potential pretender), is set in this secret room as well. The enigmatic figure in the pictures is said to be a potential pretender as well. The metonymic chain of the narration leads me to the conclusion that the secret room could be a symbol of Prince Zsigmond's soul, who is just as afraid of the potential pretender – namely his cousin Boldizsár – as his sometime predecessor used to be. This apprehension or paranoia is evidently a key to under-

stand the personality of the despotic prince more deeply. Perhaps it is the same paranoia which prompts me to claim that – of course in an indirect and also metonymical-poetic manner – the enigmatic picture of the secret room is again an allegory of the (fictitious) portrait of the nine-year-old Zsigmond Báthory, discussed at the beginning of this paper. Thus the adult Prince Zsigmond Báthory would most be afraid of his own (younger) self...

According to Hans Belting, the technical media use *symbolique techniques* (or ‘exchange’) to convey *imaginary contents* (after all, the chameleon-like phenomena we call a ‘human self’) by extending a living medium, the human body.⁴⁴ So the media have a primarily *mimetic* function, that is, to ‘inscene’ the never-ending play of birth, death, love and all the crucial happenings in life, something of which we do not have ‘tangible’ experience.⁴⁵ Accordingly, the mediological *reflection* draws our attention back, again and again, to the disillusioning fact that our ‘inner self’ is not accessible directly, if at all. The self, i.e., the roots of our personal identities are lost in the mists of childhood, the stories of our parents, grandparents, nations – so, after all: in the mystery of time. Obviously, an approach to poesy of this kind is quasi-paradigmatic within the Romantic literature. For example, Novalis ‘diagnoses’ long before Freud or Jung, that our dreams are able to rip a notable gap on the mysterious curtain of the soul.⁴⁶ In Kierkegaard’s *Either/or* the self is denoted by an *illegible* letter, the scripts of which tend to grow dim because of the tears coming from the reader’s anguished eyes (so the more we try, the less we succeed).⁴⁷ For reading can only provide ‘shadowgraphs’, not a sharp image of the subject. Now, Kemény’s narrator represents the very same experience in *Pál Gyulai* with the following words:

I firmly believe that every mood of the heart derives from our ideas, but primarily from particles of ideas that are too small and too rapid to take form in words and gain our notice. Thus the seed-bed of our actions, our frame of mind, assumes form amidst tiny influences and impressions that are independent of us, though they arose in us. (*Vol. II. 130.*)

In his essay *Ideas Around the Novel and the Drama*, Kemény likens the experience of writing a novel (and that of the uncapturable self) to the subtle, organic transformation of a tree,

the explanation for which is simply the passing of time, is not the stamp of light-mindedness, not a property of transience, but rather a natural process of our character, as are growth, the thickening of the trunk, the formation of bark, and decay in the organic life of the tree.⁴⁸

So the organic novel form, like the annual rings of a tree, is the best apt for formulating this experience. Besides, Kemény speaks of a journey on the 'wide, but richly cultivated' plain, which seems unswerving at first sight, but later, in mapping certain details of the journey, the passenger realises the way was rather circuitous and bumpy.⁴⁹ This parable somewhat seems to anticipate Paul Ricoeur's theory of narrative identity. The act of studying a map allegorises the act of (biographical) reading, which continually re-figures the vague 'symbolic' impressions we have gained during the journey (that is, our life experience).

Only the perception of this *organic plasticity* of any personal (or national) identity – "the explanation for which is simply the passing of time" – could constitute the basis for a new approach to stability: the one which admits its radical and vital changeability but still intends to stay credible in the scope of a powerful hermeneutical process ('mapping'). In Ricoeur's terms, the adequate answer of the 'same' (*ipse*) to the demanding question of the self (*idem*) – "where are you? can I count on you?" – could only be something like this within the modern world: "here »I« am, the one who always changes".⁵⁰ Accordingly, even though the moral consists of 'roughed strokes' of the relation between the self and the others, it is indispensable for assisting the various cultural formations (family, church, friendship, etc.) by giving culturally accepted guidelines to the unstable individual course of life (just by the dynamic being inherent in simplification). But only in case one has gained personal experience about moral values, will he or she declare of their own motion (beyond the pressure of any categorical imperative): "I try to change in a way which is acceptable for you (or for 'them') as well."⁵¹

On the other hand, the obvious psychological dangers and difficulties of this acquirement (interiorisation) process we call 'moral education' cannot be left out of consideration any more in the modern world. In other words: the modern sense of life necessitates a permanent mediation between the (Freudian) hermeneutics of desires (*'id'*) and that of the cultural demands (moral values) beyond the possibility of any linguistic shortcut.⁵² For as the example of Pál Gyulai shows clearly, the mediation of the 'I' toward others could jump the track in any step of the process somewhat involuntarily (even with 'good intentions'), the result of which is a sudden loss of balance, and that is, a personal tragedy.⁵³

Notes

¹ For the literary quotes, I owe thanks to Thomas Cooper, who wrote his thesis on this novel. Unfortunately, I cannot attach the Hungarian text because of its length. References are given to the respective page numbers of the first edition – Kemény, Zsigmond (1847) *Gyulai Pál* (Pest: Harleben). A quasi-critical edition is also available today: Kemény, Zsigmond (2011) *Gyulai Pál* Ed. Kata Dobás (Budapest: Napkút Kiadó).

- ² *Brutus, János Mihály Magyar Históriaja 1490–1552* (1863–76) Eds Ferencz Toldy, Iván Nagy (Pest: Akadémia).
- ³ János Barta's *Introduction* to the novel Kemény, Zsigmond (1967) *Gyulai Pál* Ed. Gyula Tóth (Budapest: Szépirodalmi), 60.
- ⁴ Nancy, Jean-Luc (2010) *A portré tekintete* (Le regard du portrait) tr. Tamás Seregi (Budapest: Múcsarnok Nonprofit Kft.), 7–20.
- ⁵ Mieke Bal uses this term in the sense of a given political-mediological-personal constellation, which came to light through the rise of portrait painting in the western culture: Bal, Mieke (1991), *Reading 'Rembrandt': Beyond the Word-Image Opposition* (New York and Cambridge: Cambridge University Press), 1–24.
- ⁶ Kemény's *Gyulai Pál* seems to be the first example of the Schlegelian novel form (i.e., an organical synthesis of different genres: prose, drama, lyre, diary, letter etc) in the Hungarian literature. Cf. Szegedy-Maszák, Mihály (2007) *Kemény Zsigmond* (Bratislava: Kalligram), 86. ff. Thomas Cooper attempts to trail the intertextual relations of the novel in a wider European context. Cooper, Thomas (2002) 'Zsigmond Kemény's *Gyulai Pál*: Novel as Subversion of Form' *Hungarian Studies*, Vol. 16, 29–44.
- ⁷ Cf. Erasmus, Rotterdami (2004) *A szabad döntésről* tr. Zoltán Rokay (Budapest: Jel Kiadó); Luther, Martin (1996) *A szolgálai akarat* tr. Eszter Csizmadia Jakabné et al. (Sopron: Berzsényi Dániel Evangélikus Gimnázium); Pomponazzi, Pietro (1967) *On God's Foreknowledge and Human Freedom* Trans. A. B. Fallico and H. Shapiro in *Renaissance Philosophy* New York: The Modern Library, 1, 231–80. Pomponazzi's name – in relation to his reasonings on the free will – appears more times in *Gyulai Pál*.
- ⁸ See especially: Schelling, F. W. J. (1861) *Philosophie der Kunst. Sämtliche Werke* Hrsg. Karl Schelling and J. G. Cotta (Stuttgart).
- ⁹ The narrator or editor, being an interpreter between the different historical ages and cultures, is well-known from certain novels by Walter Scott. Kemény may have followed this literary pattern. See Bényei, Péter (2007) *A történelem és a tragikum vonzásában* (Debrecen: Kossuth Egyetemi Kiadó), 326 ff.
- ¹⁰ Tiziano, whose name is mentioned in the novel, has got a painting of this myth, but it represents only one dog and maid-servants. Nevertheless, in a posterior novel of Kemény titled *Swirls of the heart*, Tiziano's painting (*The three ages of man*) serves an important poetic function indeed. Cf. Bényei, Péter (1997) 'A szerelem élete: A Kemény-elbeszélések világgépe és poétikája' in Zsigmond Kemény *Kisregények és elbeszélések*, Ed. Péter Bényei (Debrecen: Kossuth Egyetemi Kiadó), 262–6.
- ¹¹ Belting, Hans (2011) *An Anthropology of Images* tr. Thomas Dunlap (Princeton, NJ: Princeton University Press), 62–83.
- ¹² "In ihnen ahndet man desn Schlüssel dieser Wunderschrift, die Sprachlere derselben, allein die Ahndung will sich selbst in keine feste Formen fügen, und scheint kein höherer Schlüssel werden zu vollen." Novalis (Friedrich von Hardenberg) (1969) *Die Lehrlinge zu Sais. Werke* Hrsg. Gerhard Schulz (München: C. H. Beck), 95.
- ¹³ "Die erste Kunst ist Hieroglyphistik" *Ibid.*, 392. Discussed in detail by Orosz, Magdolna (2004) 'A nyelv elégtelensége: Képleírás a német romantikában' *Jelenkor*, Nos 7–8, 765–79.
- ¹⁴ Wackenroder, Wilhelm Heinrich (1991) *Sämtliche Werke und Briefe: Historisch-kritische Ausgabe* I. Hrsg. Silvio Vietta, Richard Littlejohns (Heidelberg: Universitätsverlag), 98 ff.
- ¹⁵ Cf. Porter, Roy (2003) *Marginalized Practices* (Cambridge: Cambridge University Press), The Cambridge History of Science IV, 495–7; *The Faces of Physiognomy: Interdisciplinary Approaches to Johann Caspar Lavater* (1993) Ed. Ellis Shookman (Columbia, SC: Camden House).

- ¹⁶ In respect of this main characteristic of Gyulai an observation of Ernő Kulcsár Szabó could be of importance: "az én rögzíthetlenségének nevezetes romantikus tapasztalata ugyan mindig a szubjektum belső végtelenségét, stabilizálhatatlanságát és sokféleségét hangsúlyozza, (...) de ezt a dichotóm struktúrát végül mégsem a szubjektum temporalizálódásának helyeként érti, hanem a sokféleségen való *értékjellegű* felülkereskedés identitásteremtő feltételét látja benne. «A legtökéletesebb ember – írja Novalis – összes változásaival együtt uralja konstitúcióját.»" Ernő Kulcsár Szabó (2001) 'A fragmentum néhány kérdése a nyelviség horizontváltásában' in Mihály Szegedy-Maszák and Péter Hajdu (eds) *Romantika: Világkép, művészet, irodalom* (Budapest: Osiris), 42.
- ¹⁷ The mediological approach behind this myth seems to be somewhat suprisingly up-to-date to me. In Hans Belting's view, the anthropological function of images originates from the essential human desire (historically that of the prehistoric tribes) to 're-animate' the dead, namely a departed person's spirit (the trace or absence of his place within the tribe) by embodying it in a visual medium. For example, a ritual artefact of the Neolithic era represents a human face made of a skull (for the head), of clay (for the skin), and shells (for the eyes). Cf. Belting, Hans (2005) 'Image, Medium, Body: A New Approach to Iconology' *Critical Inquiry*, Vol. 31, No. 2, 307–8.
- ¹⁸ Cf. Bredekamp, Horst (2004) 'Drehmonte – Merkmale und Ansprüche des iconic turn' in Hubert Burda and Christa Maar (Hrsg.) *Iconic turn. Die neue Macht der Bilder* (Köln: DuMont) 15–27; Sauerländer, Willibald (2004) 'Iconic turn? Eine Bitte um Ikonoklasmus' *Ibid.*, 407–27. The 'pictorial turn' tends to turn on if, from a psychoanalytic point of view, one derives visuality from the baby's smelling and touching the breast (and so on).
- ¹⁹ Mitchell, W. J. T. (2007) 'There are No Visual Media' in Oliver Grau (ed.) *MediaArtHistories* (Cambridge, MA: The MIT Press), 402.
- ²⁰ *Kemény Zsigmond naplója* (1974) Eds Margit Ács and Samu Benkő (Budapest: Magyar Helikon), 143.
- ²¹ Nagy, Miklós (1972) *Kemény Zsigmond* (Budapest: Gondolat), 53.
- ²² Barta, János *op. cit.*, 77–89; Nagy, Miklós *op. cit.*, 43–53; Szegedy-Maszák, Mihály *op. cit.*, 86–90; Cooper, Thomas *op. cit.*, 29–44.
- ²³ Boehm, Gottfried (1995) 'Bildbeschreibung' in *Beschreibungskunst–Kunstbeschreibung: Ekphrasis von der Antike bis zur Gegenwart* (München: Fink), 23–41.
- ²⁴ Péterfy, Jenő (1983) *Válogatott művei* (Budapest: Szépirodalmi), 561.
- ²⁵ Nagy, Miklós *op. cit.*, 51.
- ²⁶ Neumann, Gerhard and Oesterle, Günter (1999) 'Bild und Schrift in der Romantik' in *Bild und Schrift in der Romantik* (Würzburg: Königshausen & Neumann), 9–23.
- ²⁷ Novalis (Friedrich von Hardenberg) (1969) 'Aus dem «allgemeinen Brouillon»' in *Werke* Ed. Gerhard Schulz (München: C. H. Beck), 459.
- ²⁸ Kulcsár Szabó, Ernő (1999) 'A fordítás «antihumanizmusa» mint az önmegértés új történeti alakzata' *Alföld*, No. 2, 51.
- ²⁹ In reviewing Kemény's pamphlets on geopolitical questions after the Hungarian revolution of 1847–48 (*After Revolution and Another Word After Revolution*) Mihály Szegedy-Maszák discovered the basis for more professional studies in Kemény's excellent literary hermeneutics as well. Cf. Szegedy-Maszák, Mihály (2000) 'Az újraértelmezés kényszere: Kemény Zsigmond két röpirata a forradalomról' *Irodalomtörténet*, No. 1, 3–14.
- ³⁰ "[H]e was an aestheticist on the world throne; deep in this tyrant's soul lay melancholy. Nero was a child who never grew up; his inner man, the spirit, never broke through; it gathered within him as anger, dread, anxiety [angst]. Although Emperor of Rome, he fears a bold look from a human being and has this person destroyed. Nero has no murder on his conscience, but his spirit has a fresh anxiety. Anxiety filled himself, he seeks to make others anxious. A riddle

- to himself, he wants to be a riddle to others and to delight in their anxiety. In the judge's great portrait of Nero, Kierkegaard has captured many traits which also apply to dictators of recent times." Jansen, Billeskov *Søren Kierkegaard: Life and Work* <http://www.sorenkierkegaard.nl/artikelen/Engels/014.%20Kierkegaard%20life%20and%20work.pdf>
- 31 Schlegel, Friedrich (1980) 'Kritikai töredékek' in *Válogatott esztétikai írások*, Ed. Dénes Zoltai (Budapest: Gondolat), 220.
- 32 Papp, Ferenc (1922) *Báró Kemény Zsigmond*, I (Budapest: MTA), 59 ff.
- 33 Barta *op. cit.*, 46.
- 34 The abovementioned Wackenroder owes great importance to recollection, too, as he speaks of "the hearts defecated in contemplation", to whom the "holy humility for the withered time" shows up the true image of the things more faithfully than the "freezing looks of the official critics". Wackenroder *op. cit.*, 53.
- 35 Belting *Image, Medium, Body...*, 308.
- 36 Belting, Hans (2009) *A hiteles kép: Képviták mint hitviták* (Das echte Bild: Bildfragen als Glaubensfragen) (Budapest: Atlantisz), 237–41.
- 37 Almási, Miklós (2010) 'A képvilág paradoxonai' *Mozgó Világ*, No. 4, 103–5.
- 38 *Ibid.*
- 39 Eisemann, György (2007) 'Elhallgatás, beszéd, szubjektum Kemény Zsigmond regényeiben' *Iskolakultúra*, No. 1, 41–7.
- 40 "How come that a highly intelligent and experienced statesman becomes the slave of his immature but still debauched sovereign, a Seneca of Nero?" Nagy *op. cit.*, 43.
- 41 Cf. Kamper, Dietmar (1994) *Unmögliche Gegenwart: Zur Theorie der Phantasie* (München: Fink), 71–95.
- 42 Thomas Cooper revealed a possible correlation between the moral and theological uneasiness of the Renaissance and Kemény's own historical time, constituting the cultural basis for the subversive poetic form of the novel. Cooper, *op. cit.*
- 43 "Who was the model of these terrible sins? Neither the chronicles nor the archives could give an answer to our question." (Vol. I, 97–8.)
- 44 Belting, Hans *Image, Medium, Body...*, 305.
- 45 Cf. De Bruyn, Ben 'The Anthropological Criticism of Wolfgang Iser and Hans Belting' *Image&Narrative* (online), Issue 15. <http://www.imageandnarrative.be/inarchive/iconoclasm/iconoclasm.htm>
- 46 Novalis 'Aus dem «allgemeinen Brouillon»'... *op. cit.*, 460.
- 47 Kierkegaard, Søren (1885) *Entweder-Oder: Ein Lebensfragment* (Leipzig), 186–7.
- 48 Kemény, Zsigmond (1971) *Élet és irodalom: Tanulmányok* (Budapest: Szépirodalmi) 205.
- 49 *Ibid.*
- 50 Ricoeur, Paul (1990) 'Le soi et l'identité narrative' in Ricoeur *Soi-même comme un autre* (Paris: Seuil), 167–98.
- 51 *Ibid.*
- 52 Ricoeur, Paul (1974) 'The Question of the Subject: The Challenge of Semiology' in *The Conflict of Interpretations: Essays in Hermeneutics* tr. Kathleen McLaughlin (Evanston, IL: North-Western University Press), 264–5.
- 53 Péter Bényei discusses three cardinal points of the deep tragicity pervading Kemény's world: 1. relativizing tendencies of modern societies, 2. tragical facticity arising from the mutual influence of the persons on each other, 3. the ontic experience of caducity. Bényei, Péter *A történelem ... op. cit.*, 252–9.

A “HUNGARIAN EXPERIENCE”

SOME FRENCH TRAVELERS IN HUNGARY BETWEEN THE TWO WORLD WARS¹

HENRI DE MONTETY

EPHE
Paris, France

Travelling is often a path to awareness. French travelers in Hungary between the two wars were penetrating another world which, however, was close to their hearts. The *Ancient regime*, for Pierre Delattre. The hope to meet a spirit hostile to all kinds of domination, for Pierre Chaillet. His own dreamt past for the young Nicolas de Rochefort. As far as Aurélien Sauvageot, Aldo Dami and even the journalists of the *Action Française* are concerned, Hungary was a sort of “almost perfect” distorting mirror.

Keywords: travel, French–Hungarian relationship, interwar period

They are not altogether so many, those French who travelled in Hungary between the two World Wars. But they were not as scarce as one might fear. And their profiles were diverse enough to draw an image of Hungary, their image of Hungary, in which one can decipher, through scintillations of various ideological impressions, the French spirit gleaming in the depths – more precisely, one can see what, in Hungary, could then attract the interest of the French spirit (and curiosity).

The idea is not to launch an exhaustive and detailed description full of dates and data, routes, travel objectives and conditions, etc. I’d rather try to concentrate my attention on a few moments of illumination, seeking to uncover the motivations that provoked in the mind of a few people a sudden awareness, or a radical change of opinion, or, possibly, the final consolidation of an *idée fixe* (whether good or bad, true or false).

Jesuit priest Pierre Delattre SJ felt a great passion for Hungary. Over the course of his six journeys to Hungary from 1926 to 1932, he was able to reassess his opinion of the country. His insatiable curiosity was regularly punctuated with striking experiences, for example a procession of the holy crown. “Nothing immature,” he writes, “nothing childish in this somehow theatrical machinery, though our eyes are deprived of this luxury coming from another age.”² Not to mention a visit in the miserable suburbs of Budapest, where he met families of seven “packed in six

square meters.”³ Or an excursion in Košice (Kassa) in Slovakia: “My impressions?” he writes.

The most noteworthy is the following: one immediately feels himself in a Republic, in Košice. What a difference between the two sides of the border in the general standing and politeness. Nowhere there can one hear the *God bless you* that is so frequently heard in Hungary or even in Germany.

Sure: these “impressions” do not always refer to the field of (one would say) objective observation. The priest meant particularly politeness when it came with well-stamped piety. But that should not deter him from drawing general conclusions, for example, the one that appears in the golden book of the family estate of Móric Kornfeld, dated 13th of September 1932:

from this dear country where they keep more jealously than anywhere else the antique tradition of hospitality, Felső-Ireg [the name of the place] shall remain forever among my most favorite memories. Following our great historian, Jules Michelet, I cannot help repeating, with my soul full of the deepest sympathy: when will we finally pay our debt to this blessed people, who once saved the Occident?⁴

Nevertheless, these “impressions” are at the same time sincere and somehow volatile. In his journal, Father Delattre would write that the Kornfeld family keeps true to the paradigm of the 14th century saint: “the baroness... so charitable, so beneficial, with so little noise, almost anonymous”.⁵ At the same time, he would confess that, indeed Catholic, they were nonetheless capitalists.⁶ Where the middle ages meet capitalism. These “impressions” were not necessarily consistent, all the more so if the situation itself was not (as was frequently the case for a French traveler in Hungary). Let us add that the Father’s predilection for the picturesque was particularly fed by his visits to the princess Lónyay, born Stéphanie de Belgique and widow of the archduke Rudolf. The latter had become a rather patriotic Hungarian aristocrat when she’d married a Calvinist count raised to the condition of Catholic prince for the occasion. She would regularly provide the French Jesuit with crucial data during his training years on Hungarian culture and politics.

Father Delattre, a monarchist, was particularly interested in the Hungarian crown, which the princess described to him as a “symbol of authority originating from God [...] and the whole nation [...] furthermore the symbol of the territorial integrity of the country.”⁷ Furthermore, the Father’s notions of the crown did not remain in the sphere of abstract considerations. We already know his words about the religious procession he once came across. As far as French politics is concerned, he was an inconsolable legitimist; he was also tormented by the fact that

his monarchist grandfather was a Lutheran Alsatian.⁸ Was it not tempting to change a problem of “essence” (being a monarchist in France) for one of “conjuncture” (support the monarchy in Hungary)? One thing was sure, he said: those who wanted to understand the Hungarian situation had to adopt “a pre-revolution way of thinking”.⁹ Let us be more precise: just before the revolution. Because, according to him, the aristocracy was soon to be ruined. *Exit* the aristocracy. In 1932, Father Delattre even ceased to believe in the prospect of a monarchist restoration. He observed that because of the absence or distance of the royal family, “Hungarians finally got used to living without them.” *Exit* the monarchy. So what remained? Catholicism, the third pillar of traditional Hungarian society. But what kind of Catholicism? Sensing the contradictions of “liberal” or “social” circles, of medieval and/or capitalistic milieus, Pierre Delattre was puzzled.¹⁰

Anyone in France who is interested in the history of the Second World War knows Father Chaillet, another Jesuit priest. In 1941 he founded the main Christian underground publication during the German occupation, called *Cahiers du Témoinage Chrétien*. On the one hand, he is therefore the paragon of the early spirit of resistance, and on the other hand, he became after the war a main figure of progressive Catholicism. A less well-known aspect of his life is his travel to Hungary between October 1939 and October 1940, when he might have believed he could reconcile French “modernism” and Hungarian “traditionalism”.¹¹ What did he have in mind? It is difficult to say. He was – as is noted in his biographies¹² – a discreet, even secret man. Pierre Chaillet had spent a lot of time in Germany and Austria during the 1930s. Actually, he was, with Father Delattre, someone who had drawn the attention of French opinion to the dangers of National Socialism in Germany. While being revolted by all kinds of neo-paganisms, he felt some sympathy for chancellor Dollfuss and his attempt to build a new Christian order against Hitler. His book published in 1939 (*L’Autriche souffrante*) gives a lucid description of the situation: “betrayed by Italy, uncared for by England and France, weak and honest Austria has succumbed in an unfair duel, here comes the apotheosis of Germany.” When the war was declared in 1939, Chaillet applied to the Ministry of war, section of military intelligence. Dispatched to Hungary to gather information on local movements opposed to Nazism, he was soon to discover that he could meet people of the kind at the top of the ruling class. A few days after his arrival, he had lunch with Tibor Eckhart, a leader of the smallholders’ party, and during his Hungarian year, he had several times the occasion to meet Pál Teleki, then Prime minister. He published (the publishable part of) his impressions in two articles in the French Jesuit periodical (*Les Etudes*), where he emphasized the benefits of Hungary’s neutrality, recognizing at the same time that prudence being not particularly among their top qualities, Hungarians were particularly to be praised; neutrality was necessary if Hungary wanted to serve the cause of peace and justice in the future.¹³

Father Chaillet was helped by József Balogh, chief editor of the *Nouvelle revue de Hongrie* (published in Budapest for a worldwide francophone readership). His friendship with Balogh illustrates the ambiguity of his feelings towards Hungary. In September 1940, when Balogh asked him to write a few words for the review on the occasion of the restitution of Northern Transylvania (the so-called Second Vienna Award), Chaillet was strongly hesitant. He was indeed at that time shocked by the French defeat, and furthermore going through some convalescence in Hévíz, presumably for a bad cold. Here is what he wrote to Balogh on 7th September:

my concerns about the true interests of Hungary in the future [...] prevent me from expressing at the moment my consent, which, were it to be sincere, would come with qualifications that the Hungarian censor would deem inopportune. I'd rather keep silent".¹⁴ Balogh insisted. Chaillet submitted an article on the 17th of September, imploring Balogh to publish it, lest he "lose the taste for expressing, at least momentarily, his magyarophile feelings."¹⁵

Unfortunately, the article was not published. In the last known letter from Balogh, the latter asks Father Chaillet for a meeting to discuss the content of the article.

Before ending with the last days of Chaillet in Hungary, let us come back to the early months of 1940, before the French debacle. A curious venture took place in April, showing that at the time Father Chaillet still strongly believed in Hungary's vocation as a neutral country. We know he was on relatively intimate terms with Teleki. The Prime minister surely knew the secret nature of the mission of the Jesuit in Hungary. One day, he informed him that a German officer was in Paris under a false identity in order to build connections with French official corners. His objective was to kill Hitler. Pál Teleki asked Father Chaillet to go and meet the German and help him find his way to the right persons in the French capital. Chaillet travelled a few days to France and it seems he did meet the officer, but all progress was soon jeopardized by the German offensive on the 10th of May.¹⁶

Even the story of the real return of Chaillet to France is an adventure. As his position in Hungary was under debate, he was presumably going to be questioned by the police. Before that, the Minister of Foreign Affairs, István Csáky, provided him with a car and a chauffeur that took him right to the Romanian border. Chaillet then took a boat in the Levant and landed in Marseilles in December 1940. Then he really began his underground and half-underground activities related to assistance for refugees and Jews, something he continued until the end of the war.

So, what was the outcome of his Hungarian experience? First of all, one should remember that it coincided with the French defeat, which shocked him. I'm therefore tempted to think it was the end of Chaillet's illusions. After the wreck of

Christian corporatism in Austria, after the military and moral debacle in France, the Jesuit seemed to foresee the soon-to-come disaster of the “neo-baroque” neutral Hungary.

However, his affinities were strong with Hungarian Catholicism. The June issue of the *Nouvelle revue de Hongrie* published a necrology of Béla Bangha by Chaillet in which he praises in his Jesuit colleague for his devoted work in the fight against “the methodical organization of neo-pagan and de-christianizing forces”. It is also possible that Bangha’s famous propaganda was a model for Father Chaillet in his understanding of the importance of the press in the dissemination of the Christian message. “Already in 1914,” he writes, “[Bangha] founded *Magyar Kultura*, which he ran until his death with the almost jealous predilection of a man who built his house with his own hands.”¹⁷ This is a strong parallel with what was going to happen to Chaillet himself after the war. The experiences of Chaillet in Hungary, searching for truth and justice at a time when truth and justice seemed to be at inaccessible heights, were rich in censorship, self-censorship, and inevitable misunderstanding. They illustrate eloquently a part of the paradox of the French–Hungarian relationship.

To these two analyses, I now add a few shorter elements that also contribute to an understanding of the depths of the “Hungarian experience” for French travelers between the two World Wars.

I begin with a blunder. In point of fact, in the case of viscount de Rochefort, we are dealing with a voyage that never took place. For some years, Nicolas de Rochefort lent his pen to the Hungarian propaganda machine. He was in regular contact with the Hungarian legation in Paris and with journalists. Then in April 1935 came the official invitation to Budapest for a conference on the French–Russian pact. While at the French Ministry of Foreign Affairs tense discussions regarding the opportunity of such travel were underway (the Ministry would eventually decide to work against it),¹⁸ Rochefort wrote a letter to his Hungarian correspondent, József Balogh: “I would be much obliged if you could let me know what dress code in Budapest is: I will bring my white tie, shall I also bring my tuxedo? Shall I bring a morning coat or a simple jacket will suit?”¹⁹ Balogh, who himself was never to be faulted on the question of etiquette and who had always been very attentive to the concerns of his French correspondents, felt he had to moderate the ardor of Rochefort and recommended a simple tuxedo for all evening occasions and furthermore advised him not to bring a top hat.²⁰ The trip, however, was cancelled for mysterious reasons, and shortly afterwards, Rochefort went through some personal drama and moved to the provinces. It seems he lost contact with his Hungarian friends. All things considered, it seems this missed trip to Hungary was for him something like a first ball, a return not precisely to his childhood, but to his past. One should keep in mind that Rochefort’s background was that of French family installed in Saint Petersburg in

1789 and repatriated to France after the Russian revolution in almost miserable condition. Hungary was going to be for young Rochefort a way to reconnect with his buried past. As it so happens, this did not come to pass.

Aurélien Sauvageot was the child of a republican family in which the French revolution was still alive in everyone's heart. He was a member of the Socialist Party (SFIO), a freemason and of a rather anticlerical bent (this did not prevent him from meeting with high society in Budapest). In his book *Découverte de la Hongrie* (1937), he remembers the feelings he first had when he entered the building of the Eötvös Collegium, where he was to live for almost ten years. His room was too big, he writes, and not adequately furnished. "I felt a bit disoriented in this big space, I was behaving clumsily like someone who is wearing clothes that are too large."²¹ If he considered this relatively trivial experience as one that deserves to be recalled, it is probably because it corroborates a more diffuse feeling referring to the idea of greatness. Does this suggest that for those who know Hungary, who know how to love Hungary, the country is great? Greater Hungary is a thing of the past, yet Hungary is great because of its past, the past still lives in its present. This close relationship between the country and its past, its source of greatness, seems to have impressed French travelers. In February 1941, while in a hospital in the Pyrenees, diagnosed with bone tuberculosis, the Dominican priest Ambroise-Marie Carré wrote to József Balogh that under such sad circumstances, his only consolation was to listen to Radio-Budapest: "truly, of all the countries in which I traveled, of all the cultures I encountered, the Hungarian spirit, the history and the culture of your country talk to me the most fraternally."²² Here are the words: spirit, culture, history. Father Carré was also impressed by the coexistence of this strong national culture and the love of his Hungarian friends for France. As he wrote in June 1939 in the golden book of the Kornfeld estate, already mentioned above, "a family with strong French culture and fervent sympathy, what a comfort for the solitary traveler, and such evidence of security for the future!"²³ Still, the prophecy was wrong: the future would not bring any comfort. And one should not forget that Francophilia was hardly widespread in Hungary.

Let us come back to Sauvageot. "One more time," he wrote to his friend Endre Bajomi Lázár,

I admire the leniency with which you Hungarians treat too many people who never were your friends, but whom you always address with kindness, sometimes even respect, simply because they happen to have had some kind of business with Hungary. I appreciate this generosity, which I have known as a remarkable aspect of your mentality. Alas, you seldom enjoy reciprocity.²⁴

These reflections show the extent to which magyarophilia, as a sentiment or a posture, can be of various natures. What does it mean exactly to be a "friend of Hun-

gary”? The meaning given by Aurélien Sauvageot was probably not universal, surely not founded on a reality shared by many among the French or among Hungarians. We’re precisely now studying the Hungarian experience, as – in Sauvageot’s words – a way to “have business with Hungary”. It is worth considering another picturesque case. This is an article named “Ruthenian memories”, published on the 24th of October 1938 in the monarchist daily *l’Action française*. The author, Jacques Delebecque, foreign affairs redactor, recalls a highly unexpected trip into Hungarian territory. The context of the article was tense, almost exactly between the Munich agreements (September 30th) and the First Vienna Award (November 2nd). Soon the Hungarian invasion of Ruthenia would take place (March 19th, 1939), as an extrapolation of the return of upper Hungary decided at the Vienna Award.

Let us be clear: the monarchist newspaper was then more on the side of Hungary against Czechoslovakia, considered a shelter for freemasonry. However, Jacques Le Boucher, another journalist of *l’Action française*, used to explain that the situation in Central Europe was not to be judged in ideological or sentimental terms, but on the basis of a geopolitical analysis – one can recognize the Bainville school of international relationship, built on the pragmatic spirit of the *Action française*. “It is up to us,” le Boucher wrote, “to see what is the most desirable in the current context: is it a Hungary growing stronger? Or is it a Czechoslovakia that risks remaining totally under the influence of Berlin?”²⁵ Let us not forget that the *Action française* had not always been magyarophile. In 1934, Jacques Bainville himself had blamed Hungary for always being on the opposite side of the war.²⁶ Following on his illustrious predecessor, Jacques Delebecque had expressed in 1935 his suspicions regarding the Hungarian aristocracy, calling them “humiliated feudal people living in a constant state of boiling, a source of danger for peace in Central Europe”.²⁷ (What strange terminology for a royalist!)

After this diversion into the peculiar way of thinking of the main French monarchist movement in the 20th century, it is worth returning to the picturesque case, the personal experience of Jacques Delebecque. It took place before the First World War. In this article published in October 1938, Delebecque recounted that once he had by accident “fallen from the sky in Ruthenia”. Indeed, shortly before the war he had ended an aeronautical trip in an unexpected manner, when his balloon was diverted and eventually suddenly fell down in a remote place in the Carpathian forest. He had met there “bear hunters who were terrified by his appearance”. Finally, he had been directed to a small settlement where some German was spoken. And this allowed him to “then reach Budapest and meet civilization again”. From this experience, Delebecque drew the following conclusion: the peoples’ right to self-determination has no meaning in this region of the world.²⁸

Let us recapitulate. Ruthenia, as an allegory of Hungarian confines, is populated (in Delebecque’s assessment) with savages; the only tracks of education are

German. (Delebecque was probably referring – without knowing? – to the local Jewish pub and shop keeper. Remarkable, for a nationalist who is necessarily suspected of being, at the same time, germanophobic and anti-Semitic.) Finally, real civilization is to be found only in the center, in Budapest. Therefore the conclusion: the center shall go on ruling the peripheries. All the reasoning above is implicitly encompassed in the short narrative about the lost balloon. This equivalence between direct experience and the formation of an abstract opinion would be a striking illustration of our starting point; but we should not forget the years in which the *Action française* vilified Hungary. Would this mean that we are faced with a falsification, a construction in order to justify a change of opinion? As if Delebecque had wished to illustrate a new theory with a false memory. Alternatively, was it a late awareness of the deep meaning of his old Ruthen experience? A meaning that the doctrinal discipline of the *Action française* had until then put out of his reach? Difficult to say, all the more so in part because consistency was not Delebecque's forte. Indeed, on the 27th of October, he proclaimed that Hungarian arguments were irrefutable because of the need to curb the violation of the peoples' right to self-determination,²⁹ the same right that he himself had found groundless in the region three days before in the same newspaper. Everything depends, of course, on which people and people's right we're speaking of. Furthermore, Delebecque admitted modestly that in the game of reciprocal affirmation, France was out of the game and the winner was going to be declared in Berlin and Rome. One could not have put it better.

About Ruthenia, there was, if not in France, in Switzerland an expert who would soon write a 380 pages book about the region.³⁰ In the 1930s Aldo Dami was renowned for his ethnic and linguistic maps aiming at a moderate revision of the Hungarian boarder (in the same spirit as those of Lord Rothermere). "As a somehow theoretical geographer," he wrote, "focusing on grasping the limits between two language areas in the most humble wall, in any furrow crossing a field, I travel in order to see whether the reality matches up with the map."³¹ In this spirit, he planned to travel in upper Hungary after it was returned to the Hungarian kingdom. However, because of his paradoxical relationship with Hungarian authorities in Budapest, Hungarian diplomacy did not hurry to organize his trip.³² In the end Dami did go the following year. In the meantime, Hungary had also managed to put its hands on Ruthenia. So the Swiss journalist traveled to Ruthenia in order to realize, according to his own words, "the old oriental dream and tread upon the Occident's fearsome confines, the precise place where Slavic, Romanian and Hungarian people meet – this critical point of the universe".³³ One does not tread upon the "critical point of the universe" without being profoundly impressed by this experience. In terms of experience, Aldo Dami started his article with one by someone else, that is with baron Perényi's experience (a long one, so to say,

since the latter had been born in this region and had been the chief administrator there):

he greets me with open arms and starts praising the local population's sweetness, which recalls somehow the Slavic or even the Russian idealism; a people full of heart, generous, not yet corrupted with our Occidental capitalism – it could be one of the best people in the world were it to have the sense or order, or is that because he hasn't?³⁴

This was followed by a few comments of the same kind and some information on the first success of the Hungarian administration (bilingual schools and street signs).³⁵ Aldo Dami would also list the colourful names of the towns and counties with delight, such as *Kőrösmező*, *Munkács*, *Beregszász*, *Ungvár*, *Máramaros*, *Ugocsa*, *Bereg*, *Ung*, *Zemplén*, *Nagyszöllős*, *Királyháza*, *Técső*, *Nagyszalánc*, etc. Then return to *Kőrösmező*, more precisely to the Central hotel of *Kőrösmező*, where feeding a client was not an easy job, since this client is generally “not expected”.³⁶ At least, this was the pretext brazenly invoked by the little kid who seemed to be the maidservant there, and it cast Dami into an abyss of delight. One is at “the center of the universe” and he’s “not expected”. This is, in a few words, the synthesis of his Hungarian experience.

It is not uncommon to blame Hungarians for living in the past. These few French–Hungarian experiences shed some light on a certain manner of seeing the past that is probably specific to Hungary, on what in the past continues to subsist in a thousand different ways. The sense of hospitality, according to Father Delattre, which counterbalances possible adjustments with modernity. The impression of greatness, solemnity, according to Aurélien Sauvageot, who was particularly sensitive to this aspect in poetry (Endre Ady's). The opportunity – or maybe the hope – for Nicolas de Rochefort to track down an aspect of his own glorious past. For Aldo Dami, who hardly ever was understood, a kind of intensity that makes a brief moment (in Ruthenia) equivalent to the complexity of an entire life. And finally, Father Chaillet and Jacques Delebecque are a little bit off the tracks. The first, in 1940, founded a lot of his future engagement on the violent exit of the Hungarian mirage. The second, in 1910, seems to have entered it only by breaking into it.

Notes

- ¹ This is an English adaptation of a shorter article published in French in *Öt Kontinens* (Budapest, 2012), 11–17.
- ² *Delattre Papers* JDE 106. 6th travel in Hungary. 14 July – 2 November 1932. (All extracts from Delattre's journal are available at the Jesuit archives in Vanves, near Paris.)

- ³ The *Kiserdő* suburb was inhabited by 250,000 totally unable to sustain themselves. Delattre, Pierre (1935) *Nos amis les Hongrois* (Paris: Figuières), 111 et 164.
- ⁴ According to a copy of the Golden book provided to me by Ágnes Széchenyi. Many thanks to her.
- ⁵ *Delattre Papiers* JDE 106. 6th travel. Friday 9 September [1932].
- ⁶ This remark was made on the occasion of a discussion with József Balogh on Thursday 8 September (6th travel. 14 July – 2 Novembre 1932. *Delattre Papers* JDE 106, 109). But a parallel between Balogh and Kornfeld was made on their critical approach of György Széchenyi's social Catholicism.
- ⁷ Princess Lónyay – RP Delattre SJ, 14th Mai 1930. *Delattre Papers* JDE 220.
- ⁸ 2nd travel, 27 July – 14 August 1928 (revised in 1932), 49–50. *Delattre Papers* JDE 120. His memories on his grand father reveal a certain “chambordism”, state of mind where the religious content surpass the simple temporal loyalty. See Simpson Martin (2001) ‘The death of Henri V: Legitimists Without the Bourbons’ *French History*, Vol. 15, No. 4, 80.
- ⁹ At the high school, children are called according to the title of their parents, “and this seems all them more natural.” In the college of Gödöllő managed by the Prémontrés order, there was a domestic for ten schoolboys. [3rd] travel, in 1928, 316 (*Delattre Papers* JDE 105).
- ¹⁰ *Loc. cit.*, 12.
- ¹¹ ‘Chaillet atya titkos küldetése Magyarországra, 1939/40’ (Father Chaillet’s secret mission in Hungary, 1939/40) (2006) in *A magyar jezsuiták küldetése a kezdettől napjainkig* (Hungarian Jesuit’s mission since the early days) [Pázmány Péter Catholic University; 8–10 November 2004] (Piliscsaba: Pázmány Péter Katolikus Egyetem, Bölcsészettudományi Kar) Művelődés-történeti műhely, Rendtörténeti konferenciák 2, 677–83.
- ¹² Bédarida, Renée (1988) *Pierre Chaillet. Témoignage de la résistance spirituelle* (A witness of spiritual resistance) (Paris: Fayard), 330 pp.
- ¹³ Sçay, Pierre (Pierre Chaillet’s pen name) (1939) ‘Climat de neutralité: Impression de voyage’ (Neutrality climate: travel’s impressions) *Les Études*, October–December, 637–52.
- ¹⁴ Pierre Chaillet – Balogh József, Hévíz, 17th September 1940. National Széchenyi Library (Kézirattár, 1/551/5004).
- ¹⁵ Balogh József – Pierre Chaillet, 21st September 1940, National Széchenyi Library (Kézirattár, 1/551/5005).
- ¹⁶ The story is recalled in Bédarida, Renée *op. cit.*, 95, grounded on a document named ‘notes relatives au séjour du P. Chaillet en Hongrie en 1940’ (notes on P. Chaillet’s travel in Hungary) from a certain Jean P., 15 Februar 1973. The author of the biography, who knew well father Chaillet and presumably Jean P. as well, authenticated the document.
- ¹⁷ *Nouvelle Revue de Hongrie*, January–June 1940, 473.
- ¹⁸ Balogh – Rochefort, 22 Mai 1935. National Széchenyi Library (Kézirattár, 1/2744/24480).
- ¹⁹ Rochefort – Balogh, 15 mai 1935. National Széchenyi Library (Kézirattár, 1/2744/24476).
- ²⁰ *Loc. cit.*
- ²¹ Sauvageot, Aurélien (1937) *Découverte de la Hongrie* (Paris: Alcan), 10.
- ²² Carré – Balogh, 21 février 1941. National Széchenyi Library (Kézirattár, 1/523/4865).
- ²³ Livre d’or du château de Felső-Ireg, 11 juin 1939.
- ²⁴ Sauvageot, Aurélien – Bajomi Lázár, Endre, Aix-en-Provence, 23th February 1985 (Petőfi Museum of Literature, V4750/47/1-24).
- ²⁵ Le Boucher, Jacques (1938) ‘Hongrie et Ruthénie’ *Action française*, 18 October.
- ²⁶ Bainville, J. (1934) *L’Action française*, 22 October.
- ²⁷ Delebecque, J[acques] (1935) *Action française*, 18 August.
- ²⁸ Delebecque, Jacques (1938) ‘Souvenir de Ruthénie’ *Action française*, 24 October.
- ²⁹ Delebecque, Jacques (1938) ‘Les Hongrois sont pressés’ *Action française*, 27 October.

- ³⁰ Dami, Aldo (1944) *La Ruthénie subcarpathique* (Genève, éditions du Mont-Blanc), 381 pp.
- ³¹ Dami, Aldo (1940) ‘Ce que j’ai vu en Subcarpathie’ *Nouvelle revue de Hongrie*, Mai, 345.
- ³² “This is not topical, but we might come back to the subject in the future, if Dami take himself the initiative.” László Bartók – Szent-Ivány (Ministry of foreign affairs). 9 and 21 November 1938 (Hungarian National Archives, K66 370 cs. 1938 III-4 (A-J) doc. 460 et 461).
- ³³ Dami, Aldo ‘Ce que j’ai vu en Subcarpathie’ *ibid.*
- ³⁴ *Ibid.*, 347.
- ³⁵ On the ambiguities of the Hungarian projects for Ruthenia in 1939, among others on the debate between territorial and personal autonomy, see Vasas, Géza (2000) ‘A ruszin autonómia választójain (1939. március–szeptember)’ (Various options for the Ruthenian autonomy, March–September 1939) *Aetas*, No. 4, 64–87.
- ³⁶ Dami, Aldo ‘Ce que j’ai vu en Subcarpathie’ 351.

« HORS DE HONGRIE... »

QUELQUES JEUNESSES HONGROISES

Georges Károlyi : *Une jeunesse hongroise hors de Hongrie*

Daniel Guillaume : *Des contes*

Tibor Szabó : *Besançon–Paris, ma jeunesse étudiante en France en 1968*

Dossier coordonné par HENRI DE MONTETY

Introduction : le pays retrouvé de Xavier K.

Dernièrement, dans une province de la France profonde, en sortant d'une voiture immatriculée en Hongrie, j'entendis derrière moi un « *Jó napot* » prononcé d'une manière inédite.

Petite parenthèse. Est-ce vrai ou bien est-ce une illusion : il me semble que si l'on voit au sein d'une foule, dans le sillage de deux personnes avançant tranquillement les regards curieux se tourner, il y a fort à croire que les deux personnes en question sont en train de causer en hongrois. Ceux qui ne connaissent pas la langue, ceux-là s'étonnent à juste titre de cet idiome étrange et tendent l'oreille. Mais on constate aussi dans l'attitude attentive de certains curieux le fait que ces derniers, au contraire, connaissent la langue, mais ne s'attendaient pas à l'entendre et en même temps se réjouissent de cette brève rencontre, aussi inachevée qu'elle soit. Le Hongrois est à la fois le paradigme de l'émigré, et l'émigré improbable. À chacun sa Hongrie ; et l'on est ainsi toujours étonné d'en voir une autre surgir là où on ne l'attendait pas.

Revenons à l'exclamation joyeuse : « *Jó napot !* », qui dans son naturel était justement comme une contradiction à la parenthèse ci-dessus. C'était une exclamation franche et simple, sans détour, ce qui, du reste, ne l'empêchait pas d'être fondée sur un malentendu. Quelqu'un m'avait pris pour un Hongrois, ce qui n'est pas le cas ; d'ailleurs, il n'était sans doute pas hongrois lui-même, à en croire sa prononciation. L'un explique peut être l'autre.

Voici son histoire, brièvement. Imre l'ancien, né en 1897, arrière grand-père de Xavier K., quitta la Hongrie en 1938 avec son épouse, Teréz, en direction de la France. Il s'installa comme métayer dans le village de Coulounieix Chamiers, en Dordogne. Avant de quitter *Bakonysárkány* (à la limite des comitat de Komárom-Esztergom et de Fejér), Imre et Teréz avaient eu deux fils, dont Imre le jeune,

né le 1^{er} décembre 1924, donc arrivé en France à l'âge de 14 ans, et son frère cadet, Géza, arrivé à l'âge de six ans. Imre le jeune s'est marié en 1947. On dit qu'il est entré dans le maquis dès 1941, à 17 ans. Il fut ensuite embauché à la tréfilerie périgourdine en tant que chauffeur. Il a construit sa maison en 1966. Il a eu deux enfants, un fils, prénommé Jean-Michel, et une fille. Jusqu'en 1992, Imre le jeune a correspondu avec quelqu'un, en Hongrie, mais le correspondant est décédé au début des années 1990. Imre le jeune est mort en janvier 1992. Son fils, Jean-Michel, s'est marié en 1970, il était serrurier-menuisier dans l'industrie aluminium. Il est mort jeune, en 1999. Trois générations se sont succédées, depuis Imre l'ancien, jusqu'à Xavier K., fils de Jean-Michel. C'est Xavier K. qui m'a interpellé, en disant « *Jó napot !* ». Pourtant, son grand-père, Imre le jeune, avait interdit qu'on parlât en hongrois à la maison ; l'histoire de la Hongrie n'était pas non plus un sujet de conversation, à savoir les événements de 1920, de 1945 ou de 1956, ou de 1990. Imre le jeune parlait lui-même assez peu de son passé, de son enfance en Hongrie ou de son expérience dans la résistance. Arrivé en France à 14 ans sans parler un traître mot de français, il semblait avoir gardé le souvenir d'une intégration difficile (en 1938 !). Ses lacunes linguistiques avaient même failli lui coûter son travail de chauffeur après la guerre et ses études interrompues, ayant des difficultés à valider certaines épreuves du permis de conduire.

Pour Xavier K., la Hongrie, c'est l'arrière grand mère, Teréz, qui a vécu jusqu'en 1985, il était alors âgé d'une dizaine d'années. Teréz est parée de toutes les vertus, une femme grande, simple, gentille, droite et honnête, une femme heureuse. Elle cuisait des gâteaux hongrois ; l'une des rares évocations de la Hongrie autorisées par son fils, Imre le jeune, aux noix et aux pavots (comment se procurait-elle le pavot ? On l'ignore). Elle était très croyante et pratiquante. Son bonheur fut de porter son arrière-petit fils sur les fonds baptismaux et d'assister à sa première communion. Elle obéissait au vœu de son fils et ne parlait pas en hongrois à la maison, sinon par quelques exclamations inévitables, en cela comparables aux pâtisseries.

Xavier K. garde le souvenir d'une enfance vécue dans une ambiance très familiale. Les déjeuners le dimanche se déroulaient en présence de l'arrière-grand-mère, de ses grands parents et de ses parents. Il était fils unique et donc était le seul enfant pour toute cette famille. On jouait aux cartes, on se régalaient des gâteaux hongrois (aux noix et aux pavots). C'était un temps heureux. Tous sont enterrés au caveau familial de Coulounieix Chamiers. Il ne reste plus aucun objet, tous emportés par la sœur de Jean-Michel, qui est perdue de vue. Mais Xavier K. se rappelle : il y avait des nappes, des couverts en argent, des assiettes, un paravent. Sur les murs, toutefois, il n'y avait ni photo, ni carte de la Hongrie.

On racontait tout de même que dans les années soixante (avant la construction de la maison d'Imre le jeune, en 1966, sur un terrain attenant à celle d'Imre l'ancien), on avait reçu la visite de la famille de Hongrie (sans doute celle du troisième

frère, resté à Bakonysárkány). Une dizaine de personnes qui étaient tous venus par le train (Bakonysárkány-Coulounieix Chamiers en train, aller-retour !).

Ces années « hongroises », heureuses, avaient le charme de l'inconscience. Elles n'ont d'ailleurs acquis leur caractère véritablement « hongrois » qu'après le décès du père, en 1999. Xavier K. s'est peu à peu senti attiré par la Hongrie, tout en étant bien en peine de situer le pays sur une carte. Il entama ses premières recherches généalogiques en 2001. En guise de motivations, il invoque la curiosité sur ses origines, l'envie de savoir où est né son arrière-grand-père, de mieux connaître le lieux où son grand-père a vécu ses premières années. Une autre motivation, qui dans le flou établit un certain lien entre l'imagination et la réalité, c'est la volonté de réaliser un rêve de son père disparu trop tôt, acquérir une petite maison en Hongrie pour aller y passer du temps après la retraite. Xavier K. a déjà vécu plusieurs vies en Dordogne ; il aime la France où son existence est rythmée par un vaste réseau de connaissances.

Ses premières recherches en 2001 furent infructueuses. Les questions posées à sa grand-mère, épouse d'Imre le jeune, recevaient des réponses évasives. Puis – selon Xavier K. – les moteurs de recherche internet améliorèrent leurs performances. En 2003, il trouva un numéro de téléphone, non pas à Bakonysárkány, mais à *Abasár* (près de *Márkáz*). C'est « Roza mama » qui décroche, épouse de István K. La conversation est difficile, en l'absence d'une langue commune. Un autre K., Róbert, habite à Márkáz. Son épouse ne veut pas se faire appeler autrement que « *ánya* » ; Róbert (Robi) parle un peu d'anglais, ce qui facilite la compréhension. Puis Xavier K. trouve sur internet un site de traducteurs bénévoles qui acceptent de traduire trois courriers par mois. C'est le début d'une correspondance. En même temps, Xavier K. se renseigne sur l'Histoire, il est désormais intarissable sur le siège d'Eger, les exploits d'István Dobó, et, plus loin en arrière, l'expédition d'Árpád...

En 2006, Xavier K. a entrepris son premier voyage en Hongrie, chez les cousins de Márkáz. Leur parenté avec le foyer d'origine, à Bakonysárkány, a été confirmée. Ont suivi des voyages en avril et juillet 2006, en août 2007, en mars 2008, en août 2009 puis en août 2012 (à Bakonysárkány, pour la première fois).

István K. travaille à la centrale électrique de *Gyöngyös*. Robi K. est à son compte, sonorisateur et décorateur. C'est la vie hongroise. Le cousin de Bakonysárkány, Róbert, est ouvrier dans l'industrie automobile, à *Mór*. Tous sont intéressés par le destin de la branche française. Robi veut connaître les motivations du cousin français revenu en Hongrie. Róbert veut savoir comment est la vie en France. Ils sont très accueillants. Au départ, Xavier K. souhaitait simplement se renseigner sur ses origines, mais il a fait connaissance avec un pays attachant. La Hongrie selon lui est accueillante, elle est un pays de l'entraide, un pays riche, dans le sens où les gens sont riches dans leur cœur. Les gens y sont plus solidaires qu'en France. Mais il se sent français ; il lui est arrivé de s'interroger sur les réac-

tions querelleuses que sa qualité de français suscitait parfois en Hongrie. Peut-être à cause de Napoléon, dit-il. (Heureux homme ! Comme on le serait dans le jardin d'Eden, avant la faute – c'est-à-dire avant la connaissance...).

Un soir, en revenant des bains d'Egerszalók en voiture, sur une petite route pleine de nids de poules, il a crevé un pneu et abimé sa jante. Plusieurs personnes se sont arrêtées pour l'aider. La nuit était tombée, et ils cherchaient ensemble un enjoliveur dans le fossé. Pour Xavier K., ce fut une expérience ambiguë, à la fois le bonheur de connaître des inconnus si sympathiques, mais aussi l'embarras de ne pas assez bien savoir leur langue pour être capable de leur expliquer que l'enjoliveur de cette roue, s'étant détaché un autre jour, n'était certainement pas dans le fossé... Recherche sans espoir, peut-être, mais certainement pas vaine.

En guise d'introduction, cette brève histoire véridique nous montre que le bon dieu, comme le diable, se cache dans les détails. Tout destin individuel est le détail d'un grand ensemble à confirmer ou contredire, mais qu'il est difficile d'ignorer. Le grand ensemble, en l'occurrence, c'est « la vie hongroise hors de Hongrie », célèbre locution qui termine en affirmant que cela n'existe pas. *Ex hungaria non est vita*.

Pour compléter l'expérience brute, ci-dessus, qui dans sa véracité ressemble à s'y méprendre à la réalité – c'est bien là son intérêt en même temps que ses limites –, trois auteurs hongrois ou d'origine hongroise ont été conviés à narrer leur expérience de jeunesse en France. Epoques différentes, âges différents, horizons différents. On y retrouvera tout de même des zones de contact, comme la place centrale occupée par la grand-mère et l'importance des histoires, personnelles ou mythiques, tissant leurs fils plus ou moins spécieusement avec les événements. Et, finalement, cette étrange collision d'opinions sur mai 68 (entre les textes de *Tibor Szabó* et *Georges Károlyi*) – imprévue, faut-il le préciser – nous permet d'élargir brièvement nos études hongroises au champ non moins riche et passionnant des études françaises.

UNE JEUNESSE HONGROISE HORS DE HONGRIE

GEORGES KÁROLYI

Fondateur de la Fondation Joseph Károlyi
www.karolyi.org.hu; karolyi2@wanadoo.fr

Même les adultes ont souvent du mal à comprendre ce qui leur arrive, pourquoi on leur réserve tel ou tel traitement, pourquoi le sort s'acharne sur eux de telle ou telle manière. Alors, que dire d'un enfant qui a quitté son pays avec sa famille à l'âge d'un an et qui, au fond, n'a pas ressenti de souffrance particulière au moment-clé de l'émigration : une vie classique avec sa famille, quoi de plus normal ? Avant que je réalise où j'étais et pourquoi, il s'est écoulé bien des années.

Ma famille paternelle possédait de grands biens en Hongrie, qui nous ont été expropriés du jour au lendemain en mars 1945 dans le cadre de l'abolition des grands domaines. Mon grand-père était mort en 1934, ma famille paternelle proche se composait donc de mon père, alors âgé de 25 ans, et de ma grand-mère. Mon père avait été propriétaire, pendant la guerre, d'un petit théâtre à Budapest, le *Madách Színház* (aujourd'hui *Örkény*), qui était connu pour son action de « résistance » antiallemande, mettant en scène des pièces représentant des régimes dictatoriaux et employant un grand nombre d'acteurs juifs, dont – le plus tard célèbre – Zoltán Várkonyi. Tout le monde savait que les dictateurs étaient censés représenter. C'est pourquoi, lorsque la Hongrie a été envahie par l'armée allemande en mars 1944, ce théâtre a été immédiatement fermé. Après la fin de la guerre, Várkonyi, que mon père avait caché chez lui pendant la difficile période 1944–45, lui a « renvoyé l'ascenseur » en l'employant dans un autre théâtre de Budapest, le *Művész Színház*, dont il venait d'être nommé directeur. C'est là qu'il a fait la connaissance de ma mère, fille du peintre Tibor Pólya, qui y travaillait en tant que dessinatrice de costumes. Mes parents se sont mariés à Budapest fin 1945, je suis né en novembre 1946. La guerre était finie, mais toutes les sources de revenus de mes parents étaient taries, l'armée soviétique occupait et administrait la Hongrie, et pourtant il y avait à cette époque un courant qui pensait qu'après le retour au calme, les troupes d'occupation se retireraient et une vie normale, démocratique, pourrait voir le jour en Hongrie. Après tout, le parti communiste n'avait obtenu que 17% des voix aux élections de fin 1945, alors qu'au même moment il en recueillait 25% en France. Les Hongrois n'étaient pas communistes, il n'y avait pas

de fatalité, on espérait pouvoir refaire sa vie, difficilement certes, mais sur place. C'est ce qu'a longtemps pensé ma famille, et c'est la raison pour laquelle l'idée de l'émigration ne nous avait pas effleurés alors que beaucoup d'autres quittaient le pays, souvent dans des conditions particulièrement dramatiques.

Fin 1947, la situation avait changé. Il n'était plus possible de rester. Nous n'avions plus d'argent, nous étions clairement considérés comme « ennemis de classe », il était clair que la discrimination sociale se mettait en place et que les ennemis de classe ne devaient s'attendre à rien de bon. Il fallait partir, tant que c'était possible. Déjà, l'on ne pouvait plus quitter individuellement le pays. Seuls les groupes recevaient les visas nécessaires. Mon père s'est incrusté dans un groupe de journalistes qui devaient partir à Paris pour couvrir un tournoi de tennis. Pourquoi Paris ? D'abord parce que mon grand-oncle *Michel Károlyi*, favorable au nouveau régime, venait d'y être nommé ambassadeur, et quitte à émigrer, autant viser une destination où quelqu'un pouvait au moins nous être de secours. Et puis il y avait une seconde raison : pendant la guerre, mon père avait fait la connaissance de deux collaborateurs d'une filiale hongroise de la société française Schlumberger, qui lui avaient expliqué que le contrôle des changes avait asséché leur trésorerie et qu'ils n'avaient pas les moyens de payer les salaires de leurs employés. Mon père leur avait alors prêté les 20.000 francs suisses nécessaires, en échange d'une reconnaissance de dette lui promettant le remboursement de la somme une fois la guerre terminée. C'est donc aussi pour tenter de récupérer ce pactole inespéré que Paris avait été choisi pour destination. Avec succès, puisque dès son arrivée dans la capitale française une des premières tâches de mon père a été de se rendre rue Saint Dominique au siège de Schlumberger, où à son grand soulagement on lui a remis deux millions de francs de l'époque (aujourd'hui l'équivalent de 100.000 euros). C'est cette somme qui nous a permis de démarrer notre existence parisienne. Au départ d'ailleurs, notre but ultime était l'Argentine, Paris n'étant considéré que comme une étape. Plus tard, les difficultés d'obtention des visas et l'éclatement de la révolution péroniste nous ont définitivement fait renoncer à ce projet, et nous sommes restés à Paris. Le seul souvenir qui nous reste du projet argentin est une méthode Assimil hongrois-espagnol, que mes parents avaient achetée à Budapest avant de partir, et qui compte sans doute aujourd'hui comme une curiosité bibliophilique.

Me voici donc arrivé à Paris en novembre 1947, avec mon père, ma mère et une gouvernante, Marguerite, originaire du village de Fehérvárcsurgó où se trouvait notre propriété de famille et qui, non mariée, avait accepté le grand sacrifice de nous accompagner dans l'inconnu. C'est à elle que je dois d'avoir conservé ma connaissance du hongrois parce que, malgré les quarante-cinq années qu'elle a

passées par la suite en France, elle n'a jamais été capable d'apprendre le français. Avec mes parents, qui parlaient déjà le français, l'anglais et l'allemand en plus du hongrois, nous serions, par la force des choses, vite passés au français. Avec Marguerite, c'était impossible, je *devais* parler hongrois. Quant à ma grand-mère paternelle, elle était restée en Hongrie, avec l'intention d'y passer six mois de l'année pour tenir compagnie à sa propre mère très âgée, et six mois à Paris avec nous. Elle nous a effectivement rejoints à Paris au printemps 1948, mais quand il fut question qu'elle retourne en Hongrie à la fin de l'année, la situation avait tellement empiré – le parti communiste avait pris en main tous les rouages de l'Etat, on approchait du procès *Mindszenty* et des grands procès politiques – qu'on lui a déconseillé de rentrer. Et c'est ainsi qu'elle aussi est définitivement restée en France.

Notre installation dans notre nouvelle vie n'a pas été simple. Mon père, qui n'avait pas été formé à une vie d'émigré, ne trouvait pas de travail. Ma mère au contraire, dessinatrice de mode, avait trouvé en Paris un paradis inespéré et a très vite trouvé ses marques auprès des grandes maisons de couture (Dior, Fath, Piguet...) avant de créer sa propre petite entreprise de jupes. Elle fera plus tard une brillante carrière comme styliste chez Hermès. Mon père, entretemps, après deux années de recherches infructueuses à Paris, était allé chercher fortune au Maroc, et souhaitait que sa famille le rejoigne. Devant le refus de ma mère, ils se sont séparés. Je suis donc resté à Paris, avec ma mère, ma grand-mère et ma gouvernante Marguerite.

Tout ce que je viens de raconter jusqu'ici n'est pas un souvenir personnel. Un enfant ne commence à avoir de souvenirs personnels que vers trois-quatre ans. Ce qui s'est passé avant, « on » le lui a raconté, souvent bien plus tard. Ces « récits » marquent d'ailleurs très profondément l'enfant, parce qu'il ressent intuitivement que « son » histoire est un peu différente de celle des gens « normaux », auxquels il n'est rien arrivé de « spécial ».

Entre 1949 et 1951 (j'avais entre trois et cinq ans) nous nous retrouvons dans les Alpes Maritimes, à Roquebrune-Cap Martin, parce que la vie y était moins chère qu'à Paris. Ma grand-mère y avait loué une petite villa sur la hauteur, la villa Ouranos, où nous avons passé deux ans avec Marguerite. Celle-ci me récitait des comptines hongroises et, promue au rang de cuisinière, nous servait systématiquement ce qu'elle savait faire : les plats de la cuisine traditionnelle hongroise : poivrons farcis, dont je raffolais, soupe goulash (la vraie), gâteaux de toutes sortes. Ma mère, restée à Paris, venait nous voir de temps en temps. Le fait que je vive avec ma grand-mère et une gouvernante ne me troublait pas particulièrement, je les aimais beaucoup toutes les deux et je ne souffrais d'aucun manque affectif. Pour arrondir les fins de mois, ma grand-mère tricotait des châles en laine qu'elle

vendait 3.000 francs (environ 150 euros d'aujourd'hui) à des dames fortunées. Comme tous les enfants de mon âge, je lui demandais bien sûr de me lire des histoires. Elle s'exécutait bien volontiers, mais me demandait d'attendre qu'elle ait « terminé une rangée » de son tricotage. Elle me lisait des livres en français, et c'est au fond à Roquebrune que j'ai appris le français. Quand nous sommes retournés à Paris en 1951, je me souviens d'avoir pris congé de mes petits camarades de là-bas dans un français impeccable.

Rentrés à Paris, il a fallu songer à aller à l'école. Là encore, ma grand-mère a pris les devants. À l'âge de cinq ans, elle m'a pratiquement appris à lire et à écrire en français à la maison, en me lisant, en me faisant lire, en me faisant écrire des fables de La Fontaine ou les histoires d'Ysengrin le loup. Ce qui fait que quand à la rentrée 1952 je me suis présenté au Cours Préparatoire à l'école Saint Ambroise dans le 11^e arrondissement, la maîtresse n'avait rien à m'apprendre. Dès l'après-midi de la rentrée, je me retrouvais catapulté en Cours Élémentaire 1^e année. Cette année d'avance, je l'ai conservée jusqu'à mes études supérieures.

Je dois dire que mes années de scolarité n'ont absolument pas été marquées par une ambiance d'émigré. Comme je ne me débrouillais pas trop mal, j'arrivais pratiquement toujours à me hisser à la seconde place et à obtenir le Prix d'Honneur. Le Prix d'Excellence, privilège du premier de la classe, m'a toujours échappé. Quelques particularités m'avaient frappé dans la classe, quoique je n'en percevais pas le sens profond : le maître nous avait expliqué que l'un de mes camarades, en retard et plus âgé que la moyenne, avait des difficultés parce qu'il avait été pris dans un bombardement et que depuis il avait du mal à bien entendre. Un autre, inscrit sous le nom de Villey, se serait appelé en réalité Lévy, mais pour quelque étrange raison ses parents avaient cru bon d'inverser les syllabes de son nom. En ce qui me concerne, les maîtres « m'instrumentalisaient » parfois pour aiguillonner les autres, sur le registre « voyez le petit garçon étranger, il travaille mieux que vous tous », mais j'en tirais plutôt une sorte de timidité, certainement pas de fausse fierté. En bref, ma scolarité a été tout ce qu'il y a de plus normal et jamais, au grand jamais je n'ai eu l'impression d'être discriminé de quelque manière que ce soit pour mes origines étrangères, bien au contraire. Plus tard, pendant mes années de secondaire, le fait que je sois d'origine hongroise éveillait plutôt chez mes camarades une curiosité intéressée, on me posait beaucoup de questions, dont certaines me mettaient mal à l'aise et auxquelles je ne pouvais pas toujours répondre avec le recul nécessaire.

C'est pour cette raison que ma propre curiosité m'a poussé à interroger mes parents, ma grand-mère, ma gouvernante, sur le passé de notre famille, sur la Hongrie.

J'en profite pour faire ici une incidente, dont je suis profondément convaincu. Le phénomène de l'émigration est au début quelque chose de terriblement négatif : quitter son pays sous la contrainte, sans ressources, sans relations, sans savoir

de quoi demain sera fait et débarquer dans un monde entièrement nouveau où tout est à reconstruire est une expérience que l'on ne peut souhaiter à personne. Et encore, pour ce qui nous concerne, nous avons eu la « chance » de pouvoir quitter la Hongrie dans des conditions relativement civilisées, avec passeports, visas, en train, avec tous les bagages que nous avons pu emmener avec nous. Mon oncle Michel avait dû intervenir auprès des autorités d'occupation soviétiques pour que tous les cachets nécessaires soient apposés sur nos documents de voyage. Tous n'ont pas eu cette chance : que ce soit après la guerre ou en 1956, nombreux sont ceux qui ont dû passer la frontière de nuit, en slalomant dans les champs de mines ou sous les miradors des garde-frontières. Bref, l'acte d'émigrer n'est pas drôle, quelles qu'en soient les conditions. Et les premiers moments en pays d'émigration ne sont pas drôles non plus. Mais le temps fait son œuvre. Une fois que l'on a réussi à trouver sa place dans le pays d'accueil, une fois que l'on y a « fait son trou », une fois que l'on a appris à le connaître, il se produit une métamorphose : l'on se trouve avoir assimilé deux cultures : celle de son pays d'origine, bien sûr, et celle de son pays d'accueil. Et se trouver également à l'aise dans deux cultures est quelque chose d'infiniment positif, surtout à l'ère de l'Europe, ce qui n'est pas donné à ceux qui n'ont jamais eu à quitter leur pays d'origine. C'est une sorte de preuve par neuf du proverbe « A quelque chose malheur est bon ». Et c'est bien ce que je ressens aujourd'hui : quand mes amis hongrois me demandent avec des yeux avides « quand te réinstalles-tu donc en Hongrie ? », je leur réponds, à leur grand étonnement, que la question est mal posée : il ne s'agit pas pour moi d'envoyer promener tout ce que la France m'a donné sous prétexte que je suis d'origine hongroise et que je veux « retrouver mes racines », mais bien au contraire de m'appuyer sur ces deux piliers, dans un esprit européen, passant d'un pays à l'autre au gré des besoins et des opportunités, et en faisant fructifier chacune des deux cultures que les vicissitudes de l'Histoire nous ont permis d'assimiler et d'acquérir.

C'est vers 14–15 ans que ma curiosité vis-à-vis de la Hongrie a atteint son point culminant. La Révolution de 1956 avait contribué à cette prise de conscience. Nous étions à Rome à cette époque, le second mari de ma mère, le cinéaste Jacques Rémy, y travaillait pendant deux ans. J'avais à peine dix ans, mais je me souviens des manifestations de sympathie vis-à-vis de la Hongrie et des inscriptions « comunisti assassini » griffonnées sur les murs. On m'informait vaguement des événements : qu'on avait tiré sur la foule, qu'une partie de l'armée soviétique s'était rangée du côté des insurgés hongrois, qu'on avait dû faire venir en renfort des unités asiatiques qui ne savaient même pas où elles étaient, et que finalement l'insurrection avait été écrasée. Autre nouveauté qui avait marqué l'enfant que j'étais : nous avons vu débarquer chez nous, début décembre, toute une partie de ma famille maternelle que je n'avais jamais vue : ma marraine (une cousine de ma mère), son mari, sa mère et sa fille âgée de quatre ans. On m'a expliqué qu'ils ve-

naient de Hongrie, qu'ils étaient passés en Autriche la nuit, grâce à des passeurs, sur une planche brinquebalante enjambant le petit canal qui marquait la frontière, avec un sac à dos pour tout bagage, que la grand-mère cardiaque avait fait un malaise en cours de route. Qu'ils avaient été vus par un jeune garde-frontière hongrois, qui leur a demandé, la larme à l'œil : « Vous voulez vraiment partir ? » avant de feindre de n'avoir rien vu. Ils ont ensuite poursuivi sur Rome, logiquement, puisque nous y étions et pouvions, à notre tour, les aider. Ma marraine, très soucieuse de mon « éducation hongroise », s'est aussitôt mise à me familiariser avec des œuvres de la littérature nationale : des poèmes de János Arany (l'épopée Miklós Toldi) et de Petőfi, le célèbre roman *Egri Csillagok* de Géza Gárdonyi... Une bouffée de Hongrie m'était arrivée grâce à eux. C'est là que j'ai commencé à comprendre ce que c'était que d'être « réfugié ». Peu de temps après, j'ai appris que ma grand-mère avait proposé ses services comme interprète dans les camps où les réfugiés hongrois étaient accueillis, et qu'elle était allée pour plusieurs semaines à cet effet à Montluçon.

Plus tard, j'éprouvais une fierté certaine à citer toutes les célébrités hongroises du monde de la culture ou des sciences, que tous mes amis connaissaient de nom sans toujours savoir qu'ils étaient Hongrois ou d'origine hongroise : les grands chefs d'orchestre Eugène Ormandy, George Szell, Fritz Reiner, Antal Dorati, Georg Solti, les pianistes Géza Anda, György Cziffra... Le prix Nobel de médecine 1937, le professeur Albert Szent-Györgyi, primé pour avoir découvert la vitamine C dans le paprika, était un sujet particulièrement récurrent de « fierté nationale ». Cette recherche systématique du Hongrois dans les moindres célébrités du moment avait même pris un tour caricatural quand ma mère, dans un excès de zèle qui trahissait sa faible connaissance du monde sportif, assistant à la télévision à la victoire à Roland Garros du tennisman australien Pat Cash, s'était écriée : « Mais c'est un Hongrois : *Patkás* ! »

Les traditions nationales se retrouvaient aussi dans notre manière de fêter Noël : en France, les enfants se couchent le 24 décembre au soir et découvrent le 25 au matin les cadeaux devant l'arbre ou dans des chaussures. En ce qui nous concerne, nous avons toujours conservé la manière centre-européenne – et notamment hongroise – de fêter Noël : les parents préparent l'arbre le 24 au soir, et la grande cérémonie de remise des cadeaux a lieu avant dîner : les enfants sont introduits dans la pièce où se trouve l'arbre, on lit le récit de la naissance de Jésus, on se souhaite Joyeux Noël et chacun a le droit de débiller ses cadeaux. Alors que Noël est la fête de la joie familiale, je me suis longtemps étonné pourquoi Marguerite notre brave gouvernante se montrait aussi réservée, presque rabat-joie : elle tardait à sortir de sa chambre pour venir nous rejoindre, il fallait aller la chercher (on ne voulait pas commencer sans elle...) et quand elle finissait par arriver, l'on voyait qu'elle n'était pas vraiment dans une mentalité festive. J'ai compris plus tard qu'elle pensait à son pays lointain, dont elle avait quand même le mal, qui culminait

précisément en ces jours de fête où elle réalisait tout d'un coup la tristesse de ne pas y être...

Tout cela montre que tout en n'ayant jamais été élevé dans une mentalité d'émigré, personne – ni moi, ni mon entourage – ne pouvait occulter le fait que notre famille venait de Hongrie, et que tout notre passé se trouvait là. Là, c'est-à-dire dans un pays inaccessible, séparé de nous par un rideau de fer, et qu'il nous était impossible d'approcher. Nous ne le souhaitions d'ailleurs pas : il ne nous serait pas venu à l'idée, par exemple, de mettre le pied à l'ambassade de Hongrie ou à l'Institut culturel. Ce pays, tout simplement, n'existait pas pour nous. Dans ces conditions, la mythification prend la place d'une réalité impossible à toucher du doigt. Et c'est là qu'il faut prendre bien garde à préserver cette mythification sur des bases saines et à éviter tous les excès émotionnels qui déforment les meilleurs sentiments. Dans notre cas, la situation était d'autant plus délicate qu'un jeune collégien se vantant de « son château » risquait de provoquer chez ses camarades des réactions d'antipathie ou de jalousie difficiles à gérer.

J'ai donc commencé à faire acte de curiosité, n'hésitant pas à harceler ma grand-mère, et surtout ma gouvernante Marguerite, avec laquelle je vivais au quotidien, sur ce qu'était au fond cette vie en Hongrie qui n'existait plus. Ma mère ne pouvait entrer en ligne de compte, puisqu'elle n'a connu mon père qu'après la guerre, à une époque où la « vie de château » était terminée depuis longtemps et sur laquelle elle ne pouvait évidemment rien me dire. Quant à mon père, il avait développé sur ce point ce que j'ai appelé une « amnésie sélective », ne voulant se souvenir de rien de ce qu'avait été sa vie en Hongrie. J'en ai été très frustré, parce qu'il privait ainsi les générations qui le suivaient d'informations précieuses que personne ne pourra plus nous communiquer. Mais la curiosité des enfants est sans pitié : en insistant auprès de ceux qui voulaient bien me répondre, et en m'appuyant sur de vieilles photos noir et blanc de notre ancienne propriété – le château de *Fehérvárcsurgó*, où mes grands-parents avaient vécu, où mon père était né en 1920, où ma gouvernante Marguerite avait aussi eu sa chambre et qu'elle connaissait par cœur – j'ai réussi à me faire décrire pratiquement toute la configuration intérieure du bâtiment : où étaient la salle à manger, les différents salons, la cuisine, les chambres à coucher des uns et des autres, la chapelle, etc. Ce qui fait que quand des années plus tard – en 1984 – nous sommes effectivement « rentrés » en Hongrie pour la première fois, nos interlocuteurs de là-bas – qui nous ont très chaleureusement accueillis, parce que ma famille avait laissé sur place de bons souvenirs – ont été ébahis de constater que je connaissais par cœur la disposition des pièces d'un bâtiment où je n'avais jamais mis les pieds...

Tout ce qu'on me racontait sur la Hongrie satisfaisait certes un besoin, comblait un manque, mais était en même temps insaisissable, inaccessible, parce que – aussi bizarre que cela puisse nous paraître aujourd'hui, plus de vingt ans après la chute du rideau de fer – nous n'imaginions pas une seule seconde que nous pour-

rions un jour retourner dans ce pays et remplacer le mythe par la réalité. Mes études secondaires, puis supérieures, mon service militaire, puis mes premières années d'activité professionnelle se sont faites sur une focalisation française totale, avec en arrière-plan une conscience hongroise dont nous pensions qu'elle resterait effectivement toujours à l'arrière-plan. Bien qu'il ait existé depuis toujours une Mission Catholique Hongroise à Paris, nous ne la fréquentions que très épisodiquement – essentiellement quand ma gouvernante Marguerite demandait à y être accompagnée – préférant fréquenter l'église paroissiale de notre quartier. Nous estimions que les habitués de cette Mission rabâchaient trop leur déracinement en cercle fermé, alors que nous nous efforcions d'adopter une attitude plus ouverte et moins systématiquement nostalgique.

Les événements de mai 1968 m'ont cueilli en pleine préparation de mes examens de sortie de Sciences-Po. Je n'arrivais pas à admettre que des étudiants puissent occuper des universités, jeter des tomates à la tête de leurs professeurs et refuser de passer leurs examens, alors que pour moi l'examen était la porte d'entrée incontournable de la vie professionnelle, elle-même condition de notre subsistance et de celle de notre famille. J'avais 21 ans en mai 1968, j'étais donc un « jeune », mais sans doute atypique dans le sens où j'avais ressenti dans toute ma jeunesse la nécessité de travailler pour vivre, où j'avais appris par l'histoire de ma famille que si l'on ne se donnait pas les moyens de trouver un travail, l'on se privait en même temps des conditions d'une vie normale. C'est pour cette raison qu'en réfléchissant à tout cela, je me suis toujours dit que le stress de l'étudiant devant le danger de rater son examen était plus grand que le stress du travailleur devant le danger de perdre son emploi : si je rate mon examen, je perds tout ; si je perds mon emploi, il me reste quand même la possibilité d'en chercher un autre. C'est pour cela que je n'ai pas été « soixante-huitard ».

Plus tard, mon épouse – née à Paris, mais de parents allemands, donc aussi « française » que moi – et moi-même n'avons pas insisté pour apprendre le hongrois à nos enfants, ne voulant pas leur inculquer une « mentalité d'émigré » que moi-même je n'avais jamais eue. Pour les raisons dites plus haut, nous n'en voyions pas l'utilité. Rétrospectivement, l'on peut nous dire que nous nous sommes trompés, et on nous le reproche gentiment bien sûr aujourd'hui, mais qui pouvait prévoir l'évolution politique qui a fini par avoir lieu ? Ce qui n'empêche pas nos enfants de se positionner aujourd'hui de façon tout à fait saine et sympathique sur la Hongrie, chacun à sa manière : l'une de nos filles, mariée à un Français, insiste pour que leurs propres enfants soient gardés à Paris par des nounous hongroises, ou encore notre fils, qui a décidé de lui-même, à la fin de ses études, de passer un an à Budapest et d'y faire une immersion totale de hongrois... Sans compter que l'un comme l'autre ont souhaité, sans que nous ne le leur ayons soufflé le moins du monde, se marier en Hongrie, dans notre ancienne propriété de Fehérvárcsurgó que nous sommes parvenus à restaurer et à convertir en un Centre

Culturel de Rencontre axé sur l'ouverture européenne de la Hongrie. Comme quoi les meilleurs résultats ne sont pas obtenus par la contrainte, mais par une certaine forme d'exemple et d'état d'esprit. Si nos enfants ont agi comme ils l'ont fait, c'est que quelque part ils ont perçu le message que nous n'avions pourtant jamais exprimé de manière directive.

Mais nous en sommes arrivés au stade où je suis amené à parler de mes enfants et de mes petits-enfants : ce n'est certes plus l'âge de ma jeunesse, je dois donc m'arrêter ici pour ne pas trahir le titre de cette série. Il n'en reste pas moins qu'une bonne partie de ce que notre famille – je veux dire ma génération – a réalisé à l'âge adulte a été influencé, pour ne pas dire guidé, par les années de jeunesse. La « jeunesse hongroise hors de Hongrie » a fini par déboucher dans une vie tardive *en* Hongrie. On nous a fait sortir par la porte, nous sommes rentrés par la fenêtre. L'affirmation selon laquelle l'accomplissement d'une vie n'est souvent que la réalisation d'un rêve de jeunesse doit bien être vraie, puisqu'elle s'est vérifiée pour nous...

BESANÇON–PARIS, MA JEUNESSE ÉTUDIANTE EN FRANCE EN 1968

TIBOR SZABÓ

Université de Szeged
Szeged, Hongrie

Tout d’abord, je tiens à souligner que je me considère comme un soixante-huitard. Toute ma carrière intellectuelle et universitaire est marquée par le séjour et les études que j’ai effectués en France autour de cette époque. En tant que boursier du gouvernement français (dans le cadre du protocole d’échanges franco-hongrois), j’ai en effet vécu trois mois en Franche-Comté puis un mois à Paris entre novembre 1968 et mars 1969. Il est vrai que la grande vague de contestation étudiante était alors déjà passée, mais les « manifs » étaient encore fréquentes, tant à Besançon qu’à Paris, naturellement. Après avoir été inscrit aux cours universitaires de langue et littérature françaises à Besançon, je me suis inscrit à plusieurs cours de philosophie à Paris. Depuis des années, je souhaitais étudier en France, mais c’est par hasard que j’ai eu la chance d’y être précisément en 1968.

Comment cela se fait-il – en fin de compte – que j’ai pu passer quatre mois en France en cette année historique ? Depuis 1965, j’étais inscrit à l’Université de Szeged dans deux spécialités : la langue et la littérature française et italienne. Dès le début de mes études, je m’étais orienté vers des pays qui étaient alors considérés comme « ennemis » des pays soi-disant socialistes. De fait, dès le début de ma prise de conscience idéologique, je m’étais intéressé à la situation socio-politique des pays d’Europe occidentale. Peu d’information filtrait à travers le contrôle sévère des médias. Les frontières des pays socialistes étaient fermées par le rideau de fer. Après l’échec de la révolution de 1956, la situation politique en Hongrie était devenue encore plus dure pour la population. Dans les années soixante, les citoyens hongrois ne disposaient pas matériellement d’un passeport et s’il désiraient sortir du pays, ils devaient en faire la demande aux autorités (le précieux document devait bien sûr être restitué aux autorités dès le retour au pays). La sortie du territoire était d’ailleurs à l’époque l’une des faveurs les plus difficiles à obtenir. Lors de mes premières années d’étude, les autorités (surtout policières) refusèrent à au moins dix reprises de me donner un passeport, en dépit de l’avis favorable de mes professeurs à l’Université de Szeged, qui souhaitaient m’envoyer à l’étranger pour un séjour de courte durée. La réponse des autorités était invaria-

blement la suivante : « Votre projet de voyage à l'étranger contrevient à l'intérêt général ». Et pourtant, en 1968, pour des raisons que j'ignore, justement cette même année, j'obtins enfin la permission de sortie et une bourse d'études en France.

Pour faire comprendre ce qu'un séjour de quatre mois en France représentait à l'époque, il faut se rappeler la situation dictatoriale dans laquelle se trouvaient les pays socialistes, dont on a esquissé quelques aspects ci-dessus. La Hongrie était un pays dans lequel l'État-parti décidait directement du sort de chaque individu. Avant d'être autorisé à voyager, ma seule consolation avait été de correspondre avec de jeunes Français. À l'époque, dans certaines revues ou journaux d'information, les étrangers passaient des annonces pour correspondre avec des jeunes gens des pays de l'Est et mieux connaître la situation des pays en question. C'est ainsi que j'eus la chance d'échanger une vaste correspondance avec des jeunes français, des lettres et des cartes postales, et même parfois de petits cadeaux. Or l'année même de mon départ en France, qui devait avoir lieu en novembre, certains correspondants et amis parisiens (comme par exemple Roland Comignaghi) virent me rendre visite pendant l'été. À l'occasion d'un séjour en Hongrie, ils étaient pour la plupart étudiants et ouvriers ou du moins travailleurs d'orientation socialiste, intéressés par l'étude politique et idéologique de la Hongrie, mais il y avait aussi parmi eux des patrons et cadres d'entreprise, l'un d'eux, épicurien incomparable, est resté un bon ami, et un autre était cadre chez Renault à Boulogne Billancourt. Tous étaient enchantés de pouvoir parler français avec moi pour obtenir des renseignements officiels sur un pays socialiste. Le 20 août, nous étions au bord du *Lac Balaton* quand eut lieu l'invasion de la Tchécoslovaquie par les troupes militaires des pays socialistes. Pendant que nous commentions ensemble la situation, je prenais connaissance d'idées bien différentes de l'opinion officielle hongroise. Je me rappelle avoir été frappé par la clarté du raisonnement de mes amis. Quelques mois plus tard, lors de mon séjour en France, l'influence française allait continuer son œuvre. La confrontation à la diversité des opinions et des points de vue allait finalement modifier non seulement mes idées sur la politique et sur la société, mais, en même temps, mon orientation mentale, c'est-à-dire la méthode par laquelle je considérais le monde et ses diversités, ses antagonismes et ses contradictions. Des convictions déjà partiellement formées en Hongrie (au préalable, dans ma famille, puis à travers les contacts avec mes correspondants) allaient être considérablement renforcées pendant mon séjour en France. Et depuis, je n'ai jamais cessé de considérer tout événement (sans exception) dans un esprit réfléchi et critique, sans préconception.

Quelles que soit les circonstances, le départ de la Hongrie n'était pas une simple formalité. Du reste, comme je l'ai déjà souligné, je n'ai jamais réussi à comprendre pourquoi c'est précisément en 1968, en pleine contestation étudiante et ouvrière, que l'on m'a finalement accordé ce visa pour la France. Je fus convo-

qué au Ministère de l'Éducation où l'on me remit les documents nécessaires en me conseillant vivement de m'abstenir de toute immixtion dans quelque manifestation. Avec ces conseils dans ma valise, je pris l'avion en direction de Paris où nous atterrîmes après un bref transit à Zurich. Un ami que j'avais déjà connu lors de sa visite en Hongrie au mois d'août m'attendait à l'aéroport du Bourget. Une période importante de ma vie a commencée ce 4 novembre 1968.

Je passai d'abord quelques jours à Paris en visitant les merveilleux monuments historiques et culturels de la capitale. Paris me surprenait, voire me choquait : en compagnie de mon ami (avec qui j'entretiens aujourd'hui des relations toujours aussi amicales), je vis le Louvre, la place de la Concorde, la tour Eiffel, le quartier latin, la Sorbonne, l'opéra, puis nous allâmes au château de Versailles. Dans les musées de Paris, j'admirai les œuvres des plus importants peintres du monde, Delacroix, Courbet, Monet, Matisse, Rouault, Dufy, Chagall, Picasso, Dali, Van Gogh, etc. J'étais fortement impressionné. Après ces quelques jours mémorables, je quittai la capitale en direction de Besançon le 12 novembre.

Avant mon départ pour la France, j'avais réussi à réserver une chambre sise quai Veil-Picard au n° 73, dans la Cité Universitaire Canot des bords du Doubs. De la fenêtre de la chambre n° 106 qui m'avait été attribuée, je pouvais admirer la belle couleur verte du fleuve, qui est restée profondément marquée dans ma mémoire. Le loyer de la chambre était de 76 Frs par mois. Le coût de la chambre et le montant de ma bourse (480 Frs) m'avaient été communiqués à l'avance dans un petit livret envoyé le C.R.O.U.S., intitulé « Étudiant étranger à Besançon » (qui est toujours en ma possession). Au bureau de l'administration, je dus répondre à quelques questions et remplir des formulaires, je me rendis également au poste de Police. Je reçus une carte de séjour, une carte d'étudiant étranger, une carte d'étudiant de la Faculté des lettres et sciences humaines, un certificat de scolarité et une attestation de couverture sociale (par la Mutuelle nationale des étudiants de France). M'étant acquitté de la somme de 25 Frs, je fus admis à l'université de Besançon en tant qu'« auditeur libre », mais avec le devoir d'assister aux cours de lettres modernes, de linguistique et de stylistique. J'ai ainsi fréquenté, pendant quelques mois, les cours de linguistique de M. Peytard, les cours de littérature française de M. Petit, sur Balzac et Proust, et un autre cours de théâtre français consacré à Claudel.

À midi, on allait au restaurant universitaire où l'on recevait un repas complet pour 1,70 Fr, ce qui était très bon marché, considérant le montant de ma bourse. Pendant que l'on faisait la queue, des activistes de différents groupes politiques distribuaient des tracts politiques invitant à participer aux débats politiques et aux manifestations qui se déroulaient régulièrement et dont l'objectif était d'obtenir des changements non seulement dans l'enseignement scolaire et universitaire, mais aussi dans plusieurs autres secteurs de la société. L'esprit révolutionnaire

soufflait de ces documents parfois sommaires : les étudiants de Besançon n'étaient pas satisfaits des résultats obtenus aux mois d'avril-mai 1968 ; ils voulaient continuer le combat et obtenir une plus grande participation aux décisions de l'université. Enthousiasmé, je participai moi aussi aux assemblées des étudiants. J'assistai, par exemple, un jour à une réunion des étudiants et des professeurs où les étudiants obligèrent M. le professeur Quémada (très renommé) à changer la méthode de ses cours et celle de ses examens : selon eux, les examens devaient se dérouler en public et le professeur devait se rendre plus disponible aux problèmes des étudiants. D'autres contestations étaient à l'ordre du jour. Un autre jour, au beau milieu d'un cours dans le grand amphithéâtre, des étudiants entrèrent et interrompirent le professeur en brandissant des pancartes, tous ceux qui partageaient leurs points de vue sur les réformes pédagogiques et sociales devaient les suivre immédiatement jusqu'au centre ville afin de protester contre la loi d'Edgar Faure, alors ministre de l'éducation. Tous les suivirent. Et moi, je les accompagnai, cette fois-ci. Plus tard, j'allais me contenter d'être un simple observateur des opérations extérieures, non sans être profondément bouleversé par des événements qui étaient pour moi extrêmement inédits. D'ailleurs, commençant peu à peu à m'habituer à ce genre de scènes, je me rapprochai du centre des débats socio-politiques, c'est-à-dire de la cafétéria qui se trouvait au rez-de-chaussée de mon bâtiment dans la cité universitaire. Presque tous les soirs, il s'y déroulait de longues discussions sur la situation politique en France et à l'étranger, auxquelles je participai activement. Dans un véritable vertige, j'entendais prononcer les noms de Marcuse, Mao, Marx, Trotski, Che Guevara et d'autres. Les étudiants critiquaient vivement le caractère oppresseur du capitalisme et réclamaient la transformation radicale et révolutionnaire du système politique. Cette liberté de ton était très sympathique au jeune homme venu d'un pays où la simple critique du régime n'était pas admise.

Mon emploi du temps était très rempli, les assemblées et les manifestations alternaient avec les cours universitaires. D'ailleurs, la fréquentation des cours et de la bibliothèque restait très importante pour moi, parce que – en fin de compte – j'étais venu en France pour y suivre des études. Au cours de stylistique, nous eûmes à travailler sur quatre thèmes : un panorama de la stylistique contemporaine, les approches linguistiques de la littérature, la sémantique et la sémiologie littéraire. À mon retour en Hongrie, j'allais abondamment puiser dans cet enseignement pour achever ma thèse sur le style littéraire de Cesare Pavese. Au cours de littérature française, le professeur aborda le Côté des Guermantes, les caractères chez Proust et son expérience du temps influencée par Bergson. On y analysa également le Lys dans la vallée de Balzac. Je suivais aussi le cours de civilisation française qui me plut énormément, qui m'incita à regarder les trésors culturels de la France dans une nouvelle perspective.

C'est alors que je commençai à fréquenter un atelier de peinture, nommément l'École des Beaux-Arts de Besançon. Je peignis un tableau abstrait à huile, intitulé *Paysage*. Avec les artistes qui se trouvaient dans cet atelier, nous discutons des questions de l'art, notamment des problèmes de composition d'un tableau. Cet intérêt pour l'art (qui était déjà le mien avant mon premier voyage en France) a été renforcé tout au long de mes relations avec la France et de mes voyages ultérieurs. J'ai en effet visité beaucoup de villes françaises comme Dijon, Lyon, Grenoble, Strasbourg, Metz, Le Havre, Honfleur, Charleville-Mézières, Reims, Ronchamp, Belfort, Sceaux, etc. Dans chacune de ces villes, j'ai visité les monuments artistiques, culturels et historiques. La peinture reste encore aujourd'hui l'une de mes occupations favorites avec le travail scientifique.

Outre ces expériences révolutionnaires, universitaires et artistiques, je continuai à compléter mes connaissances dans le domaine de la littérature en lisant beaucoup. C'est alors que j'ai commencé à lire les romans classiques français. Mes auteurs de prédilection à cette époque étaient André Gide, Albert Camus, Boris Vian et Jean-Paul Sartre. J'assistai également à des représentations théâtrales au Théâtre Municipal de Besançon et – plus tard, à Paris – à l'Opéra où j'ai eu la chance d'assister à *Carmen* de Bizet. J'assistai aussi à la représentation de la *IX^e Symphonie* de Beethoven, présentée par l'ensemble de ballet de Maurice Béjart.

Une expérience formidable à Besançon fut aussi la rencontre non seulement d'étudiants et autres citoyens français (et même de comtes et comtesses, par l'intermédiaire de mes amis de correspondance), mais aussi celle d'étudiants de divers pays du monde. J'élargis ainsi mon champ de vision grâce à des rencontres souvent très amicales avec des étudiants indiens, thaïlandais, canadiens, américains, vénézuéliens, brésiliens, argentins, irlandais, anglais, allemands (de l'Ouest), libanais, etc. Chaque jour, on organisait des soirées dans les sous-sols de l'université ou dans les chambres pour faire connaître les traditions, les coutumes, l'histoire, la société et la vie quotidienne d'un pays en particulier. Certaines amitiés ont été durables. Après ce séjour en France, certains d'entre nous sont restés en contact. À l'occasion de mon départ de Besançon, mes amis m'ont écrit une lettre d'adieu émouvante. Dans cette petite compagnie, il y avait aussi un Hongrois, émigré dissident, qui n'avait plus la possibilité de retourner en Hongrie.

Quant à moi, je quittai définitivement Besançon et son université le 10 février 1969, afin d'aller continuer mes études et visites à Paris. Dans la capitale française, je continuai à visiter les monuments de la ville (Notre-Dame, l'Orangerie, le Petit et le Grand palais, etc.), mais aussi – toujours à l'aide de mes amis français – les usines Renault à Boulogne-Billancourt où je parvins à parler avec des ouvriers. Je fréquentais la faculté des lettres de la Sorbonne, notamment un cours consacré aux conceptions de Platon sur la relativité ou l'universalité des lois (question : faut-il s'y soumettre ou ne pas s'y soumettre ? Thème éminemment actuel) et un autre sur la philosophie morale des stoïciens grecs et latins. D'autre part, l'am-

bianche politico-sociale était la même que celle que j'avais laissée derrière moi à Besançon : les contestations contre le régime gaulliste ne cessaient pas. Un jour (on était en février 1969 !), sortant de la Sorbonne, je me suis soudain trouvé au milieu d'un défilé d'étudiants hurlants qui marchaient contre un mur de policiers armés sur le Boulevard Saint-Michel. La tension était énorme entre les deux groupes qui étaient prêts à en découdre, même violemment (c'est d'ailleurs ce qui arriva une demi-heure plus tard). Le moment était difficile pour moi. Je ne parvenais pas à me décider à rejoindre les étudiants contre les policiers, ou à ne pas le faire. Sur le fond, j'étais d'accord avec les étudiants contestataires, d'autant plus que je venais de rencontrer des collègues de la Sorbonne qui m'avaient de nouveau expliqué la situation politique. Toutefois, après avoir murement réfléchi, je me décidai à ne pas prendre part à la bagarre, en pensant qu'un citoyen étranger, pour différentes raisons, ne devait pas s'y mêler, quand bien même il partageait les opinions de ses collègues d'études. D'ailleurs, à l'occasion d'une rencontre strictement privée, loin des yeux qui surveillaient en tout lieu et à tout moment, un étudiant m'avait fait un tableau assez détaillé des partis d'extrême gauche en présence (les Jeunesses communistes révolutionnaires, les Jeunesses marxistes-léninistes, les anarchistes, les maoïstes, les guevaristes, les castristes, le Mouvement du 22 mars, les situationnistes inspirés par Marcuse, etc.). Tous avaient pour objectif de prendre pour de bon le contrôle des décisions prises par les enseignants, de renouveler le syndicalisme étudiant (l'U.N.E.F.), de moderniser l'université et, en fin de compte, de renverser le système politique. J'étudiais aussi attentivement les tracts révolutionnaires, dont j'ai conservé la plupart jusqu'à ce jour.

De Hongrie, j'avais eu très peu d'information sur les événements de France. Ma culture politique était sommaire ; je n'étais pour ainsi dire pas véritablement en mesure de distinguer le socialisme et le communisme de l'extrême gauche. C'est lors de mon séjour que j'ai découvert ces nuances, en observant mes collègues étudiants et en lisant la littérature révolutionnaire. Je me rappelle m'être senti le plus proche de Che Guevara. Ce séjour en France a sans conteste contribué à ma radicalisation idéologique.

De retour en Hongrie, j'ai lu le roman de Robert Merle intitulé *Derrière la vitre*, qui décrit parfaitement l'ambiance des années 1968–69. Au cours de ces quatre mois décisifs passés en France en tant qu'observateur et – en partie – participant des événements contestataires orchestrés par les étudiants français, j'ai formé mon esprit critique, ce qui est resté il me semble un caractère constant de ma personnalité.

Après de si riches expériences universitaires et socio-politiques, il était vraiment très difficile de rentrer en Hongrie. Dans ce pays de l'immobilité sociale et politique, on parlait peu de la contestation française, bien que la critique sévère du capitalisme eût pu ne pas déplaire aux autorités, mais, douze ans après la révolution hongroise de 1956, les autorités craignaient que cela ne dégénère en contesta-

tions ou critique du régime. Je dus – pour cette raison – me contrôler et veiller à ce que je pouvais dire et ne pas dire afin d’éviter d’éveiller l’attention de la police politique. Quoi qu’il en soit, j’ai tenu à conserver pour moi-même non seulement *l’esprit* de ces événements, mais aussi tous les documents glanés lors de cette période de ma vie. J’ai aussi soigneusement préservé dans ma mémoire tout ce que j’ai vu, entendu et compris, tout ce que j’ai fait pendant ma jeunesse étudiante en France. C’est pour cette raison que je me considère encore aujourd’hui un soixante-huitard.

DES CONTES

DANIEL GUILLAUME

Écrivain

Ma mère me lisait des contes populaires hongrois dans notre maison de banlieue parisienne. Quelques pages, puis c'était à moi d'enchaîner, pour apprendre à lire aussi dans l'autre langue. À nos étés appartenaient plus intimement d'autres séances de lecture, chez mon arrière grand-mère. Elle seule vivait encore (à part ma mère) sur cette branche de la famille. Des motifs ornementaux saturaient le tapis mural et les coussins du canapé-lit, dans l'unique pièce qui lui restait depuis la guerre, à l'angle de sa propre villa de Buda, bombardée par les alliés, reconstruite par d'autres puis redistribuée par l'État. Elle n'y chauffait ni les toilettes ni la cuisine, et se lavait à la bassine, d'émail blanc liséré de bleu, dans cette chambre-salon. Ces fleurs étranges, ces formes géométriques et suggestions d'animaux, condensaient en quelque sorte leurs équivalents fortunés du grand salon, chez la famille adoptive, où sur le parquet vide s'étendait un gigantesque tapis persan à base losangée sur un fond dominant nuit, d'après le souvenir que je garde de ce sol vaste mais peu pratique, à cause des plissements de la trame pelucheuse, élimée ou rêche, pour y déploie le petit train électrique ou y dresser mes plus ambitieuses constructions de bois : cylindres, cubes et parallélépipèdes s'ajointaient et tenaient mal, sur cette épaisseur. Ces tissus ont pu me convaincre qu'en terme d'humanité il n'y a pas d'atome, au fond. Pas de limite à l'analyse. Notre matière est absolument historiée. Et cette aïeule, mon arrière grand-mère née en 1887 dans son petit bourg d'une région que les accords de Trianon firent croate, sa voix contenait celle de ma mère, pour qui elle avait dû raconter de même. Mais à feuilleter de nouveau ces livres de mon enfance, j'entends aussi la voix des conteurs salariés par la radio de la Démocratie populaire, à l'époque, pour continuer de faire vivre cette parole astucieuse et enchanteresse des villages, malgré la botte du Grand frère, malgré la patte de l'ours soviétique. Ce timbre de l'aïeule remontait pour moi jusqu'à une chronique orale des Habsbourg. Non tant par les faits – largement opaques, à leur source, puisque jusqu'au bout la vieille dame, presque centenaire, a cru que je ne la savais pas juive – que par des préjugés. Une certaine façon de voir les choses. Le quotidien de l'Histoire. Avec l'Empire, elle avait en-

trevu ce siècle, le dix-neuvième, qui dans mon esprit se rattache encore au royaume des contes.

J'en ai bien sûr connu des versions destinées aux gens des villes, comme chez Perrault, Grimm, ou Fabre d'Eglantine. « Il pleut, il pleut, bergère... » vient bien d'un opéra comique. Avec les années et les déménagements, j'ai perdu et largement oublié ces récits, adaptés par Elek Benedek ou Gyula Illyés. Il m'en reste pour l'essentiel une seule intrigue, bien connue, qui ne pouvait que me toucher : un cadet de trois frères terrasse le dragon, il comble ainsi de joie le vieux roi et conquiert la princesse (de mes deux demi-frères aînés, je n'en connaissais pourtant qu'un seul). Mais plus encore que des histoires, ces contes m'ont laissé des tournures, des motifs. Le dragon à sept têtes (*hétfejű sárkány*). La formule initiale – mot à mot : « Où c'était, où ce n'était pas » (*hol volt, hol nem volt*) : elle ouvre la frontière des possibles, en suggérant qu'une même chose peut à la fois être et ne pas être. La jeune fille détenue par un monstre, un sorcier ou un roi félon, se trouvait toujours dans la plus haute tour d'un palais merveilleux « tournant sur une patte de canard » (*kacsalábon forgó palota*). Ce qui m'évoque tout de suite un bouillon de poule. Soit que je veuille ainsi, d'emblée, coudre qu'à Paris d'Henri IV, avec sa poule au pot, car Pau est à la fois, si je puis dire, la ville d'enfance de ce bon Bourbon, avec son berceau en carapace de tortue, et celle de mon père – autre « vert galant », d'ailleurs. Soit que, le passé rural restant bien plus vivant, dans la Hongrie des années 1970, même en ville, qu'à Paris, on y déjeunât, tout simplement, plus volontiers de soupe où l'on peut jeter une patte de poule. À moins que cette expression pour dire une splendeur impossible renvoie carrément à l'oiseau totémique du *Kalevala* finlandais ? Dans cette épopée, en effet, le canard envoyé par un Dieu fainéant plonge dans le limon pour en ressortir avec dans le bec de quoi faire le premier homme. Mais la séparation finno-ougrienne remonte quand même à loin, du côté de l'Oural. Et en Hongrie, les éléments nordiques restent rares, ténus. Réduits à quelques mots : « poisson », par exemple, se dit *hal – kala*, en finnois. Ils sont culturellement, bien plus marginaux que les traits scythes. Par exemple, feindre la fuite à cheval, puis se retourner soudain pour décocher une pluie de flèches, caractérisa aussi les cavaliers *magyars*. On décèle chez ces derniers plus de familiarité encore avec les peuples turcs, dont la brouillonne confédération hunnique fut conduite un temps jusqu'en France par Attila. Ses troupes redoutables se signalaient par le port de la natte, un certain type de chaudron pour faire cuire les victimes propitiatoires, ou encore une structure des clans familiaux que l'on retrouve autour des sept chefs qui occupèrent, au sortir de la steppe, le morceau de bassin carpatique nommé, plus tard, Hongrie. « Où c'était, où ce n'était pas », le dragon à sept têtes et les palais tournant sur patte de canard furent en tout cas mes « paroles ailées », mon « aurore aux doigts de rose ». Rien à faire : les contes en français me sont toujours apparus un peu fades, édulcorés, par rapport aux hongrois qui constituent je crois la matière première, pour moi, lointaine et proche, intime comme l'oubli, de toute littérature. Très attachées à ce fol-

klore, ma mère et mon arrière grand-mère juives faisaient de leurs voix, par ces récits, comme un lit profond, tout de draps frais et couvette en plume, à cette grand-mère (fille de celle-à, mère de celle-là) que les Croix fléchées conduisirent à la mort. Ces deux femmes recouvraient ainsi le massacre, et intégraient tout un passé – oriental ? – dont je ne sais rien, à part quelques prénoms sur de vieux papiers (Moïse, Jacob), dans des arbres généalogiques reconstitués à la hâte, au crayon de plomb face aux lois raciales, et à part une certaine prédilection, chez elles, toutes deux chrétiennes de religion, pour l’Ancien testament. Elles m’ont convaincu que la lecture (et donc l’écriture qui la rend possible) faisait arriver à bon port. Vif, gratuit, apparemment coupé des affaires sérieuses – adultes – (à moins qu’il n’en soit secrètement la *patte de canard* : le *pied d’argile* ?), ce plaisir travaille le nœud de l’Histoire. Il vibrait dans les mots et leurs timbres, dans les intonations douces et profondes des mères.

Petőfi tente hardiment ce lien des mondes, dans un conte en vers où il orchestre avec astuce des éléments populaires. Parmi les exploits de son personnage Jean le Preux (*János vitéz*), il n’y a rien moins, en effet, que de sauver le roi de France face à l’invasion des Turcs. János traverse pour cela les Alpes à cheval, sur les traces des légions romaines. Mais il refusera la main de la princesse atlantique, par amour de sa bergère Juliska. Elle est restée l’attendre au village. Il ne sait pas encore qu’elle est morte. Sans trop d’illusion sans doute, avant 1848 (Petőfi mourra dans l’insurrection), la Hongrie romantique soulevée contre les Habsbourg se rêvait salvatrice de l’Occident. Vieille histoire. Les chevaliers de mes rêves purent donc sans gêne être binationaux. Historiquement, toutefois, de François premier et Louis quatorze à la Petite Entente, les alliances gauloises vont plutôt vers l’orient : jusqu’à Constantinople, vers la Pologne et la Serbie pour prendre à revers les Habsbourg. Ce Prince hongrois, François II Rákóczi de Transylvanie, en connut la désillusion. L’occupation autrichienne devenant pire que la turque, et la Pologne de Sobieski faisant faux-bond, les Malcontents hongrois, regroupés derrière Rákóczi, servirent un moment Louis XIV pour coincer en tenaille Léopold et l’Empire, pendant la guerre de succession d’Espagne. Derrière son étendard, brandi parfois malgré lui, les serfs partis se battre avec faux et cognées, les haïdouks et autres partisans ont poussé leurs troupes en désordre jusqu’à Vienne. Mais les choses se gâtèrent assez vite, par l’ouest. La France fatigue, dans ses petits jeux d’alliances. Son peuple s’épuise, ponctionné par les fermiers généraux. La crise couve dès avant le Grand hiver, quand la Seine gela depuis Paris jusqu’à son embouchure. À partir d’Höchstadt, les batailles perdues succédèrent donc pour Rákóczi aux succès de la guérilla. On refusait sa monnaie de cuivre et, à force aussi de libertés promises par leur chef héroïque, naïf, obstiné, aux loqueteux qui font le gros des troupes mais qui ne rapportent plus, les chefs de son armée, les grands, pensent de plus en plus à récupérer leurs privilèges. Quitte à en rabattre, sur l’indépendance. Versailles paye moins. Négocie. Le Tsar les balade.

Sa cause est de toute évidence perdue, mais le Prince refuse. Que d'autres signent des traités conciliants. Lui s'exile. À la cour de France, sa femme, dont les désordres contribuèrent à le jeter dans une pratique austère, elle, favorite de Madame de Maintenon, l'introduisit dans la meilleure société. Il voyait le roi librement, sans ostentation. Il rédigeait ses *Mémoires* en français et fut de toutes les chasses, de tous les voyages à Marly. La rigueur d'un quotidien très strict (au pain sec et à l'eau, une ou deux fois la semaine) et ses retraites, même, à l'abbaye de Grosbois, n'empêchaient pas qu'il possédât, sur le Quai Malaquais, cet Hôtel de Transylvanie où vous vous rappelez peut-être que Lescaut, le frère de Manon, ayant introduit le Chevalier des Grieux dans sa *ligue de l'industrie*, lui apprend à tricher au jeu : c'était avec les officiers d'un certain Prince de R. D'Argenson, lieutenant de police, n'avait peut-être pas tort de s'inquiéter des désordres que pouvait créer un tel établissement. Pourtant, malgré ce qu'en avait toujours dit ma mère, il ne s'agissait pas d'un bordel. Je pus le vérifier à la Sorbonne. Je feuilletai quelques Pléiades sous les plafonds à bords bleus pâles, avec leurs discutables fresques Second Empire. Richelieu, François 1^{er}. Tout diplôme passé, je peinais à rester, comme dans tout lieu de travail public, d'ailleurs, parmi ces étudiants plus jeunes, ces enseignants et ces chercheurs, dans un univers où dans mon genre n'avait guère sa place. Il traverse donc la bibliothèque et s'éclipse, voyeur entré par effraction – à moins que ce ne soit avec l'accord, cette fois, d'occupants titrés que ça excite : ils relèvent leur chemise de nuit, turgescents et grognant, lâchent leurs mains sur les chairs – dans la chambre à coucher derrière les rideaux pourpres de laquelle un pervers mortifié se cache. Saint-Simon écrit de Rákóczi qu'il avait un air tartare. « Fort honnête homme » mais « de fort peu d'esprit ». Son secrétaire, Kelemen, raconte la vie très réglée du dernier exil, lorsque ce maître finit par répondre à l'invitation du Sultan : le lever à cinq heures et les multiples messes, les prières quotidiennes au battement du tambour. Revenu de ses débuts frivoles, viennois, de tout son passé politique et mondain, Rákóczi a terminé là ses *Confessions*, prenant modèle sur Saint Augustin. En latin donc, cette fois, sur les bords de la mer de Marmara, dans une maison qu'on se figure entourée de roses. Il souffrait de la goutte. Quand il mourut, le sang dans son corps semblait s'être changé en une boue argileuse. On se plaît tout de même à imaginer pour un tel homme une fin plus Régence. D'agréables retours de jeunesse. Les janissaires à sa porte et la rigueur spirituelle n'empêchèrent peut-être pas qu'on l'aère de palmes, qu'on le parfume de pénétrantes senteurs. De jolies esclaves se font alors prendre par lui dans des poses. *Distensio animi*. Elles répondent à ses gestes un peu las par des initiatives intelligentes : mots piquants et flatteries de couilles, doigts fins et longues langues, sur les coussins d'une salle subtilement protégée de la chaleur environnante, qui vibre.